

DIE WELTWOCHEN



Kinder, streitet euch

Jeder Tag ohne Auseinandersetzung ist ein verlorener Tag.

Gabriele Haug-Schnabel

Badrans Irrlehren

Wie viel Unsinn erzählt die beliebte Linkspolitikerin? *Marcel Odermatt*

Russland-Sanktionen: Bern hat sich verrannt

Die Kollektivstrafen sind rechtlich unhaltbar.

Prof. Dr. Carl Baudenbacher

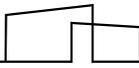
Medizin der Seele
Peter Rüedis heiteres
Plädoyer fürs
Weintrinken

LIVING THE BEST VIEW.



Das rahmenlose Premium-Schiebefenster ermöglicht ein grenzenloses Raumerlebnis voller Licht, Luft und Atmosphäre.

Schweizer Perfektion seit 1886 | [swissfine.com](https://www.swissfine.com)


swissFineLine
exclusive frameless windows & doors

Schweizer, verteidigt eure Demokratie

Magdeburg

Die Schweiz ist ein Wunder. Einen demokratischeren Staat gibt es nicht. Der grosse Basler Historiker Jacob Burckhardt bewunderte die Schweiz. Sie war für ihn ein Staat, in dem der Bürger noch Bürger im «umfassenden Sinn des Wortes» sei. Tatsächlich gibt es kein Land, in dem die Bürger mehr zu sagen haben. Und auf den ersten Blick ist es ja erstaunlich: Ihre Staatssäulen stellen Volksrechte, Freiheit und Eigenverantwortung ins Zentrum. Damit ist die Schweiz hervorragend gefahren, hat sie mit Erfolg navigiert durch die Stürme und Shitstorms der Geschichte. Trotzdem ist sie ein weltweit einzigartiger Sonderfall geblieben. Niemand will oder kann das Erfolgsmodell kopieren. Warum eigentlich nicht, wo es doch nachweislich so gut funktioniert?

Nur bei oberflächlicher Betrachtung überascht die Diagnose. Die Schweiz ist das Gegenteil eines Machtstaats. Ihre Staatsform ist eine Zumutung für jeden Politiker, denn sie setzt ihn dem gnadenlosen Misstrauen der Bürger aus. In keinem anderen Land haben die Politiker weniger und die Bürger mehr zu sagen. Das ist der Grund, warum die meisten Schweizer Politiker, wenn sie tief genug in den Spiegel schauen, erkennen, dass sie unsere Institutionen der Machtzertrümmerung – direkte Demokratie, Kantönligkeit, Gemeindeautonomie und Föderalismus, immerwährende, bewaffnete, umfassende Neutralität – im Grunde als Belästigung empfinden, als einen institutionalisierten Störfall, als beleidigende Vereitelung und Behinderung ihres Wirkens, das sich in anderen Staatsformen weit freier entfalten könnte.

Nichts ist weniger selbstverständlich als unsere Freiheit, die Freiheit von uns Schweizern, und niemand bedroht sie mehr als die von uns direkt oder indirekt gewählten Politiker, obwohl sie diesen Befund natürlich auf das Entschiedenste und wohl auch auf das Empörteste zurückweisen würden, was nur umso klarer belegt, dass es stimmt. Täglich arbeiten sie in Bern daran, Parteien, Verwaltung, Richter, die Macht des Volkes zurückzudrängen, zu relativieren, zu beschneiden, um dadurch die eigene Macht automatisch zu vergrössern. Jede auch noch so abwegige Chance und Gelegenheit packen

sie, um ihrem Ziel näherzukommen, die einzigartigen Volksrechte aus Eigennutz zurückzubinden. Mit Corona und dem Klima sind sie erst recht auf den Geschmack gekommen. Jetzt machen sie weiter. Es sei denn, der Bürger hindert sie daran.

Keineswegs behaupte ich, hier läge nur böser Wille vor, ein finsternes Machtstreben, wie es in der Geschichte so viel Unheil angerichtet hat. Das mag es in Einzelfällen geben, niemand ist heilig oder perfekt, es sind alles nur Menschen, aber aus meiner Sicht hat es mit den Eigengesetzlichkeiten, mit der inneren Wachstums-

Die EU ist ein Gebilde zur Selbstverwirklichung von Politikern.

dynamik des Staates zu tun, des grössten Monopols in einem jeden Land. Dessen Sachwalter und Profiteure werden zu Prothesen, zu ausführenden Agenten eines Apparats der Macht, den sie doch eigentlich hemmen, dämmen und einhegen sollten. Unter die Räder kommen die Bürger, kommt die Freiheit, kommen schliesslich Wohlstand und Wohlergehen des ganzen Landes. Beispiele finden sich zuhauf.

Seit Jahren versucht eine Mehrheit der Parteien, um, wie es heisst, den wirtschaftlichen Fortbestand der Schweiz zu sichern, unser Land den Institutionen der Europäischen Union zu unterwerfen. Obwohl das Volk keinen EU-Beitritt will, weder einen offenen noch einen verdeckten, ist man dabei, unserer Schweiz einen unwürdigen Kolonialvertrag aufzuschwatzen. Am Nasenring will man uns nach Brüssel führen. Warum machen die Politiker da mit, obwohl sie in allen Sonntags- und Erstaugustreden so eloquent die institutionellen Segnungen preisen, die sie im Alltag nicht müde werden wegzusäbeln? Es ist einfach: Es geht um die Macht. In der EU haben die Politiker sehr viel zu sagen, die Bürger dafür umso weniger. Die EU ist ein Gebilde zur Selbstverwirklichung von Politikern, die sich der engmaschigen Aufsicht zu Hause entziehen möchten. Das gelingt auch, weil «in der EU alle für alles verantwortlich sind und niemand für etwas» (Christoph Blocher).

Man muss gar nicht so weit suchen. Politiker pflegen ihre Macht. Die Schweiz mit ihren «checks and balances», mit ihren weltweit stärksten, einzigartigen Volksrechten hindert sie daran. Diesem Joch wollen sich die meisten Politiker entwinden. Das ist der tiefere Grund, warum sie jetzt den Einmarsch der Russen in der Ukraine benützen, um die schweizerische Neutralität zurückzufahren. Aus ihren Zielen machen sie kein Hehl: Unsere Regierung brauche «mehr Flexibilität», behaupten sie, sie müsse doch angesichts angeblich neuer militärischer Drohungen ungehinderter, freier handeln können. Die Neutralität sei da nur eine lästige Fussbinde, ein alter Zopf, der Regierung im Weg stehend. Durch den Rückbau der Neutralität sollen die Regierenden – und damit auch das Parlament – mehr Handlungsfreiheit bekommen, mehr Macht.

Dabei liegt ja der eigentliche Sinn unserer Neutralität gerade darin, die Macht der Regierung zu bremsen, ihr Hindernisse und Hürden in den Weg zu stellen, damit sie die Schweiz nicht aus Leichtsinne oder Grössenwahn in fremde Kriege stürzt. Doch viele, zu viele Politiker wollen die politische Schweiz, also sich selber, auf der grossen internationalen Bühne sehen, im Glitzerlicht der Scheinwerfer. Man will jemand sein, Bedeutung haben, eine Rolle spielen. Anstatt das durchsichtige egozentrische Theater zu entlarven, fahren unsere Medien, im Tross, im Schlepptau der Wichtigtuer, auf die unschweizerischen Machtallüren ab. Man biegt sich die Neutralität zurecht nach dem Muster: Früher sei sie wichtig gewesen, heute aber überholt. Als im Zweiten Weltkrieg der Feind an unserer Landesgrenze stand, habe die Schweiz neutral sein müssen. Tobe ein Krieg aber weit entfernt, dürfe die Schweiz mitmachen, mit Sanktionen und/oder der Lieferung von Waffen. So argumentieren die Schlaumeier, allen voran die NZZ.

Schweizer, nehmt euch in Acht. Die Freiheitsräuber sind unter uns. Sie sprechen mit Engelszungen, verbergen ihre Machtgier unter einem Zuckerguss von süssen Worten. Wenn sie Demokratie sagen, meinen sie sich selbst. Wachsamkeit, Widerstand ist Pflicht. R. K.

Streit ist ein Lebenselixier, Susanne Wille und ihr teures MBA-Diplom, Viola Amherds heikle Liaison mit Israel, Jacqueline Badrans Glaubenssätze, Georges Bensoussan über Antisemitismus und den Gaza-Krieg, Christophe Büchi holt Gonzague de Reynold aus dem Antiquariat

Streit ist mühsam und hat darum keinen guten Ruf. Zu Unrecht. Konflikte sind ein wesentlicher Bestandteil der Persönlichkeitsentwicklung jedes Menschen. «Heute mal kein Streit!» – das ist kein professionelles Tagesziel einer Krippe, eines Kindergartens, einer Grundschulklasse. Die Forschung zeigt, dass Kinder in Konflikten viel über die Welt, über eigene Wünsche und Möglichkeiten, aber auch über ihre Grenzen nachdenken. So gesehen, ist der Streit ein Lebenselixier, wie die Verhaltensbiologin Gabriele Haug-Schnabel schreibt. **Seite 12**

Nach dem angekündigten Rücktritt von Gilles Marchand als SRG-Generaldirektor fragt sich, wer die öffentlich-rechtlichen Medien schweizweit als Gesicht gegen aussen vertreten soll. Dies ist entscheidend, denn der oder die Neue muss die SRG im Kampf gegen die Gebührensenkungsinitiative anführen. Gehandelt wird auch Susanne Wille, derzeit SRF-Kulturchefin. Wille hat eben einen MBA-Managerkurs in Lausanne absolviert. Trotz ihrem Lohn von über 300 000 Franken war die Arbeitgeberin spendabel: SRF dürfte gegen 90 000 Franken zu Willes Kursgeld beigetragen haben. **Seite 18**

Es ist eine militärische Liaison, die nicht über jeden Verdacht erhaben ist: Der israelische Rüstungskonzern Elbit Systems arbeitet eng mit der Schweizer Armee und deren Rüstungsschmiede Ruag zusammen. Elbit ist nicht irgendwer: Die Firma ist engstens mit dem israelischen Staat verbandelt, der sich gerade im



Kalt liess er niemanden:
Gonzague de Reynold mit Gattin.

Krieg befindet. Politiker von links bis rechts zeigen sich aus neutralitätspolitischen sowie auch wegen potenzieller Spionage-Gefahren besorgt. **Seite 26**

Wussten Sie, dass Jacqueline Badran eine benadete Basketballspielerin war? Dass sie besser kickte als die anderen Mädchen in ihrer Klasse? Oder dass sich die SP-Ikone gestört fühlt, wenn ein Chauffeur im Tram Musik laufen lässt? Das alles und noch viel mehr erfährt, wer Zeitungen

liest. Die Presse hat den Narren an der Sozialdemokratin gefressen. Die Zürcher Nationalrätin ist auf allen Kanälen. Das grosse Tamtam lenkt von ihren Positionen ab. Ökonomen haben populäre Thesen von Badran für die *Weltwoche* unter die Lupe genommen. Was bleibt? **Seite 34**

Er spricht ruhig, er nimmt kein Blatt vor den Mund – seine Sorge um Israel spricht aus jedem Satz. Vier Monate im Jahr verbringt Georges Bensoussan im Land, dessen Regierung er heftig kritisiert. Der in Marokko geborene Historiker, Sohn einer algerischen Mutter, ist einer der besten Kenner des Nahostkonflikts und Autor zahlreicher Bücher. In Frankreich wird er bedroht, seit er vor zwanzig Jahren den Antisemitismus der islamischen Einwanderer thematisierte. Den Zionismus beschreibt er als Antikolonialismus. Bensoussan ist überzeugt: Verliert Israel einen Krieg, wird es vernichtet. **Seite 40**

Der katholisch-konservative Freiburger Gonzague de Reynold zählt zu den bedeutendsten politischen Schriftstellern der Schweiz. Lange galt er als Kandidat für den Literaturnobelpreis. Die tonangebenden Liberalen des Landes hielten ihn für einen geltungssüchtigen Landadeligen, der in den Kategorien des Ancien Régime dachte. Kalt liess er niemanden. Heute ist er weitgehend vergessen. Eigentlich schade, findet unser Autor Christophe Büchi. Es lohne sich, die Bücher von de Reynold aus den Antiquariaten zu holen. **Seite 53–57**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ihr Immobilienraum?

REBWEG, 8457 Humlikon
6.5-Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
www.rebweg.ch / +41 52 338 07 09



DUOVIVO, 8904 Aesch ZH
3.5 - 5.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.duovivo.ch / +41 55 610 47 46

UETLIBLICK, 8136 Thalwil-Gattikon
4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.uetliblick-gattikon.ch / +41 55 610 47 46



HOFWISEN, 8545 Rickenbach Sulz
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.hofwisen.ch / +41 52 338 07 09

AM EICHACHER, 8904 Aesch
2.5 - 5.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.ameichacher.ch / +41 55 610 47 46



SCHLOSSBLICK, 8610 Uster
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.schlossblick.ch / +41 58 400 85 20

GLATTWIES, 8152 Glattbrugg
4.5 Zi. Eigentumswohnung mit Dachterrasse
www.glattwies-glattbrugg.ch / +41 58 400 85 20



DREIECKSPITZ, 8406 Winterthur
4.5 Zi. Eigentumswohnung im Dachgeschoss
www.dreieckspitz.ch / +41 55 610 47 46

VISTACASA, 8308 Illnau
3.5 und 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.vistacasa.ch / +41 52 338 07 09



SCHMIEDGASS, 8545 Rickenbach
3.5 und 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.schmiedgass.ch / +41 52 338 07 09

SOLEVISTA, 8615 Wermatswil
4.5 Zi. Eigentumswohnung mit Garten
www.solevista.ch / +41 58 400 85 20



Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch +41 52 235 80 00

Noch nicht fündig geworden?
Projektankündigungen finden Sie unter
immobilienraum.info

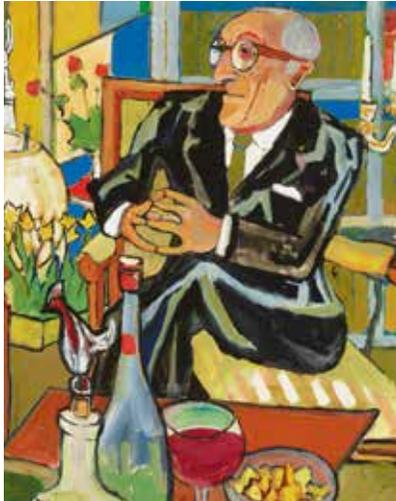
Heute schon app-to-date mit
unserer App Immobilienraum?

LerchPartner.



Zürcherstrasse 124, 8406 Winterthur
+41 55 610 47 46, verkauf@lerchpromotionen.ch





Medizin der Seele: Seite 36



Schicksalhafter Gesang: Seite 60



Feuer im Dach: Seite 18

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Staatstreue Berater
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Viola Amherd
- 10 Bern Bundeshaus
Propaganda in eigener Sache
- 12 Streit ist ein Lebenselixier
Vom Sinn der Konfliktfähigkeit
- 14 Weisheit des Herzens
Die kleinen Paradiese
- 15 Wandelhalle
- 16 Mörgeli Duttweiler war kein Nötzli
- 16 SVP auf dem Holzweg
Auslandschweizer entlasten Sozialsystem
- 17 Peter Bodenmann Madame Teflon
- 18 Susanne Wille Privilegien für
das SRF-Geschäftsleitungsmitglied
- 20 Humanismus und Toleranz
Warum die UNRWA unverzichtbar ist
- 21 Samantha Fox Schätzchen der Nation
- 22 Trump lässt Herzen höher schlagen
Seine Wiederwahl wäre ein Segen
- 23 Charles Was, wenn der König ausfällt?
- 24 Bananen und Penisse
Sex-Workshops an Schulen
- 25 Kurt W. Zimmermann
Flaissige Männer, faule Frauen
- 26 Amherds heikle Liaison mit Israel
Und die Rolle des Ex-Armasuisse-Chefs
- 27 Bundesrat Und wieder schleicht sie ab
- 28 Hotelier Gottes
Grossmünster-Pfarrer Christoph Sigrist

- 29 Willkommen im Jahr des Holzdrachens
China feiert Silvester
- 30 Wunder von Zürich
Die sagenhafte On-Story
- 32 Claude Cueni
Reich werden mit Nancy Pelosi
- 33 Anabel Schunke
Maassen, ein Rechtsextremist?
- 34 Rote Glaubenssätzen
Jacqueline Badran im Faktencheck
- 35 Inside Washington
- 36 Wein, Leib und Leben
Peter Rüedis Ode an den Genuss
- 40 Georges Bensoussan «Wenn Israel
einen Krieg verliert, war es sein letzter»
- 42 Skandal um Dittli Was bleibt: nichts
- 44 Carl Baudenbacher
Russland-Sanktionen:
Bern hat sich verrannt
- 45 El Salvador
Der geschmeidige Nayib Bukele
- 46 Stockender Verkehr
Begeisterung für E-Autos lässt nach
- 47 Tamara Wernli
Gebt einfach jeder Frau einen Oscar
- 48 René Benko und die Kantonalbanken
Im Sog der Signa-Pleite
- 50 Leserbriefe
- 51 Nachrufe Andreas Blum, Carl Weathers
- 52 Beat Gygi Das Wendekind ist unter uns

LITERATUR: GONZAGUE DE REYNOLD

- 53 Er wollte Landammann der Schweiz
werden Erinnerung an den grossen
Freiburger Publizisten und Schriftsteller

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Sehnsucht nach den Sirenen
Max Horkheimer und Theodor W. Adorno
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Linksherum im Dreivierteltakt
Kaffeesiederball in der Wiener Hofburg
- 68 Fernsehen «Testo»
- 68 Film «Griselda»
- 69 Songs für die Ewigkeit
Leonard Cohen: Hallelujah
- 70 Klassik Ludwig van Beethoven
- 70 Serie «L'ultim Rumantsch –
Der letzte Rätoromane»
- 71 Jazz Albin Brun & Kristina Brunner
- 72 Unterwegs
Heisser Sake, ewige Wahrheit

LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Sex
- 76 Zeitzeichen
- 77 Häuser
- 77 Thiel Nationalsozial
- 78 Bei den Leuten
18. Internationales Alpensymposium
- 80 Essen/Wein
- 81 Auto/Objekt der Woche
- 82 Das indiskrete Interview
Nadia Damaso, Kochbuchautorin

Fenster- und Storenreinigung

GROSSE FRÜHLINGSAKTION*
**20%
Rabatt**
GROSSE FRÜHLINGSAKTION

*«Jeden Frühling werden die Fenster durch Pollen
und Saharastaub stark verschmutzt – eine professionelle
Glas- und Fensterreinigung ist unabdingbar.»*

Miguel Antunes
seit 12 Jahren für Armit im Einsatz

* Auftragsausführung bis 30.04.2024
gültig nur für Erstausführungen bei Neukunden

Jetzt Angebot einholen 0800 404 808

Staatstreue Berater

Die Eidgenössische Medienkommission will der SRG die Mittel nicht beschneiden. Kein Wunder, denn sie ist durchsetzt mit staatsnahen Mitgliedern.

Stefan Millius

Über hundert «ausserparlamentarische Kommissionen» gibt es in der Schweiz. Sie haben eine Beratungsfunktion gegenüber Bundesrat und Bundesverwaltung, zum Teil verfügen sie auch über Entscheidungskompetenzen.

2013 wurde die Eidgenössische Medienkommission, kurz Emek, ins Leben gerufen. Ihre Existenz fiel lange kaum einem Normalbürger auf. Wenn sich die Kommission öffentlich äusserte, dann in einer Mischung aus Besorgnis und dem Ruf nach mehr Staat. Medieninhalte liessen sich auf dem Publikumsmarkt «nur teilweise refinanzieren», schrieb sie bereits 2018. Deshalb sei eine staatliche Medienförderung unabdingbar.

Durchsichtige «Empfehlungen»

Dieser Wunsch erfuhr im Februar 2022 einen ordentlichen Knick, als an der Urne das Mediengesetz abgelehnt wurde. Dieses hatte ein noch nicht näher definiertes Füllhorn mit Steuergeldern für Schweizer Verlage vorgesehen.

Ein Jahr liess sich die Medienkommission danach Zeit, bis ihre fünfzehn Mitglieder das Thema wieder aufnahmen. Nach wie vor hatten sie keine Zweifel daran, dass der Staat die Medien finanziell fördern muss. Die Frage war einzig, nach welchem Mechanismus das geschieht. Die entsprechenden «Empfehlungen»

der Emek im Januar 2023 waren ein Versuch, den Stimmbürgern die Überlebenshilfe für Medienhäuser durch die Steuerzahler doch noch einmal schmackhaft zu machen.

Nun wiederholt sich die Geschichte. Die Emek hat diese Woche Stellung bezogen zur «Halbierungsinitiative», die eine Senkung der Rundfunkgebühren auf 200 Franken verlangt, sowie zu den Plänen des Bundesrats, diese auf 300 Franken zu reduzieren. Beides finden die Mitglieder der Emek nicht zielführend. Stattdessen schlagen sie einen Umbau des Systems vor. Werbung soll bei öffentlich-rechtlichen Sendern nicht mehr erlaubt sein, dafür sollen entsprechend mehr Mittel vom Staat kommen.

Wie das genau aussieht, aus welchem Topf das Geld stammt, was das für die Gebührenzahler bedeutet: Es ist unklar. Aber dass die Emek nach einer rein staatlichen Finanzierung des öffentlich-rechtlichen Radios und Fernsehens ruft, überrascht nicht. Denn die ausserparlamentarische Kommission wird beherrscht von Leuten, die schon immer vom Staat gelebt haben und nichts anderes kennen.

Präsidentin der Eidgenössischen Medienkommission ist Anna Jobin. Sie forscht am Humboldt-Institut für Internet und Gesellschaft in Berlin. Finanziert wird dieses durch «privat, nicht zweckgebundene Zuwendungen und

Drittmittel». Gemeint sind damit Fördergelder von Ministerien und Stiftungen. Umsatz generieren muss ihr Arbeitgeber nicht.

Ihr Stellvertreter bei der Emek heisst François Besençon. Er war als Vizepräsident des Branchenverbands Kommunikation Schweiz einer der entschiedensten Befürworter des Mediengesetzes, das eine grosszügige staatliche Medienförderung vorsah. Weitere Emek-Mitglieder fallen durch Staatsnähe auf. Larissa M. Bieler ist Direktorin und Chefredaktorin von Swissinfo.ch, das zur SRG gehört. Clara Vuillemin ist Mitgründerin des Onlinemagazins *Republik*. Dessen Abonnenten beschlossen mit massivem Mehr die Zustimmung zum Mediengesetz. Dieselbe Position vertrat Urs Thalmann, Geschäftsführer der Journalistengerwerkschaft Impressum. Angela Müller arbeitet für die NGO AlgorithmWatch, die vom Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation unterstützt wird. Zuvor war sie für die Bundesverwaltung tätig.

Eintrittsticket für Lohnbezüger

Es scheint eine Vorgabe für eine Wahl in die Eidgenössische Medienkommission zu sein, die Medien näher an den Staat zu bringen. Ein Eintrittsticket ist aber auch, wenn man direkt oder indirekt Lohnbezüger des Staats ist. Colin Porlezza ist Assistenzprofessor an der Università della Svizzera italiana, Manuel Puppis Professor an der Universität in Freiburg, Denis Masméjan Lehrbeauftragter an der Universität Neuenburg. Da ballt sich die staatlich besoldete Wissenschaft. Erfahrung aus der Privatwirtschaft bringen die wenigsten Emek-Mitglieder mit. Christine Gabella ist immerhin Geschäftsleitungsmitglied bei Tamedia, Markus Spillmann, Ex-Chefredaktor der NZZ, arbeitet heute als selbständiger Berater.

Doch selbst wenn wenigstens sie der Gebührensenkung bei der SRG etwas abgewinnen könnten: Durchdringen würden sie aufgrund der Mehrheitsverhältnisse in der Kommission niemals. Denn die Emek mag ausserparlamentarisch sein. Aber näher am Staat könnte sie gar nicht sein.



Mehr für Medien, besoldete Wissenschaft: Larissa M. Bieler, Angela Müller, Anna Jobin (v. l.).

Liebe Viola Amherd

Ich kann mich nicht erinnern, dass es je vorgekommen wäre, dass ein Schweizer Verteidigungsminister sich von seinem Armeechef derart vorführen liess. Und dazu geschwiegen, nein, nur gelächelt hätte. Oder wurde uns hier ein Pas de deux vorgeführt? War es eine abgekartete Sache zwischen euch beiden, um das Parlament raffiniert unter Druck zu setzen?

Sie sagten zunächst, es sei zu verantworten, der Armee später Geld zu geben als geplant, Sie seien einverstanden, die Erhöhung des Armeebudgets um fünf Jahre zu verschieben. Thomas Süssli widerspricht Ihnen in diversen Interviews frontal: «Ich kann diese Situation bei der Armee nicht verantworten.» Er könne es nicht verantworten, Berge von unbezahlten Rechnungen in Milliardenhöhe für beschafftes Material einfach vor sich herzuschieben. So könne man nicht geschäfteln. Geschweige denn das Land verteidigen, wenn es zum Ernstfall käme,



Zeit zum Aufräumen:
Verteidigungsministerin Amherd.

den einzelne Politiker schon orakelhaft ankündigen. Davon abgesehen, macht es einen miesen Eindruck, wenn die reiche Schweiz nicht mehr zahlt.

Die Frage ist nun, ob Ihr Armeechef von Ihnen bewusst vorgeschickt wurde, um an Ihrer Stelle öffentlich zu jammern, oder ob er es im

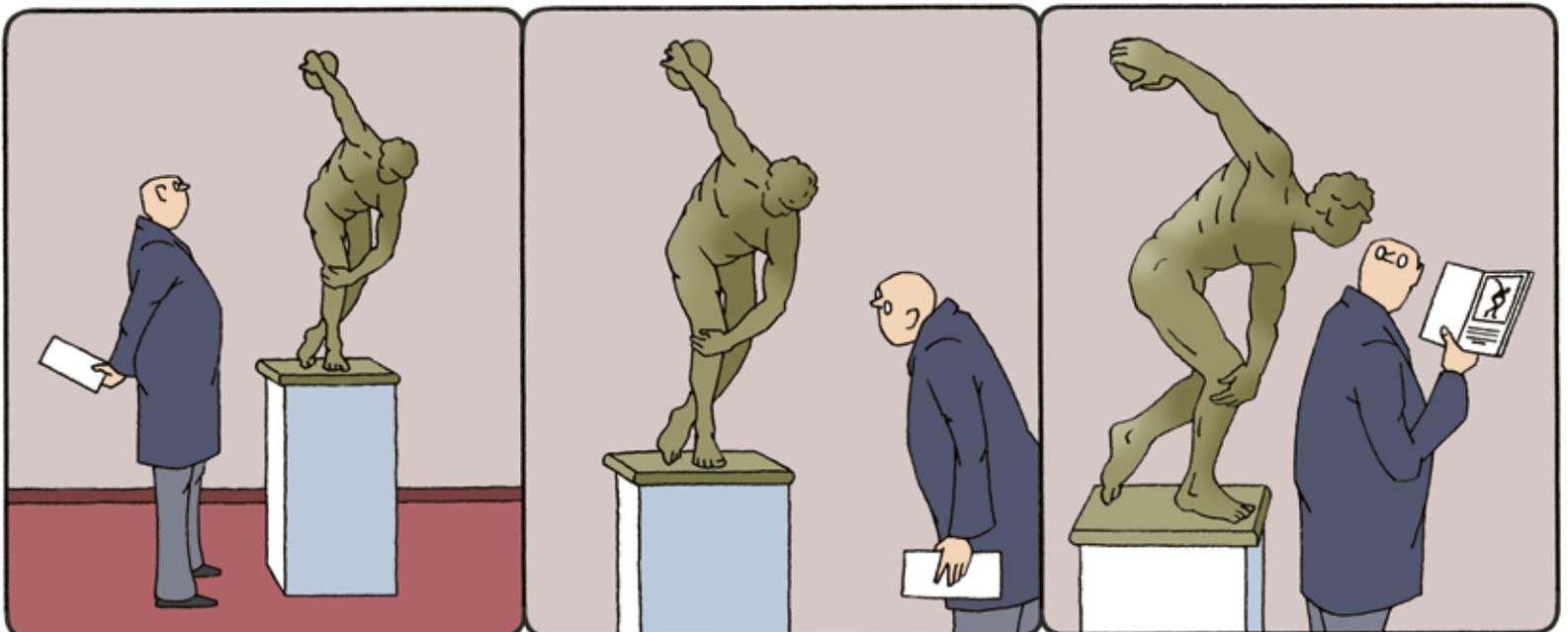
Alleingang gemacht hat. Beides extrem schlecht. Seinem Bundesrat öffentlich zu widersprechen, ist nach einem allgemeingültigen Verhaltenskodex ein absolutes No-Go. In Frankreich hat Präsident Emmanuel Macron seinen Armeechef in einer ähnlichen Situation, als er öffentlich über fehlende Mittel jammerte, kurzerhand entlassen. Obschon er ein sehr guter Mann ist.

Zugunsten von Süssli spricht, dass er offenbar den Überblick hat (als Einziger?). Für Sie spricht, dass Sie zurzeit Bundespräsidentin sind und deshalb von einer Schonfrist profitieren. Wenn einer von beiden gehen muss, dann ist es sicher der Mann. Wer schickt schon eine Bundespräsidentin nach Hause?

Ich würde sagen, es ist Zeit zum Aufräumen, so oder so.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Magistraler Schönheitswettbewerb

Die parlamentarische Untersuchung des Credit-Suisse-Debakels treibt seltsame Blüten: Ex-Finanzminister Maurer und seine Nachfolgerin Keller-Sutter ringen um die Krone.

Alt Bundesrat Ueli Maurer (SVP) hat schon einige Krisen miterlebt. Etwa die Abwahl von Christoph Blocher aus der Landesregierung 2007. Damals war er Parteichef. Später, als Verteidigungsminister, musste er 2014 die Ablehnung des Kampffjets Gripen verdauen. Man hatte nicht den Eindruck, dass ihn das alles irgendwie aufregte.

Das ist jetzt anders, seit er im Ruhestand ist. Maurer reiht ein Interview an das andere, um seine Rolle bei der Credit-Suisse-(CS-)Krise zu erklären und auszuführen. Am letzten Sonntag verteidigte er in der *Sonntagszeitung* ein weiteres Mal sein Vorgehen in dieser Geschichte.

Auch seine Nachfolgerin, Karin Keller-Sutter (FDP), hat in der Causa CS ein grosses Mitteilungsbedürfnis. Sie meldete sich am gleichen Wochenende wie Maurer in der Sendung «NZZ Standpunkte» zu Wort, obwohl auch sie sich in der Vergangenheit schon oft und ausführlich über diese Bankenkrise in der Öffentlichkeit vernehmen liess.

Was ist das bloss für ein merkwürdiger Wettkampf, den die amtierende Finanzministerin und der frühere Amtsinhaber austragen? Versuchen die beiden die Deutungshoheit in dieser Sache an sich zu reissen, oder ist es der Versuch, sich in ein günstiges Licht zu rücken, bevor der Bericht der parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK) vorliegt, wie ein Bankenexperte im *Tages-Anzeiger* mutmasste?

Gefärbte Aussagen der Hauptakteure

Die Grossbank war im Herbst 2022 in Turbulenzen geraten, wenige Monate bevor Maurer zurücktrat. Unter seiner Nachfolgerin Keller-Sutter musste die CS im März 2023 dann in einer Nacht-und-Nebel-Aktion per Notgesetz mit der UBS zwangsfusioniert werden. Eine PUK will das Krisenmanagement der Behörden inzwischen etwas genauer unter die Lupe nehmen.

Geplant ist, die Untersuchung bis Ende 2024 abzuschliessen. Aktuell steckt man in der sogenannten Phase drei, welche die Anhörung



Einmischung ist längst die Regel:
PUK-Präsidentin Isabelle Chassot.

der Behördenvertreter umfasst, darunter Mitglieder des Bundesrates. Dass just in diesem Zeitabschnitt Maurer und Keller-Sutter in Interviews ihre Sicht der Dinge darlegen, ist wohl nicht ganz zufällig.

Die PUK-Präsidentin, Ständerätin Isabelle Chassot, sagt dazu auf Anfrage der *Weltwoche*: «Die PUK nimmt die laufende, sich teils wider-

Beide versuchen jetzt, ihr Handeln ins rechte Licht zu rücken, bevor das Verdikt vorliegt.

sprechende Medienberichterstattung zur CS-Krise sowie dem Krisenmanagement der Behörden zur Kenntnis, kommentiert diese aber nicht und setzt ihre Arbeiten dessen ungeachtet fort.» Es gibt indes ein gewisses Unbehagen einzelner PUK-Mitglieder über die

Dauerpropaganda der beiden Finanzminister. Denn was bei der CS-Krisenbewältigung durch die Behörde Sache ist, erfahren wir so nicht zuerst durch einen vom Parlament gefertigten Untersuchungsbericht, sondern durch einseitig gefärbte Aussagen der beteiligten Hauptakteure.

Stich kritisierte erst hinterher

Gibt es denn keinen Verhaltenskodex, wie Magistraten, die Gegenstand einer parlamentarischen Untersuchung sind, sich öffentlich verhalten sollen? Letztmals wurde eine PUK vor knapp dreissig Jahren vom Bundesparlament eingesetzt, um die Probleme der Pensionskasse des Bundes (PKB) auszu-leuchten. Die Hauptverantwortung trugen der damalige Finanzminister Otto Stich (SP) sowie die beiden Direktorinnen der Eidgenössischen Versicherungskasse, zu der die Pensionskasse des Bundes gehörte. Stich kritisierte die Arbeit der PUK erst, nachdem deren Bericht vorlag. Man findet keine Interviews, in denen er während der Untersuchungsphase seine Version öffentlich macht.

Während man es damals als schlechten Stil empfand, wenn Altbundesräte sich in die Debatten einklinkten, ist heute Einmischung längst die Regel. Auch die Unsitte, dem Nachfolger am Zeug herumzuflicken, ist heute gang und gäbe.

Ueli Maurer und Karin Keller-Sutter machen vor, dass man sich auch bei einer laufenden Untersuchung, die einen selbst betrifft, keine mediale Zurückhaltung mehr auferlegen muss. Das liegt vielleicht auch daran, dass beide in Zusammenhang mit dem CS-Debakel heftig kritisiert wurden: Maurer für seine Laisser-faire-Haltung, Keller-Sutter wegen ihres «überstürzten Handelns. Fast schon verzweifelt versuchen beide, ihr damaliges Handeln ins rechte Licht zu rücken, bevor das Verdikt der PUK vorliegt. Mit dem Ziel, dass am Ende kein Makel des Versagens an ihnen hängenbleibt.

DIE WELTWOCH

Begrenzte
Teilnehmerzahl!

Ski-Wochenende für Leser

Gipfeltreffen der guten Laune in Arosa

5.–7. April 2024



Ein Tag auf der Skipiste mit **Roger Köppel**, *Weltwoche*-Redaktoren und Lesern!

Übernachtung zu Spezialkonditionen im Spitzenhotel «Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa».

Abendbankett und musikalischer Rahmen mit **Pepe Lienhard & Band!**

Melden Sie sich jetzt an unter: www.weltwoche.ch/ski

Streit ist ein Lebenselixier

Hilfe, ein Konflikt naht! Nur keine Panik. Streit unter Kindern gehört zur Persönlichkeitsbildung. Er soll nicht vermieden, sondern gefördert und begleitet werden.

Gabriele Haug-Schnabel

Zu Auseinandersetzungen kann es schnell kommen, sobald Menschen – jeden Alters, auch schon als Kleinkind – zusammenleben und miteinander agieren wollen oder dies auch nur notgedrungen machen. Konflikte und Streit gehören zu jedem gemeinsamen Tun. Ein Konflikt ist ein wichtiges Übungsfeld schon für Kleinstkinder. Natürlich ist es schön, wenn einmal alles für alle reibungslos verläuft. Konflikte müssen aber keineswegs ein Problem sein. Wir müssen akzeptieren, dass eine Auseinandersetzung – wörtlich als «Platzwechsel» gemeint – in sensiblen Situationen dringend notwendig ist, um nicht länger festzustecken und unnötigen Frust mit sich herumtragen zu müssen. Habt ihr schon eine Idee, wie ihr nach dem Streit vielleicht gemeinsam weiterspielen könntet? Oder wollt ihr lieber noch etwas abwarten und zuerst allein spielen?

Finn hat nie Angst

Den Kindern, die eher selten gemeinsame Spielerfahrungen – vor allem mit mehr oder weniger vertrauten Kindern – machen können, fehlt es oft an Mut, aber auch an neuen Spielideen: Kann ich das überhaupt? Werde ich ausgelacht? Ängstliche Kinder befürchten, dass es schnell zu Streit kommt. Deshalb spielen sie lieber für sich allein, ziehen sich eher aus einem ausgelassenen Spiel zurück, interessieren sich auch oft nicht für etwas Neues. Um sich für Unbekanntes zu begeistern, fehlt diesen Kindern der Mut, andere Kinder «anzuspielen» – eine erfolgreiche Strategie, um ins Spiel zu kommen. So kommt ein Kind ins Gespräch über den Austausch von gemeinsamen Interessen und zu lehrreichen Auseinandersetzungen: Finn ist stark, er verteidigt dich auch, wenn andere dich blöd angehen. Finn ist dick mit Nik befreundet, der immer eine Idee hat. Ja, und Finn hat nie Angst! Er streitet sofort wegen jeder Kleinigkeit, und Nik steht hinter ihm, wenn es mal Krach geben sollte. Ja, so ist das! Für seine Ideen, die man für wichtig hält, muss man kämpfen, da gibt es natürlich auch mal Streit, aber das muss so sein.

Es muss Streit geben dürfen, wenn wir wollen, dass unsere Kinder in der Welt zurechtkommen.

Der strenge Blick auf Konflikte zwischen Kindern hat sich verändert. Das Ziel der Fachkräfte ist heute nicht mehr, jeden Konflikt zu vermeiden, sondern ihn lösungsorientiert zu begleiten. Das verlangt zum Beispiel, genau zu beobachten, ob die in einen Streit hineingezogenen Kinder selbst eine Lösung finden können oder ob

Wussten Sie, dass zunehmende Sprachfähigkeit mit einer steigenden Konfliktfähigkeit einhergeht?

sie eher Trost und eine Anregung zum Weiterspielen brauchen. Wichtig und selbstverständlich ist auch, dass alle Gefühle eines Kindes anerkannt und benannt werden dürfen, wenn auch nicht alle aus Ärger und Frust entstehenden Handlungen akzeptiert werden können.

So darf Peter – auch mal erregt und zornig – laut sagen, dass er eine Stinkwut hat und gerade unheimlich beleidigt ist, weil Frida und Tim vor allen Kindern gesagt haben, dass er heute nur doof gewesen sei. Aber deswegen darf niemand – auch Peter nicht – Frida und Tim schlagen, beissen oder anspucken! Die Erwachsenen müssen zu Hilfe kommen und möglichst mit den Kindern zusammen das Problem in aller Ruhe lösen. Das ist wichtig, um auch wieder gemeinsam ohne Wut und Angst weiterspielen zu können.

Beim so wichtigen Umgang mit Konflikten geht es um die Förderung sozialer Intelligenz. Die Forschung zeigt, dass Konflikte bildungsrelevante Alltagsinteraktionen sind – Momente, in denen Kinder viel über die Welt, über eigene Wünsche, Möglichkeiten, aber auch über ihre Grenzen nachdenken. Folgerichtig wird eine «neue» Konfliktbegleitung als pädagogische Aufgabe von hohem gesellschaftlichem Wert für den Entwicklungsweg eines jeden Kindes gesehen. So ist es etwa wichtig zu wissen: Welches Verständnis für einen drohenden Konflikt haben die streitenden Kinder bereits? Von diesen Vorerfahrungen hängt vieles ab. Immer braucht es einen professionellen Blick auf uns alle stressende und deshalb konfliktträchtige Situationen, denen wir die Kinder unüberlegt aussetzen.

«Heute mal kein Streit!» – das ist kein professionelles Tagesziel einer Krippe, eines Kindergartens oder einer Grundschulklasse. Ein Tag ohne Streit könnte zwar für alle Beteiligten recht angenehm sein, aber es gäbe vielleicht keine interessante Auseinandersetzung über Fragen wie: Was ist uns wirklich wichtig? Kommt jeder zu seinem Recht? Was wollen wir möglichst schnell verändern, damit es auch bei Streit eine gute Lösung gibt? Im Krippen- und Kindergartenalter ist die alterstypische Konflikthäufigkeit ein Zeichen von Überforderung aufgrund noch vieler fehlender sozialer Kompetenzen und interaktiver Hilfslosigkeit, die aber bei einer guten Assistenz der Erwachsenen bis zum Start ins dritte Lebensjahr deutlich spürbar zurückgehen.

Wie wollen wir mit schwierigen Situationen im Beisein der Kinder umgehen? Diese Frage zeigt die hohe Verantwortung für eine zugewandte Begleitung aller Fachkräfte. Ein Streit kann positive Folgen haben. Frühe Beziehungserfahrungen – in Glückssituationen, im organisierten Alltag, aber gerade auch in Stresszeiten – nehmen Einfluss auf die spätere eigene Regulationsfähigkeit eines Kindes, da sie sich auf Strukturen und Funktionen seines Gehirns auswirken. Das gilt ebenso für die emotionale Sicherheit als wichtigen Puffer gegen Stress. Jedes Kind erwartet von den umgebenden Erwachsenen Feinfühligkeit, Sensitivität und Responsivität vor allem in schwierigen Situationen. Feinfühligkeit: Die Signale der Kinder werden bemerkt. Sensitivität: Die Signale der Kinder werden richtig interpretiert. Responsivität: Auf die Signale der Kinder wird prompt und angemessen reagiert.

Wussten Sie schon, dass zunehmende Sprachfähigkeit mit einer steigenden Konfliktfähigkeit bei Kindern einhergeht? Dass Sprachgewandtheit einen echten Konflikt stoppen kann, weil man seine eigene Situation und zusätzlich den Blickwinkel eines anderen Menschen in Worte fassen kann? Im Entwicklungsgeschehen ist ganz deutlich festzustellen, dass, sobald ein Kind seine Absicht, seinen Veränderungswunsch, seine Ablehnung oder seine Angst angemessen kommunizieren kann, es auch seine Gefühle auf sozial akzeptierte Weise äussern kann.



Auseinander, jeder spielt jetzt woanders!

Wer streiten kann, kann auch bei Wut schimpfen, anstatt zu schlagen, kann bei erlittenem Unrecht sich beschweren, anstatt nur zu weinen und in panikartige Verzweiflung zu geraten. Und er kann seine Bedürfnisse klar benennen, ohne überfordert auf andere Kinder loszugehen. Noch im Grundschulalter gibt es viele soziale Stresssituationen, die nicht alle Kinder überblicken können. Typisch ist etwa, dass Kinder auf räumliche Bedrängnis mit Aggressionen reagieren. Das passiert gehäuft in Wartesituationen: beim Schlangestehen, zum Beispiel bei der Rückkehr vom Pausenplatz oder vor Spiel- und Sportgeräten.

Nähe und Distanz

Das Gedränge im Garderobenbereich beim An- und Ausziehen lässt selbst ausgeglichene Kinder wütend werden. Wichtig ist, dass ein Kind im Grundschulalter eindeutige Stoppsignale kennengelernt und auch erfahren hat, dass diese wirken. Das Wort «Stopp», verbunden

mit einer Einhalt gebietenden Geste, wirkt doppelt gut. Eine erhobene Stopp-Hand signalisiert: Bis hierhin und nicht weiter! Das ist ein geschicktes Hilfsmittel zur Moderation von Nähe- und Distanzregulation.

Auch wegen gegenseitiger Begeisterung kommt es zu Konflikten. Im Grundschulalter befindet sich ein Kind immer noch in der Startzone der sozialen Identität. Und das bei einem hohen Bedürfnis nach Gemeinschaftserlebnissen. Es ist am Anfang so schwer zu kooperieren!

Ab wann kann ein Kind sich vorstellen, dass andere Kinder einen Wunsch haben, der von seinem deutlich abweicht, diesem widerspricht? Dass sie etwas anderes bei einer gemeinsamen Handlung beabsichtigen als es selbst? Dass sie ein Ziel verfolgen, das sich mit seinem Plan nicht deckt, sondern im Wege stehen kann? Dass sie von einer anderen Ausgangssituation ausgehen und deshalb anders handeln und die Situation auch anders beurteilen?

Das alles sind Streitansätze, die erst begriffen werden müssen. In jedem Alter sind Modelle für Konfliktsituationen wichtig. Wie machen es die Grossen? Die sind nicht immer ein gutes Vorbild. Oft ist Unterstützung nötig. Wie komme ich zu meinem Recht? Wie entschuldige ich mich? Wie drücke ich aus, dass ich mich beleidigt oder ungerecht behandelt fühle? Für all das müssen Erwachsene Übersetzungshilfe bieten. Wie fühlt sich das andere Kind gerade? Was geht in ihm vor? Was versteht es nicht, was glaubt es, was möchte es, was befürchtet es? Was denkt es im Moment? Die Benennung und die Rückspiegelung unterschiedlicher Emotionen, Gedanken, Überzeugungen, Motive und Absichten gehören in den Krippen- und Schulalltag, denn diese unterstützen neben dem Aufbau eines differenzierten sprachlichen Repertoires für Gefühle und Empfindungen auch die Reflexion eigener wie fremder Gedanken und Pläne. Das sind hohe pädagogische Anforderungen.

Die Chance, ein Problem selbst zu lösen

Konflikte gehören zur Sozialisation jedes Menschen, sie sind wesentlicher Bestandteil der Persönlichkeitsbildung. Konflikte sind meist das Resultat einer gemeinsamen Aktivität und stellen somit eine wichtige Erfahrung im Gruppenleben dar – aber nur, wenn sie eben gut ausgehen. Deswegen sollten sich Erwachsene auch immer dezent zurückhalten und von den Kindern selbst gefundene Lösungen hegen und pflegen. Denn das bedeutet, die Aushandlungsprozesse der Kinder zu unterstützen. Sind allerdings nach einem Konflikt die kindlichen Aushandlungskompetenzen erschöpft, und es droht Verzweiflung, muss es jemanden geben, der die Gefühle und Bedürfnisse der Kinder vermittelt, in Worte fasst. Der die jeweilige Sichtweise der Kontrahenten einnimmt und darstellt. Der beruhigt und tröstet. Der auf eine alle zufriedenstellende Lösung hinarbeitet oder vielleicht Alternativen anbietet. Ganz wichtig: Es braucht einen Menschen, der dazu beiträgt, dass nicht der Konflikt, sondern die erreichte Verständigung in einer schwierigen Situation im Gedächtnis bleibt.

Es gibt übrigens auch von Erwachsenen initiierte Konflikte, zum Beispiel willkürliche Unterbrechungen oder ungeeignete Zeitlimits, die oft dadurch entstehen, dass alles im Gleichschritt der Gesamtgruppe laufen soll, was nicht allen gerecht werden kann. Genauso zu hinterfragen ist das häufig unüberlegte vorschnelle Eingreifen seitens der Erwachsenen: Jetzt macht es einfach so – und Schluss! Ich sag, wer dran ist! Streiten verboten! Auseinander, jeder spielt jetzt woanders! Solche Reaktionen sind keine gute Idee. Denn es ist wichtig, Kindern immer die Chance zu geben, ein Problem selbst zu lösen – auch wenn der Weg dazu mit einem Streit begann.

Gabriele Haug-Schnabel ist Verhaltensbiologin und Leiterin der Forschungsgruppe Verhaltensbiologie des Menschen.

Die kleinen Paradiese

Einmal in meinem Leben als ganz junger Mann war ich in Sizilien.



Ich hatte Zeit, eine ganze Unendlichkeit.

Je älter ein Mensch wird, denke ich, desto mehr verlassen ihn die geträumten Paradiese. Er hat die Chance gehabt, sich aufzumachen dorthin, wo er die Paradiese zu vermuten glaubte, auf all den Kontinenten und dem grössten Kontinent überhaupt, dem inneren. Vielleicht hat er ein paar gefunden, wenn er den Preis bereit war, zu bezahlen, und wenn er Glück hatte. Ohne ein wenig Fortune findet keiner sein Märchenland.

Der Mensch schnuppert an den Elysien, das schon, steht an ihren Rändern, vielleicht setzt er gar einen Fuss in sie hinein, aber nie ist er dort von Dauer, es ist ihm nicht gegeben. Ebenso wie der andauernde Himmel auf Erden, und, da ist das Sein doch fair, auch der Hölle auf Erden.

Man kann das als grosse oder kleine Tragödie sehen, aber das macht keinen Sinn. Es ist, als ob man der Gravitation die Schuld gäbe, dass man nicht fliegen kann. Der Mensch ist nicht für die Extreme gemacht, nicht für das Paradies, nicht für die Verdammnis, seine Sphäre liegt in all den kleinen Welten dazwischen.

Meine grossen Paradiese habe ich abgehakt, all jene, die in der Kindheit angefangen haben zu wachsen, die Leben als Abenteurer, als Schatzsucher, als ewig Reisender, die Leben unter Palmen oder den unauslöschbaren Lichtern der Metropolen. Ich habe daran geschnuppert. Nicht mehr,

nicht weniger und immerhin. Habe mich, wenn man so will, versöhnt mit all dem, was zu gross oder zu viel ist für ein einziges Leben.

Inzwischen weiss ich, dass die kleinen Paradiese, die nahegelegenen, genau so existenziell sind wie die ganz grossen. Vielleicht sind sie sogar wichtiger, weil sie erreichbar sind und nicht unendlich weit weg.

Das kleine Paradies, das ich gefunden habe dieses Jahr, liegt erstaunlicherweise in Basel, der Stadt, die immer mehr verschattet und die abends manchmal verlassenener scheint als ein Beduinenweg in der Wüste. Das Paradies liegt im Kleinbasel, es nennt sich «Sicilia», es ist ein Ristorante. Wenn man drinsitzt auf den blauen Stühlen, den Tischen mit Mosaikmusterplatte, die auf einem Plättliboden stehen, wenn man Platz genommen hat unter den in der Decke eingelassenen LED-Lampen, wenn man durchatmet unweit der Spiegelsäule, den Backsteinwänden und den weissen Vorhängen, wenn man nicht aus den Fenstern schaut, hat man gelegentlich das Gefühl, draussen könnte das Mittelmeer sein.

So sehr ist das «Sicilia» eine Insel, ein Stück jenes Italiens, das Sehnsucht schafft und nährt zugleich. Vielleicht, es ist nur ein Gedanke, wäre sein Licht ein noch passenderes, wenn an der Decke Neonröhren hängen würden.

Ein Freund brachte mich dorthin, vor ein paar Wochen erst. Es war ein kleiner Urlaub, die eine Stunde über den Mittag, zu Gast zu sein bei Marika Biondo und Luca Giuliano und ein-

zutauchen in die Geschmacks- und Farbwelten ihrer kleinen Insel, ihrem Traum, ihrem kleinen, grossartigen Paradies, das sie letzten April geschaffen haben.

Ihre Welt ist wie ein Italien in einer lauen Juninacht, wenn der Sommer noch frisch ist und der Frühling noch nicht ganz vergangen; wenn das Leben so selbstverständlich einfach scheint, durchdrungen immer noch von Leichtigkeit, auch wenn die Tentakel des Schweren stets suchend nach ihr greifen.

Einmal in meinem Leben als junger Mann war ich in Sizilien, ich fuhr mit einer Vespa durch das Land, ich hatte Zeit, eine ganze Unendlichkeit, hoch zum Ätna, nach Catania, Palermo, Taormina, Sambuca und all den andern Orten, die verzaubern können. Das alles kam mir in den Sinn an den Tischen des «Sicilia», taucht auf wie ein unauslöschlicher Film, jedes Mal.

Und dann esse ich, alles gekocht mit Produkten aus Sizilien und fühle mich ein wenig italienisch, das ist ein gutes Gefühl, trinke ein Glas Wein, das Marika bringt, die Chefin, die gerade stolz ist, weil ihr Traum zertifiziert wurde, «ITA0039» heisst das. Die Auszeichnung aus Mailand bekommt nur, wer 100-prozentigitalienisch kocht. Das Zertifikat hängt draussen neben der Eingangstür. Es ist nicht so wichtig für einen selbst. Hauptsache, man kann durch diese Tür gehen in dieses kleine, nahegelegene Paradies.



Endlosschleife: Monika Rühl.



Alles noch viel besser: Markus Dieth.



Weggeföhrt: Elisabeth Baume-Schneider.

WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

Mäder, Rühl, Cassis, Dettling, Dieth, Eugster, Baume-Schneider, Berset, Sorg, Adrover, Bailat

Bern, wie man es kennt und liebt: Im Generationenhaus, dem ehemaligen Altersheim der Burgergemeinde am Bahnhofplatz, können die Besucher von Mittwoch bis Samstag einen eigens kreierten «Raum zum Scheitern» aufsuchen. Man habe dort die Möglichkeit, seine «persönlichen Misserfolge zu deponieren» und sich «damit zu versöhnen», wie es im aufgelegten Flyer steht. Am Ende des Rundgangs könne jeder so viel bezahlen, wie ihm oder ihr «das Erlebnis wert ist».

Während die einen sich mit ihrem Misserfolg beschäftigen, versucht ein paar Etagen höher das Führungsduo des Wirtschaftsverbandes Economiesuisse, **Christoph Mäder** und **Monika Rühl**, zu erklären, weshalb es weiter tapfer von den Bilateralen III redet, wenn es für den geplanten Deal zwischen der EU und der Schweiz Stimmung macht. Dabei lehnen Bern und Brüssel diesen Termin explizit ab. Der Grund ist gemäss FDP-Aussenminister **Ignazio Cassis** simpel und einleuchtend: Die Brüsseler Funktionäre fordern, dass sich die Schweiz institutionell einbinden lässt und der gegenseitige – eben bilaterale – Weg endet. Deshalb ist immer noch unklar, wie der Bundesrat das schicksalhafte Vertragswerk betiteln soll.

Die Strategie der Wirtschaftsfunktionäre ist klar: Sie wollen den Ball flach halten. Der Stimmbürger soll das Gefühl haben, mit den angepeilten Abkommen gehe es weiter wie gehabt, es werde alles sogar noch viel besser und schöner. Es ist nun an den Gegnern – sprich

der SVP und ihrem künftigen Präsidenten **Marcel Dettling** –, aufzuzeigen, dass sich die Unternehmensvertreter auf dem Holzweg befinden und die Bedeutung der Vereinbarung herunterspielen und verharmlosen. Kein einfaches Unterfangen, denn immerhin erklärt Rühl: «Unsere Mitglieder unterstützten die Aufnahme von Verhandlungen einhellig.»

Support bekommt die Wirtschaftselite von den Kantonen. Als führender Anhänger einer Anbindung der Schweiz an das Bündnis positioniert sich dieser Tage der Aargauer Landammann **Markus Dieth**. Der Präsident der Konferenz der Kantonsregierungen geht in einer Orientierung so weit, dass er ausführt, dass «in einem Rechtsfall in der Schweiz der Europäische Gerichtshof weiterhin nichts zu sagen haben wird». Da seien die Schweizer Gerichte zuständig, führt der Mitte-Magistrat und Jurist aus dem Rüblikanton aus.

So präsentiert sich die Situation in Bern im Frühjahr 2024: Die Unterstützer einer Einigung verkaufen es als Erfolg, dass beispielsweise jemand, der auf den hiesigen Strassen zu schnell fährt, hierzulande abgeurteilt wird und nicht in Brüssel. Die Stimmbürger können sich schon heute auf einen Abstimmungskampf einstellen, bei dem die verrücktesten Argumente aufgetischt werden. Trotzdem müssen sie ernst genommen werden. Sie illustrieren, was sich verändert, was auf dem Spiel steht, wenn die Bevölkerung dafür votiert, diesen Vertrag mit der EU abzuschliessen.

Während das Europa-Thema elektrisiert, kommt die Renteninitiative (Erhöhung des Pensionierungsalters) nicht aus den Startlöchern. Symbolisch dafür steht das überparteiliche Komitee und dessen Versuch, die Werbetrommel zu rühren. Der Jungfreisinnige **Patrick Eugster**, Präsident des Komitees, bot etliche Mitstreiter auf, um aufzuzeigen, dass die AHV nur gerettet werden könne, wenn die Menschen länger arbeiteten. Das Interesse war gering. Auf zehn Journalisten, Kameraleute und Fotografen kamen zehn, die am Anlass auftraten oder ihn organisierten.

Ein Nachteil der Initianten – der Jungfreisinnigen – ist sicher, dass sie in Bern ein Schattendasein fristen und nicht besonders gut vernetzt sind. Gute Beziehungen bedeuten im Bundeshaus fast alles, wie das Beispiel von **Elisabeth Baume-Schneider** zeigt. Die Nachfolgerin von **Alain Berset** als Innenministerin gab bekannt, dass sie einen neuen persönlichen Mitarbeiter in ihr Leitungsteam hole. Dabei handelt es sich um einen alten Bekannten von ihr – **Michael Sorg**. Die frische Kraft im Stab der SP-Bundesrätin im Bundeshaus West arbeitete von 2013 bis 2021 in der Berner Zentrale der Genossen – als Mediensprecher und späterer Co-Generalsekretär. Sorg ist im Übrigen neben **Cédric Adrover** (früherer Leiter des Regionalbüros Jura-Bern von RTS) und **Lise Bailat** (Ex-Bundeshauskorrespondentin für die Westschweizer Zeitungen der TX Group) der dritte persönliche Berater der Jurassierin.

MÖRGELI

Duttweiler war kein Nötzli

Die Migros gilt als beliebtestes Schweizer Unternehmen. Doch sie muss gehörig abspecken. «Migros fällt nach radikalem Abbau weit hinter Coop zurück», titelte die *Sonntagszeitung*. Wie wenn die Grösse entscheidend wäre. Diesen Wettbewerb hatten wir schon zwischen UBS und CS unseligen Angedenkens. Entscheidend für die Stärke einer Firma ist einzig der Gewinn.

Ein Idealist hat die Migros 1925 gegründet: Gottlieb Duttweiler sprühte vor Ideen und wollte den Mitmenschen helfen. Mit einem Buchhalter Nötzli konnte er nichts anfangen. Ihn faszinierten der Einkauf und Verkauf von Waren. Er revolutionierte das Schweizer Detailgeschäft durch Umgehung des Zwischenhandels. Weil Duttweiler die Produktion von Lebensmitteln oder anderen Waren zu teuer fand, gründete er eigene Fabriken – auf die Gefahr hin, dass diese dank Abnahmegarantie keinen Wettbewerb konnten und die Qualität vernachlässigten.

Gottlieb Duttweiler war kein Erbsenzähler. Wenn er fand, die Schweizer könnten sich das Reisen nicht leisten, gründete er flugs eine Reisefirma. Dann eigene Zeitungen und sogar eine Partei. Und eine Buchhandlung, eine Bank, eine Versicherung. Nebst dem Kulturprozent. Seine Nachfolger kauften noch viel mehr zusammen. Die Aufteilung des Migroskonzerns in selbständige Regionalgenossenschaften geschah 1941. Weil Duttweiler fürchtete, die Nazis würden die Schweiz überrennen und seine Privatfirma verstaatlichen.

Diese Genossenschaftsstruktur mit regionalen «Fürstentümern» hat die Popularität der Migros gefördert. Nicht aber die längerfristige Rentabilität. Denn Defizite bleiben in der Zentrale hängen. Die ewige Konkurrentin Coop hat die Gefahr früher erkannt und sich konsequenter auf die neuen Bedürfnisse der Konsumenten ausgerichtet. Ausgerechnet im Jahr vor der Jahrhundertfeier wird bei der Migros der grösste Unternehmensumbau der Geschichte fällig. Da müssen sich die Verantwortlichen einen guten Panzer zulegen. Mindestens jenen der 20000 Schildkröten, die Gottlieb Duttweiler 1954 aus Jugoslawien freikaufte. Um sie vor der Verarbeitigung zu Dosensuppe zu retten.

Christoph Mörgeli

SVP auf dem Holzweg

Es gibt viele Argumente gegen die Erhöhung der AHV. Auslandschweizer sind keines. Sie entlasten unser Sozialsystem.

Alex Baur

Im Kampf gegen die 13. AHV-Rente weiss die SVP nichts Gescheiteres, als auf Neid zu setzen. Weil ein Drittel der Schweizer Rentner im Ausland leben, so wird argumentiert, werde das Geld auch jenen zugutekommen, die in der Schweiz nicht mal Steuern zahlen. Der Publizist Markus Somm (*Nebelspalter*, FDP) setzte in seinem Podcast noch einen drauf: «Auslandschweizer sind die grössten Egoisten, die es gibt!» Sie sollten sich schämen.

Die meist etwas subtiler geäusserte Missgunst gegenüber Auslandschweizern ist mir vertraut. Man missgönnt uns die Sonne, das Meer, die tieferen Preise, die angeblich willigeren Frauen. Als ob es eine Sünde wäre, sein sauer verdientes Geld dort auszugeben, wo man am meisten dafür kriegt. Gestandene Kapitalisten argumentieren plötzlich wie Sozialisten. Doch die Rosinenpickerlegende lässt sich einfach widerlegen.

Mogelpackung an der Grenze des Betrugs

Die 31,5 Prozent der AHV-Rentner, die im Ausland leben, beziehen nur 13,5 Prozent der Leistungen. Ihre Renten sind nicht einmal halb so hoch. Würden sie in der Schweiz leben, hätten viele Anspruch auf Ergänzungsleistungen. Also auf Geld, das nach Bedarf ausbezahlt wird. Das dürfte dann richtig teuer werden. Das gilt erst recht für Pflegebedürftige. Man sollte ihnen danken, dass sie unser System entlasten.

Dass das Leben im Ausland generell billiger sei, ist ein Mythos. Importierte Qualitätsgüter sind anderswo oft teurer als in der Schweiz. Wirklich günstiger ist in der Regel nur die Grundversorgung (Nahrungsmittel, Mieten). In südlichen Ländern fallen zudem die Heizkosten weg. Fazit: In den meisten Ländern kann man zwar mit wenig Geld überleben, doch wer auf Schweizer Qualität beharrt, zahlt oft mehr.

Das gilt besonders für die Gesundheitskosten. Wo es eine staatliche Grundversorgung gibt, ist diese oft gratis – aber auch nichts wert. Private Krankenkassen sind dagegen schnell einmal teuer, vor allem für Betagte. Schweizer Krankenkassen freuen sich über jeden Senior, der ins Ausland zieht, denn er wäre ein Verlustgeschäft.

Lima

Dass AHV-Beiträge für Auslandschweizer günstiger seien, trifft höchstens für arme Schlucker zu. Wer über hohe Einkünfte und vor allem über ein stattliches Vermögen verfügt, zahlt auch als Auslandschweizer oft mehr in die AHV ein, als er je beziehen wird.

Ich bin notabene gegen eine 13. AHV-Rente. Obwohl ich davon profitieren würde. Weil ich nicht auf Kosten meiner Kinder und Enkel leben will. Die Vorlage ist eine linkspopulistische Mogelpackung an der Grenze des Betrugs. AHV-Renten werden aufgrund der über die Jahre insgesamt einbezahlten Beiträge berechnet. In wie viele Tranchen die jährlichen Ein- oder Auszahlungen aufgeteilt werden, ist belanglos. In Wahrheit handelt es sich um eine Erhöhung der Renten um satte 8,3 Prozent.

Billigen linken Populismus bekämpft man, indem man ihn als solchen entlarvt. Und nicht mit ebenso billigem rechtem Populismus.

Liebe ist...



... einfach alles für sie zu tun!

Madame Teflon

Das VBS ist pleite. Schuld sind immer alle anderen. Diesmal der bedauernswerte Monsieur Süssli.



Nicht wenige bestellen bei Zalando und Co. zu viele Kleider. Viele senden sie zurück. Andere können sie nicht bezahlen. Betreiben bringt nichts, weil es nichts zu pfänden gibt. Die Versandhändler sperren süchtige Kundinnen und Kunden. Niemand käme es im Traum in den Sinn, von einer Liquiditätskrise zu sprechen. Denn Cash ist King. Und eine Pleite eine Pleite.

Ganz anders beim VBS. Hier hat man jede Menge Waffensysteme bestellt, für die kein Geld vorhanden ist. Und unser Monsieur Süssli will – sicher nicht ohne Anweisung von oben – weiter bestellen. In der realen Welt des Schweizer Prekariats wäre dies ein Fall für die Kesb.

Niemand im Bundeshaus will bemerkt haben, dass die Armee viel zu viele Bestellungen aufgegeben hat. Kein Medium, kein Kommissionsmitglied und schon gar nicht die zuständige Bundesrätin. Wird sie von ihren Verantwortlichen nicht informiert, oder versteht sie deren Berichte nicht? Hier die Reaktionen der Versager.

Thierry Burkart, der Präsident der FDP Schweiz, glaubt zu wissen: «Es geht ja erst darum, die Armee vollständig auszurüsten. Aber offensichtlich ist man in der Schweizer Politik nicht bereit, sich mit den Fakten auseinanderzusetzen.» Na hallo, bitte etwas konkreter. Wollen die Freisinnigen die Steuern erhöhen? Oder gar die Schuldenbremse versenken? Ich freue mich auf entsprechende Volksabstimmungen.

Im gleichen Luftballon unterwegs ist SVP-Militärexperte Mauro Tuena, der rasch mehr Geld für die Armee will. Genau wie SVP-Oberst und Ständerat Werner Salzmann.

Viola Amherd erweckt erfolgreich den Eindruck, als ob sie dies alles gar nichts angehe. Und die VBS-nahe NZZ tischt das Märchen vom Liquiditätsengpass auf, der nur entstanden sei, weil das VBS auf eine angenommene Motion vertraut habe. Die Schubladen des Bundeshauses sind voll von angenommenen Motionen, die nie umgesetzt wurden.

Ich war nie ein Freund von Kaspar Villiger und seiner Schuldenbremse. Vielleicht zu Unrecht, wie sich heute zeigt. Denn ausgerechnet die Schuldenbremse stoppt das VBS. Vor mehr als dreissig Jahren hat es Villigers Kommunikations-

Ich war nie ein Freund von Kaspar Villiger und seiner Schuldenbremse. Zu Unrecht, wie sich heute zeigt.

chef Daniel Eckmann richtig formuliert: «Man kann eine Armee auf Dauer nicht mit fiktiven Risiken begründen. Sie muss Antworten auf die realen Risiken geben, sonst verliert sie an politischer Legitimation. Das kann in einer direkten Demokratie ihre Existenz kosten.»

Haben die SP, die Grünen und die GSaA begriffen, welche sensationelle Vorlage ihnen das Duo Villiger und Amherd serviert hat? Ich glaube nicht. Sonst würden sie – den Ängstlichen im Land zuliebe – längst eine bloss drei Milliarden Franken teure Guerillaarmee für unsere neutrale Willisauer-Ringli-Schweiz fordern.

Können nur die Leute im VBS nicht rechnen? Oder auch andere in Bern nicht? Eine noch

grössere Zeitbombe tickt im Departement von Albert Rösti.

Zeitbombe 1 — Allein Alpiq und Axpo produzieren in Spanien pro Jahr zehn Milliarden Kilowattstunden spottbilligen Solarstrom. Damit sie diesen Solarstrom in die Schweiz transferieren können, braucht es ein Stromabkommen. Rösti behauptet, um alte Atomkraftwerke am Leben zu erhalten und neue, überbeuerte bauen zu können, brauche die Schweiz kein Stromabkommen mit der EU. Wird uns pro Jahr zwei bis drei Milliarden kosten. Tausend Franken pro Haushalt und Jahr. **Zeitbombe 2** — Rösti plant, Axpo, Alpiq, BKW, IWB und Co. 2400 Franken Subventionen pro in den Alpen installierte Kilowattstunde über den Tisch zu schieben. 800 Franken reichen aus. Hier werden – wenn niemand den Filz entlarvt – schon im Rahmen des Solarexpresses 3,2 Milliarden übersubventioniert.

Rösti will die Fristen des Solarexpresses ohne Parlament und ohne Referendum verlängern. Wenn der Mantelerlass durchkommt, kann man den Solarexpress getrost entgleisen lassen, damit die laufende Abzockerei gestoppt wird. Und die Solarenergie in den Alpen Fahrt aufnimmt.

Wie bei den Rüstungsausgaben will niemand genau hinschauen. Und eines guten Tages werden sich alle die Augen reiben und ihre Hände in Unschuld waschen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Susanne Wille studiert auf Staatskosten

Die hochbezahlte SRG-Managerin Susanne Wille bekam ihre teure MBA-Ausbildung mehrheitlich bezahlt. Im Leutschenbach regt sich Unzufriedenheit.

Christoph Mörgeli

Es war einer der unbedachtesten Sätze seines öffentlich-rechtlichen Lebens. In einem Interview mit dem *Sonntagsblick* verkündete SRG-Generaldirektor Gilles Marchand zur Gebühreninitiative «200 Franken sind genug» der erstaunten Nation: «Diese Initiative ist eine Attacke gegen die Schweiz.» Hatte man solch pathetisch-nationalistische Fanfarenstösse seinem Vorgänger Roger de Weck irgendwie noch durchgehen lassen, scheint solcher Fernsehpatritismus mittlerweile völlig aus der Zeit gefallen.

Marchand und Wappler im Kampfmodus

Noch verheerender kam in der Öffentlichkeit Marchands fundamentalistischer Kampf gegen eine geringe Reduktion der Gebühren von 335 auf 300 Franken an. Dieser massvolle Vorschlag von Medienminister Albert Rösti (SVP) und dem Gesamtbundesrat sollte eigentlich der weiter gehenden Gebühreninitiative von Thomas Matter (SVP) den Wind aus den Segeln nehmen. Doch Gilles Marchand stellte sich im *Tages-Anzeiger* quer – und erst noch, indem er sich hinter anderen verschanzte: «Viele Kolleginnen und Kollegen machen sich Sorgen. Nicht alle können die Pläne des Bundesrates nachvollziehen. Ich kann das verstehen [...]»

Öffentlich widersprach der oberste SRG-Verantwortliche sodann seinem politischen Chef. Marchand zog Röstis Zahlenangaben und die Aussage in Zweifel, die Einsparungen seien durch natürliche Fluktuationen zu stemmen: «Das ist völlig unmöglich.» Viele Menschen

bei der SRG würden ihren Job verlieren. «Mit der Sparvorgabe des Bundesrates könnten wir unseren Leistungsauftrag spätestens ab 2027 nicht mehr im heutigen Stil erfüllen.» Wenn ein Untergebener so mit seinem Vorgesetzten spricht, muss einer von beiden gehen. In der Regel ist dies der Untergebene.

Spätestens jetzt wurde dem SRG-Präsidenten Jean-Michel Cina (Mitte) klar, dass er mit dem unbeweglichen Westschweizer Gilles Marchand gegen die Matter-Initiative nicht gewinnen kann. Zumal vorab die skeptischen Deutschschweizer für das Schweizer Radio und Fernsehen gewonnen werden müssen. Erschwerend kommt bei ihnen hinzu, dass die Deutschschweizer Medien wegen der Konkurrenz im Onlinebereich mittlerweile immer öfter auf SRF einprägen.

Zusammengezählt ergibt sich für den Erwerb des MBA-Titels der stolze Betrag von 145 180 Franken.

Darum wurde verlautbart, der erst 61-jährige Gilles Marchand werde sich Ende 2024 zurückziehen und einer neuen Kraft Platz machen.

Dass es sich hierbei nicht mehr um einen Generaldirektor, sondern um eine Generaldirektorin handeln müsse, war bei den Medien praktisch ausgemacht. Manche nahmen an, Marchands Stellvertreterin, die SRF-Direktorin Nathalie Wappler, sei die natürliche und gesetzte Kronprinzessin. Den grössten Stolperstein für einen solchen Karrieresprung bildet aber die Tatsache, dass auch sie Albert Röstis bescheidenen Sparplänen mit ebenso ohrenbetäubendem Geheul entgegengetreten ist wie Gilles Marchand. In einem Interview mit CH Media kündigte Nathalie Wappler vollmundig Widerstand gegen den Bundesrat an – etwa mit der umwerfenden Begründung, die Produktion der Sendung «Landfrauenküche» sei teuer.

Mit einer tieferen Gebühr sei der Leistungsauftrag nicht zu erfüllen, kritisierte Wappler den Beschluss des Gesamtbundesrats öffentlich. Während die Landesregierung eine Fokussierung des Programms fordert, versteift sich die SRF-Direkt-

orin auf ein «Vollprogramm» ohne Abstriche bei Unterhaltung und Sport. Damit macht die Chefin von SRF auf Befehlsverweigerung, denn sie hätte eigentlich nicht das zu tun, was sie will, sondern das, was sie muss. Wenn ihr Gewissen es nicht mehr zulässt, ihren Auftrag auch mit etwas weniger Geld zu erfüllen, sollte sie auf ihren gutdotierten Posten (inklusive des unlängst in ein Fixgehalt transferierten Bonus) verzichten.

Erschwerend kommt hinzu, dass Roger Schawinski – mit der SRF-Chefin seit der Absetzung seiner Talksendung ohnehin zerstritten – Wapplers Leistungsausweis als «sehr bescheiden» abkanzlete. Schawinski ist Bundesrat Rösti in Zuneigung verbunden, seit er der mächtigen Verlegerfamilie Lebrument die Konzession für Radio Südostschweiz wegschnappen konnte. Damit darf der gewiefte Zürcher Unternehmer für die Zukunft hoffen, sein Radio 1 im Verbund mit einem Sender für Graubünden und Glarus erheblich besser verkaufen zu können.

Bereit für höhere Weihen

Da Ladina Heimgartner ihre Position als CEO der Blick-Gruppe bei Ringier erst vor kurzem angetreten hat, wird Susanne Wille als heisse Kandidatin für höhere Weihen gehandelt. Sei es als SRF-Nachfolgerin einer zur SRG-Generaldirektorin aufgerückten Nathalie Wappler. Oder gar direkt als oberste Chefin der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG und damit als attraktives, in den Deutschschweizer Fernsehstuben bekanntes Gesicht, das sich gegen die Volksinitiative «200 Franken sind genug» in den Kampf stürzen müsste. Auch ist Susanne Wille seit 2020 SRF-Geschäftsleitungsmitglied und Stellvertreterin von Direktorin Nathalie Wappler. Ihren Führungsanspruch und ihre Selbstepfehlung für höhere Weihen bekräftigt hat die SRF-Kulturchefin Wille mit dem berufsbegleitenden Erwerb des begehrten Titels eines Executive Master of Business Administration (MBA) an der privaten Wirtschaftshochschule International Institute for Management Development (IMD) in Lausanne.

Diese begehrte, insgesamt eineinhalb Jahre dauernde Ausbildung wird in inten-



„Mein Mann kann extrem lange fernsehen.“



Wovon normale Mitarbeiter nur träumen: Kaderfrau Wille.

siven Blöcken erteilt. Die reinen Kurskosten betragen 80 000 Franken, nicht eingerechnet die Zusatzkosten von 15 500 Franken. Da man angesichts des strengen Programms während der Kurse unmöglich auswärts wohnen kann, kommen durchschnittliche Wohnkosten für ein Ehepaar von 36 000 Franken hinzu. Die weiteren Spesen werden von der Lausanner Privatakademie mit 13 680 Franken angegeben. Dies ergibt zusammengezählt für den Erwerb des MBA-Titels den stolzen Betrag von 145 180 Franken.

Interessant für die Bezahler der geräteunabhängigen SRG-Gebühren, seien es die Privaten oder die Firmen, wäre jetzt die Frage, wer für die Kosten der MBA-Weiterbildung von Susanne Wille aufkommen musste. Die SRF-Medienstelle betont eingangs: «Diese betriebswirtschaftliche Weiterbildung steht in direktem Zusammenhang mit der umfassenden digitalen Transformation und Organisationsentwicklung, die bei SRF seit mehreren Jahren läuft.» Nur hat Susanne Wille als Geschäftsleitungsmitglied und Kulturchefin diese digitale Transformation und

Organisationsentwicklung bislang auch ohne MBA-Titel bewältigt. SRF unterstütze «alle Mitarbeitenden, auch Geschäftsleitungsmitglieder, im Rahmen der betrieblichen Bedürfnisse bei der Aus- und Weiterbildung». Dazu gehöre auch «eine finanzielle Unterstützung und/oder die Gewährung der benötigten Zeit».

Was die konkrete Kostenübernahme betrifft, hält SRF fest: «Susanne Wille hat rund 40 Prozent der Kosten selber übernommen und den grössten Teil der Weiterbildung in ihrer Freizeit oder in ihren Ferien absolviert. Laut Vereinbarung ist Susanne Wille ausserdem dazu verpflichtet, ihr vertieftes Wissen im Sinne des Unternehmens für drei Jahre SRF zur Verfügung zu stellen. Sollte sie die SRG früher ver-

Die frühere Moderatorin hat ihren Lohn von über 300 000 Franken während des Kurses voll bezogen.

lassen, müsste sie einen Pro-rata-Anteil dem Unternehmen zurückzahlen.» Konkret dürfte davon ausgegangen werden, dass das Schweizer Fernsehen Susanne Wille etwa zwei Drittel der MBA-Kurskosten bezahlt hat.

Weiter teilt die Medienstelle der *Weltwoche* mit: «Ihren Aufgaben beispielsweise beim Vorantreiben der Transformation oder der Weiterentwicklung des Programms ist Susanne Wille auch während der Ausbildungszeit vollumfänglich nachgekommen. Ihr Pensum bei SRF hat sie nicht reduziert. Ihre fixen Termine während den ausbildungsbedingten Abwesenheiten wurden von der ordentlichen Stellvertretung wahrgenommen.» Die frühere Moderatorin und heutige Medienmanagerin hat also ihren Lohn von über 300 000 Franken auch während der Absolvierung ihres Kurses vollumfänglich bezogen.

SRF-Pensum nicht reduziert

Auf die Nachfrage, ob die etwa zwei Drittel Kostengutsprachen des Arbeitgebers für Susanne Willes Lausanner Abwesenheit die Gesamtkosten oder die Kurskosten betrafen, wollte SRF nicht näher eintreten: «Über weitere Details können wir aus personalrechtlichen Gründen keine Auskunft geben.» In den Gängen und in der Kantine der Fernsehstudios im Leutschenbach sind die SRF-Kosten von möglicherweise bis zu 90 000 Franken für Susanne Willes MBA-Titel ein grosses Thema. Von einer ähnlich grosszügigen Förderung und Weiterbildung können die meisten Mitarbeiter nämlich nur träumen. Vor allem beim durchaus nicht hochbezahlten technischen und administrativen Personal ist Feuer im Dach. Es sieht nicht ein, weshalb sich das Schweizer Fernsehen die Förderung einer sonst schon auf Händen getragenen Kaderfrau dermassen viel kosten lässt.

Humanismus und Toleranz

Das Hilfswerk für Palästina-Flüchtlinge (UNRWA) wird im Westen zunehmend angefeindet. Zu Unrecht. Es dient der Stabilität. Seine Abschaffung wäre ein tödlicher Fehler.

Omar Shaban

Gaza-Stadt

Das Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästinaflüchtlinge im Nahen Osten (UNRWA) in den Palästinensergebieten, in Syrien, dem Libanon und Jordanien ist eine humanitäre Organisation mit dem Auftrag, palästinensischen Flüchtlingen Hilfe und Schutz zu gewähren. Ihre Leistungen kommen sechs Millionen Palästinensern zugute; etwa 87 Prozent der Bewohner des Gazastreifens sind auf diese Hilfe angewiesen. Die UNRWA spielt damit eine zentrale Rolle mit Blick auf die Versorgung der Palästinenser.

Im Laufe der Jahre hat die UNRWA Schulen im Gazastreifen und im Westjordanland eingerichtet. Allein in Gaza unterhält sie 284 Schulen, die von der Hälfte der dort lebenden Kinder besucht werden.

Die UNRWA hat mehr als 15 000 Beschäftigte in ihren Einrichtungen im Gazastreifen, die auf diese Weise ihren Lebensunterhalt verdienen und zugleich ihre Familien versorgen. Die UNRWA setzt sich dafür ein, dass palästinensische Flüchtlingskinder ihr ganzes Potenzial entfalten und sich zu lernwilligen, aufmerksamen und offenen Menschen entwickeln, die für Humanismus und Toleranz eintreten.

Komplette Kontrolle unmöglich

Ich selbst habe meine gesamte Schulzeit in UNRWA-Einrichtungen verbracht, habe dort kritisches, analytisches, ideologiefreies Denken gelernt. Früher wurde das an den staatlichen

Schulen nicht vermittelt. UNRWA-Schulen waren die einzigen Einrichtungen im Gazastreifen, an denen Musik, Kunst und andere kreative Fächer unterrichtet wurden.

Die gesundheitliche Lage im Gazastreifen hat sich aufgrund von Finanzkrisen, fehlender technischer Ausstattung und des eingeschränkten Angebots vieler Krankenhäuser verschlechtert. Aber die UNRWA-Einrichtungen bieten lebenswichtige medizinische Versorgung für die palästinensischen Flüchtlinge.

Sogar israelische Beamte warnen davor, mitten im Krieg die Aktivitäten der UNRWA einzustellen.

Im Gazastreifen gibt es 22 medizinische Grundversorgungszentren, über 1,2 Millionen Palästinenser sind als Empfänger von medizinischen Leistungen registriert. Darüber hinaus gibt es Zentren für Familienplanung, psychologische Beratung und zahnärztliche Versorgung.

Seit kurzem ist die UNRWA damit konfrontiert, dass die USA und einige europäische Länder ihre Hilfsgelder einstellen oder kürzen wollen, wohlgermerkt während des Gaza-Kriegs. Der Vorwurf, dreizehn UNRWA-Mitarbeiter seien am Angriff vom 7. Oktober beteiligt gewesen, wird noch geprüft. Dieser Vorwurf wurde nur von Israel erhoben, das in diesem Zusammenhang keine neutrale Partei ist. Keine Organisation, zumal grosse Organisationen

wie die UNRWA, kann die Einstellungen und Handlungen all ihrer Mitarbeiter kontrollieren. Dass wegen der gegen dreizehn von insgesamt 13 000 Mitarbeitern erhobenen Anschuldigung die Finanzierung der UNRWA ausgesetzt werden soll, ist unrealistisch und eine politisch motivierte Kollektivstrafe.

Instrument für Stabilität

Die UNRWA hat im Gazastreifen alljährlich Sommercamps für fast 50 000 Kinder veranstaltet. Politische Parteien haben ebenfalls Sommerlager organisiert, in denen extremistisches Gedankengut vermittelt und militärische Ausbildung angeboten wurde. 2010 wurde eines der UNRWA-Sommercamps von Extremisten in Brand gesetzt. Anscheinend sind nicht nur Israel, die USA und einige europäische Länder daran interessiert, die UNRWA zu schliessen, sondern auch gewisse palästinensische Akteure.

Die israelische Regierung, die der UNRWA so kritisch gegenübersteht, sollte bedenken, was die *Times of Israel* im Juli 2012 schrieb: Wenn die UNRWA zurückgedrängt werde, würden die Sommercamps im Gazastreifen unter die Kontrolle der Hamas geraten. Sogar israelische Beamte warnen davor, mitten im Krieg die Aktivitäten der UNRWA einzustellen. Die UNRWA gilt weithin als Instrument für Stabilität. Sie zu schliessen, wäre ein Fehler, den Amerikaner und Europäer vermutlich noch bedauern würden. Ohne die UNRWA könnten extremistische Organisationen grossen Einfluss auf Kinder gewinnen. Sollte die UNRWA nicht mehr im Gazastreifen operieren können, würde Gaza für lange Zeit eine gefährliche humanitäre Katastrophe erleben und nicht mehr zur Ruhe kommen.

Omar Shaban, 62, ist Gründer von Pal-Think for Strategic Studies. Die Denkfabrik war Partnerin der Schweiz bei den Bemühungen um eine Versöhnung zwischen der Hamas und der Fatah. Shaban wurde in einer Flüchtlingsfamilie geboren. Er studierte in Gaza, Ägypten, Grossbritannien und machte einen Masterabschluss am Geneva Graduate Institute.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Schätzchen der Nation

Sie war eine der meistfotografierten Frauen Englands. Was macht Samantha Fox heute?

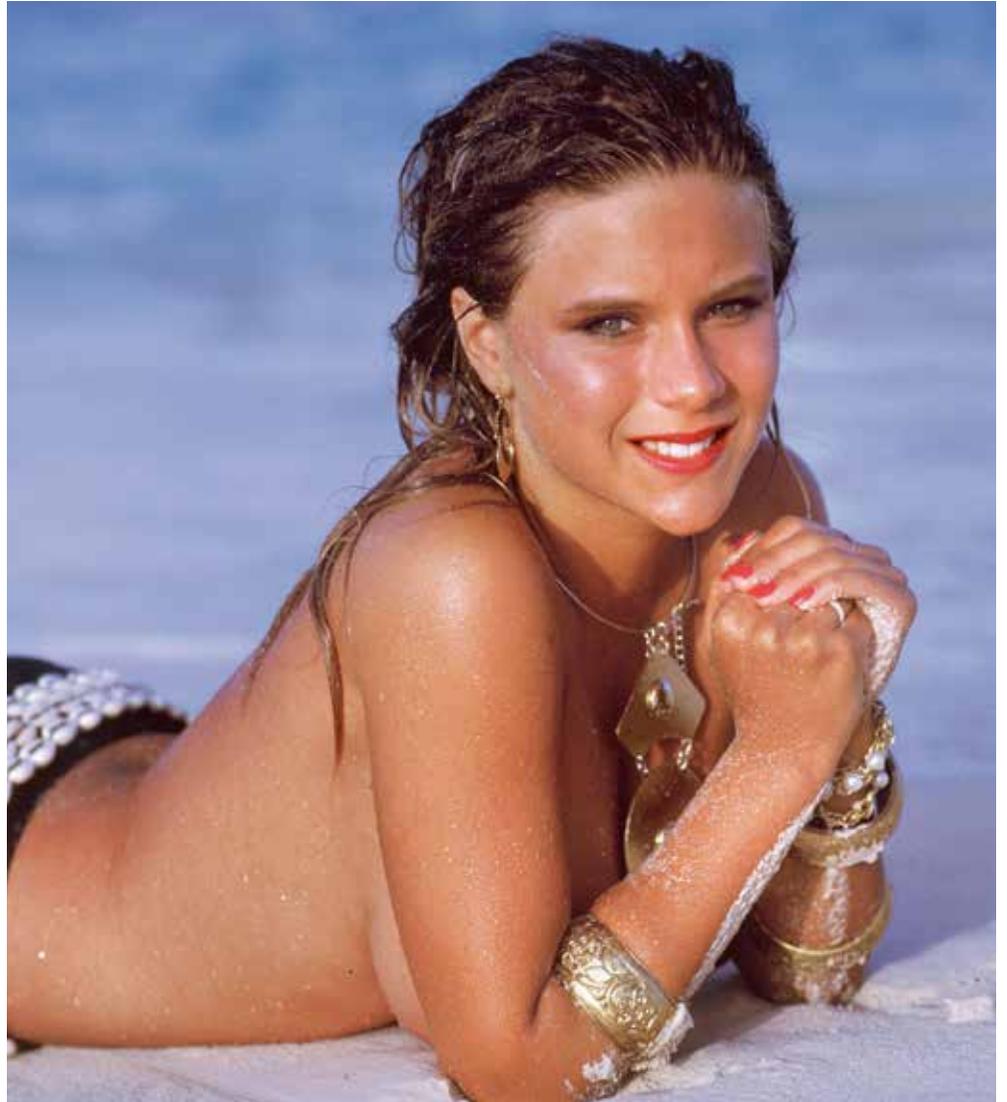
Wie es sich für eine Säuferation gehört, stört es uns Briten nicht weiter, wenn eines unserer weiblichen Sexsymbole sich betrunken danebenbenimmt, am besten in einem Flugzeug, damit der Eindruck von unbekümmerter Verrufenheit sich noch verstärkt. So wurde Kate Moss einst aus einem Easyjet-Flieger weggeführt, weil sie sich, nachdem das Bordpersonal ihr Alkohol verweigert hatte, mit ihrem eigenen Wodka zugehörnt hatte. Jetzt hat ein anderes ikonisches Lustobjekt, das als Teenager aus der Arbeiterschicht aufgestiegen war, Flugverbot bekommen. Doch Samantha Fox, 57, wird sich nicht lange unterkriegen lassen.

Das *page three*-Girl – eine junge Frau, die auf Seite drei der Zeitung *The Sun* ihre Brüste entblösste – war ein Phänomen der britischen Gesellschaft Ende des 20. Jahrhunderts: Im ersten Jahr verdoppelte es die Auflage des Revolverblatts, sodass dieses 1978 zur meistverkauften Zeitung Grossbritanniens wurde. Fox war nicht das schönste oder sexyste der *page three*-Girls, aber das erfolgreichste.

Hinter Lady Di und Margaret Thatcher

Zum ersten Mal liess sie sich mit sechzehn für *The Sun* ablichten und wurde in der Folge zu einer der meistfotografierten britischen Frauen der achtziger Jahre, gleich nach Prinzessin Diana und Margaret Thatcher. Sie hatte das Gesicht eines frechen Puttos und die Brüste eines *Playboy*-Modells aus der Vor-Plastik-Ära. Sich zu entblößen war für sie nichts Anrühiges, sie befreite Nacktheit vom Ruch der Pornografie und rückte sie in eine Reihe mit anzüglichen Postkarten und «Carry On»-Komödien.

Ihre Fröhlichkeit machte einen Grossteil ihrer Anziehungskraft aus. Man konnte sich nicht vorstellen, dass sie traurig sei oder sich mit Selbstmordgedanken trage wie so viele Frauen, die für ihr Aussehen geschätzt werden. Sie vermittelte Männern das Gefühl, es sei okay, weibliche Teenager zu begaffen. «Schaut mich an!», schien sie zu rufen. «Mir macht das Spass. Schaut mich nochmals an!» Ihr Schmunzeln hatte vielleicht auch damit zu tun, dass sie – wie sie spä-



Unbekümmert und knuddelig: Kulturgut Fox, 1983.

ter enthüllte – schon früh entdeckt hatte, dass sie lesbisch war, dies aber verborgen hatte, um ihren Ruf als «das Mädchen von der Topless-Bar nebenan» nicht zu gefährden.

Bereits mit zwanzig gab sie es auf, nackt zu posieren, um Sängerin zu werden, was ihr Berufswunsch gewesen war, bevor ihr ihre Brüste in die Quere kamen. Tatsächlich hatte sie schon mit fünfzehn einen kurzlebigen Plattenvertrag abgeschlossen. Danach allerdings verkaufte sie über dreissig Millionen Platten und kam so in eine Szene, in der lesbisch zu sein kein Problem war – im Gegensatz zu ihren Pin-up-Tagen mit Millionen masturbierenden männlichen Fans.

2003 bekannte sie sich dazu, lesbisch zu sein, und auch dabei wirkte sie so unbekümmert und knuddelig, wie als sie sich für Fremde ausgezogen hatte. In den letzten zwanzig Jahren hat sie mit ihren Frauen ein ruhiges Leben geführt – bis zu dem Fliegerfuror neulich, von dem Fox sagte, es tue ihr «sehr leid». Sie sollte sich deswegen keine grauen Haare wachsen lassen: Für eine Nation von Säufnern, deren grosse Stunde im Zweiten Weltkrieg schlug, sind ein besoffener Luftkampf und eine Nacht in einem deutschen Gefängnis eine Empfehlung und könnten das Schätzchen der Nation zum nationalen Kulturgut erheben.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Trump lässt Herzen höher schlagen

Wird Donald Trump wieder Präsident der USA, wird er zum Diktator, behauptet der *Spiegel*. Absurd! Seine Wiederwahl wäre für den Westen ein Segen – auch für die Schweiz.

Urs Gehriger

Nun, da er die Republikanische Partei hinter sich scharft wie kein Kandidat vor ihm, treten sie wieder auf den Plan, die Apokalyptiker, die Warner vor einem trumpschen Armageddon. Es sind dieselben, die bereits vor acht Jahren in den schrillsten Tönen den Teufel an die Wand gemalt haben.

Der *New Yorker* karikiert Trump als einen im Stechschritt marschierenden, uniformierten Faschisten. Der *Spiegel* mag nicht hintanstehen und präsentiert ihn als «Diktator». «Der Ex-Präsident und seine Getreuen haben einen detaillierten Plan», behauptet das deutsche Magazin. «Sie erklären die Demokratie zum Feind und wollen das Bündnissystem des Westens zertrümmern.»

Realitäts-Check mit Kontrahenten

Man kommt aus dem Staunen nicht heraus, welche spekulative Boshaftigkeit der Mann in Journalisten noch immer entfacht. Dies, obwohl alle Untergangsszenarien, die man sorgfältig gestrickt hatte, sich als Fantasien erwiesen haben.

Die Situation heute ist eine andere als 2016. Im Unterschied zu damals haben wir vier Jahre Erfahrung mit Trump – und einen Direktvergleich mit seinem Nachfolger Joe Biden.

Wer wissen will, wie Trump in einer zweiten Amtszeit regieren könnte, unterzieht ihn wohlweislich einem Realitäts-Check und misst ihn – und seine Kontrahenten – an den Taten:

Vier Jahre lang hatte Wladimir Putin die Finger von der Ukraine gelassen. Nordkorea, der Iran, Pakistan verhielten sich still. In Afrika gab es keinen Putsch. Venezuela duckte sich. Keinen einzigen Krieg hat Trump begonnen. Im Gegenteil: Mit den Abraham-Abkommen läutete er im Nahen Osten eine Ära der Entspannung ein.

Kaum war Biden im Amt, brachen überall alte und neue Konflikte aus. Afghanistan ge-



«Er hat gute Fragen gestellt, es hat ihn interessiert»: Präsidentschaftskandidat Donald J. Trump.

riet in den Klammergriff der Taliban. China gebärdete sich aggressiv. Von Gaza über den Suezkanal bis zum Iran regieren Hass, Krieg und Zerstörung. Und an der Südgrenze der USA ist ein Migrationschaos ausgebrochen, das seinesgleichen sucht.

Trump und Konsorten hätten im Sinn, die «Nato zu zerstören», mutmasst der *Spiegel*. Das hat man bereits vor Jahren behauptet. Nichts davon ist wahr. Nicht Trump, sondern Macron bezeichnete die Nato als «hirntot». Trump hat mit Nachdruck – und gewissem Erfolg – eingefordert, was sich US-Präsidenten vor ihm bittstellerisch von ihren europäischen Bündnispartnern gewünscht hatten: eine Erhöhung des Wehretats auf 2 Prozent. Und mehr Eigen-

verantwortung bei der Verteidigung. Wie richtig Trump damit lag, zeigte der Angriff Putins auf die Ukraine. Mit einem heissen Krieg vor Augen, war manch ein europäisches Nato-Mitglied endlich bereit, mehr für die Verteidigung auszugeben.

Dass die Menschen den Alarmisten nicht mehr so einfach auf den Leim kriechen, zeigt das Beispiel von Jamie Dimon. «Wir sollten einfach mal einen Schritt zurücktreten und ehrlich sein», sagte der CEO der amerikanischen Bank J.P.Morgan in Davos an die Adresse der Trump-Hasser. «Er [Trump] hatte irgendwie recht mit der Nato, er hatte irgendwie recht mit der Einwanderung. Er hat die Wirtschaft ganz gut wachsen lassen. Die Steuerreform hat funktioniert, er hatte recht mit China.»

Schwärmen von niedrigen Steuern

Und was ist mit der Schweiz? Seit zwanzig Jahren sind die bilateralen Beziehungen das Terrain von Martin Naville, Direktor der Schweizerisch-Amerikanischen Handelskammer. Seit Trump aufgetaucht ist, nimmt er kein Blatt vor den Mund. Bereits im Wahlkampf 2016 umschrieb Naville ihn mit wenig schmeichelhaften Attributen. Er hat seine Meinung bis heute nicht geändert. «Ein unehrlicher, unethischer Chaot» sei Trump, sagt er im Gespräch. Doch Naville, einer der

Keinen einzigen Krieg hat er begonnen. Mit den Abraham-Abkommen läutete er im Nahen Osten eine neue Ära ein.

besten Schweizer Kenner der USA, legt Wert auf eine differenzierte Sichtweise. «Man muss sauber trennen zwischen der Person Trump und der Leistung der Administration.»

Und über Letztere hält er mit Lob nicht zurück. «Die Trump-Administration war nicht

protektionistisch, sie hat Freihandelsabkommen abgeschlossen mit Japan, Mexiko, Kanada, Südkorea. Zweitens war sie sehr businessfreundlich.»

Naville nennt das Steuerpaket als Beispiel. Die Steuerreform sei nicht «ein Riesengeschenk für die Reichen und Firmen» gewesen, wie CNN und andere Massenmedien behauptet hatten. «Nein, Trump hat die höchste Steuer der OECD ins Mittelfeld gebracht.»

Was Naville umschreibt, findet Widerhall in der Schweizer Wirtschaft. Hört man sich bei Unternehmern, Exporteuren und Investoren um, kommen nostalgische Gefühle auf, wenn der Name Trump fällt. Man

«Trump respektierte die Kraft der Neutralität der Schweiz und ihre Rolle als ehrlicher Makler.»

schwärmt von niedrigen Steuern, wenig Regulierung. Die Schweiz ist unter Trump bei Direktinvestitionen in den USA von Platz acht auf Platz sechs aufgestiegen.

«Nach Obama hatten wir bei Trump von der Wirtschaft rundweg positive Rückmeldungen», bestätigt alt Bundesrat Ueli Maurer, Finanzminister zu Zeiten der Trump-Präsidentschaft. «Es geht etwas, wir werden angehört», habe es geheissen, so Maurer im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Trump hat ganz offensichtlich die Administration auf wirtschaftsfreundlich getrimmt.»

Dynamik und den Willen zur Kooperation habe er auch persönlich erfahren, so Maurer weiter. «Wenn wir ein Problem hatten, oder eine Frage, war es immer möglich, innerhalb von 48 Stunden persönlichen Kontakt herzustellen mit meinem Kollegen, Finanzminister Steven Mnuchin. Das war danach bei Biden nicht mehr möglich. Da kam ein Jahr lang keine Reaktion.»

Maurers persönliche Erfahrungen bestätigen ein bekanntes Muster: Sitzt ein Präsident der Demokraten im Weissen Haus, hat es die Schweiz grundsätzlich schwerer. Regiert ein Republikaner, blühen die Beziehungen auf.

Wichtiger indes ist die jeweilige Interessenlage eines Präsidenten. Mit Trump sass ein Geschäftsmann in Washington, der der Schweiz besonders wohlgesinnt war. «Die Schweiz wurde zu einer wichtigen Priorität für die Trump-Administration», sagt sein damaliger Botschafter in Bern, Ed McMullen.

«Trump respektierte die Kraft der Neutralität der Schweiz und ihre Rolle als ehrlicher Makler konkurrierender globaler Interessen.» Trump habe die Bedeutung der Schweiz für die globale Stabilität verstanden, folglich seien Handel, Investitionen und Vertrauen auf ein noch nie dagewesenes Niveau gestiegen. Dies nicht zuletzt, weil Trump jene Leute mit der Schweiz betraute, die bereits

eine enge Verbindung zu unserem Land hatten. Wie McMullen selbst, der über die American Swiss Foundation zahlreiche Kontakte geknüpft hatte.

«Schweiz hat unglaublich profitiert»

«Die Schweiz hat unglaublich profitiert von McMullen», erinnert sich Ueli Maurer. «Der hat die Schweiz gekannt, hat sich reingekniet, hat Kontakte gehabt.» Ganz anders heute unter McMullens Nachfolger: «Mit dem jetzt kann man das vergessen», so Maurer über Bidens Botschafter Scott Miller, der sich primär mit einem Thema beschäftigt, der LGBTQ+-Community.

Der Unterschied zwischen zwei Präsidenten könnte extremer kaum sein. Nie zuvor in den bilateralen Beziehungen gab es eine derart grosse Anzahl von Treffen auf höchster Ebene wie unter Trump. Von Finanzminister Mnuchin über Aussenminister Mike Pompeo bis zum Sicherheitsberater Robert O'Brien – der Schweiz standen die Türen offen.

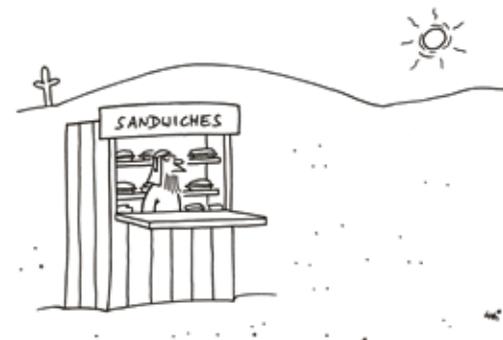
Sogar zum Oval Office. Mit Ueli Maurer wurde der erste – und bislang einzige – Schweizer Bundespräsident im US-Regierungssitz empfangen. «Er war hervorragend gebrieft», erinnert sich Maurer an seinen Empfang im Weissen Haus. «Er hat gute Fragen gestellt, es hat ihn interessiert.»

Auch dies war letztlich McMullens Verdienst. Er war einer der Ersten im Trump-Wahlkampfteam und half ihm, den Schlüsselstaat South Carolina zu gewinnen. Mit McMullen hatten die Schweizer einen Mann, der über einen direkten Draht ins Weisse Haus verfügte – und bis heute enge Beziehungen zu Trump pflegt.

Könnte dieser Mann, der die Schweizer Neutralität respektierte und den Handel in unerkannte Höhen hievte, zum Diktator werden?

McMullen lacht. Es überrasche ihn immer wieder, wie unprofessionell Journalisten mit persönlicher Meinung Politik machten.

Trump sei immer ein Geschäftsmann gewesen und werde einer bleiben. Als solcher werde er sich «auf den Wiederaufbau der Wirtschaft konzentrieren». Mit der tiefen Überzeugung: «Wenn es der US-Wirtschaft gutgeht, geht es auch der Welt gut.» Das habe man bereits in seiner ersten Amtszeit gesehen. «America first» heisse nicht «Amerika allein».



Es kann nur spekuliert werden: Charles III.

Was, wenn der König ganz ausfällt?

Gerade hat sich der britische König von einem alten Königsdogma gelöst – schon könnte es die Familie wieder einholen, und diesmal umso mehr! Seit Elizabeth I, also rund 500 Jahren, schrieb es vor, dass ein gekröntes Oberhaupt nie Eigentümer seines Körpers sei – und folglich nicht über dessen Molesten informieren dürfe.

Was das in der Praxis bedeutete, erlebte Charles' Grossvater George, als er erfuhr, was die Ärzte längst wussten: dass er unheilbar an Krebs erkrankt war. Die Untertanen wussten es nicht vor dem 6. Februar 1952, seinem Todestag. Mit dieser geheimniskrämerischen Tradition, die die Hofschranzen enorm mächtig machte, hat Charles III ohne Zweifel gebrochen, als er mitteilen liess, er sei an Krebs erkrankt, wolle sich weiterhin den Staatsgeschäften widmen, aber von öffentlichen Terminen fernhalten. Dazu zählt auch die Feier zum 80-Jahr-Jubiläum des D-Day Anfang Juni.

Warum, kann nur spekuliert werden: Womöglich steht Charles eine Chemotherapie bevor, die seine gewohnt rosige gesunde Erscheinung verändert. Doch was, wenn er völlig ausfällt? Nach dem «Regency Act» von 1937 muss ein «Regent» einspringen, wie zuletzt zwischen 1811 und 1820 der spätere George IV für seinen kranken Vater. Heute würde diese Rolle automatisch Prinz William zufallen, der bereits jetzt einspringt – während er sich auch um seine kranke Frau Kate kümmert. Ihr wahrer Zustand ist in guter Tradition ein Staatsgeheimnis, so dass manche Briten in Charles' Offenheit nicht mehr als ein Ablenkungsmanöver wittern. Denn wer sich vor Augen führt, wie ein weniger gefestigter und gereifter «Regent» William in diesen stürmischen Zeiten ganz allein dasteht, wird rasch einsehen, dass der Einfluss der höfischen Einflüsterer bald stärker sein könnte als je zuvor.

Peter Littger

Bananen und Penisse

Private Organisationen mit «LGBTQIA+*»-Agenda halten Sex-Workshops an Schulen ab. Die Lehrer räumen das Feld.

Philipp Gut

Der Fall spielt an einer Schule im Kanton Zug. Ein dreizehnjähriges Mädchen, nennen wir es Mia, erzählt ihren Eltern von einem Sex-Workshop, der in einer siebten Klasse abgehalten worden ist. Die Kinder sind zwischen elf und dreizehn Jahren alt. Dabei wurden die Mädchen gefragt, ob sie bereits ihre Menstruation haben. Und es wurde gefragt, wer schon Sex hatte. Ausserdem hätten die Schülerinnen und Schüler vor der ganzen Klasse Kondome auf Bananen aufziehen müssen. Die Freundinnen von Mia haben ihr danach berichtet, dass sie nun immer an einen Penis und Kondome denken müssen, wenn sie eine Banane essen.

Mia sagte ihren Eltern, sie wolle an einem solchen Sex-Workshop auf keinen Fall teilnehmen. Doch kurz darauf wurde auch in ihrer Klasse eine entsprechende Veranstaltung angekündigt – für alle obligatorisch und ohne Information der Eltern. Darauf wandte sich der Vater an die Schulleitung. Sexualaufklärung, argumentierte er, sei eine Angelegenheit der Eltern, und weder die Schule noch der Staat habe ein Recht, sich einzumischen und eine Sexualisierung in der Schule zu betreiben.

International agierende Lobby

Eine Antwort erhielt er nicht. Stattdessen meldete sich kurz darauf die Klassenlehrerin der Tochter mit einer E-Mail an sämtliche Eltern, in der sie auf den geplanten Workshop «im Rahmen des Programms zur persönlichen Entwicklung der Schule» hinwies. Der Kurs werde von «erfahrenen Pädagogen der Organisation Achtung Liebe in Zürich» durchgeführt.

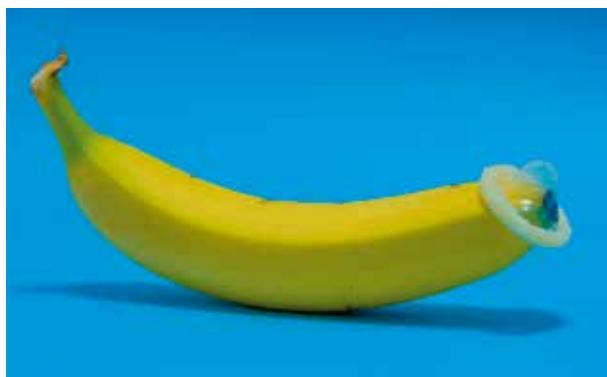
«Erfahrene Pädagogen»? Nun ja: In Tat und Wahrheit schickt Achtung Liebe interessierte «Studenten aller Fachrichtungen» in die Schulen, die keine pädagogische Ausbildung haben und schon gar nicht «erfahren» im Unterrichten sind. Die Non-Profit-Organisation engagiert sich für eine «ganzheitliche Sexualaufklärung» und organisiert «Schuleinsätze zur sexuellen Bildung in Klassen, in der Regel ab der 6. Primarstufe». Sie setzt sich für eine «flächendeckende Sexualaufklärung» ein und trage so «zur Förde-

rung der sexuellen und reproduktiven Gesundheit und Rechte bei (SRHR)».

Das Kürzel SRHR steht für «sexual and reproductive health and rights», einen Begriff, der von der Uno, aber auch von anderen internationalen Organisationen wie der International Planned

Zu jedem Buchstaben mussten sie einen Begriff nennen. Bei «L» sagte jemand «lecken» – nicht etwa «Liebe».

Parenthood Federation (IPPF) propagiert wird. Achtung Liebe bezieht sich ausdrücklich auf diese IPPF, die im Bereich der Bevölkerungspolitik und -kontrolle tätig ist. Darüber hinaus ist Achtung Liebe in weiteren «internationalen Netzwerken» verankert und Mitglied der Stiftung Sexuelle Gesundheit Schweiz, die mit der Brachialaufklärungsbroschüre *Hey You* für Schlagzeilen sorgte (die NZZ nannte sie eine «Anleitung zum Porno»).



Da kann man sich schon fragen: Wie kommen ein paar Studenten dazu, einen Anspruch auf «flächendeckende Sexualaufklärung» zu erheben und systematisch bis zu – nach eigenen Angaben – 200 Einsätze pro Jahr allein in Deutschschweizer Schulen zu leisten? Deutlich wird: Die Studenten handeln nicht einfach spontan, dahinter steht eine international agierende Lobby mit einer politischen Agenda. Die ideologische Ausrichtung lässt keine Zweifel offen: Achtung Liebe bezeichnet sich als «fe-

ministisch und intersektional», will Sexualität «lustzentriert (pleasure-based) und sexpositiv» vermitteln und beteiligt sich an internationalen Kampagnen wie dem International Day Against Homo-, Bi-, Inter- and Transphobia (IDAHO-BIT) oder am World Aids Day (WAD). Die Organisation setzt sich «aktiv für die Gleichstellung aller Geschlechter, für Rechte und Gesundheit von LGBTQIA+*-Menschen, gegen Sexismus, gegen Rassismus sowie jegliche Form von Diskriminierung ein». Eindeutig positioniert sich Achtung Liebe auch in Bezug auf Schwangerschaftsabbrüche beziehungsweise den (Nicht-)Schutz des Lebens, indem sie «das Recht jeder schwangeren Person [nicht Frau] auf eine ärztlich durchgeführte, sichere Abtreibung» vertritt.

Was im Lehrplan steht, und was nicht

Auffällig an diesen Sex-Workshops an Schulen ist, dass dabei die Lehrer aussen vor bleiben. Die Kurse werden bewusst ohne Begleitung professioneller Pädagogen durchgeführt, damit die Atmosphäre «schambefreit» sei. So berichtet das Magazin *Fritz+Fränzi*, wie ein Student von Achtung Liebe «eine Strich-Frau mit riesigen Brüsten und einen Strich-Mann mit Riesenpenis» an die Tafel malte. «Die Frau bückt sich, der Mann kommt von hinten.» Auch in der Klasse von Mia im Kanton Zug wird es explizit, wie Mitschülerinnen berichten. So hätten sie zu jedem Buchstaben des Alphabets einen Begriff zum Thema «Sex» nennen müssen. Bei «L» sagte jemand «lecken» – und nicht etwa «Liebe». «Ist es normal, dass sich elf-, zwölf-, dreizehnjährige Kinder in der Schule mit solchen Dingen beschäftigen müssen?», fragt Mias Vater. Die Antwort der Schule lautet: ja. Sexualekundeunterricht sei im Lehrplan 21 verankert.

Nicht im Lehrplan steht allerdings, dass die Lehrer das Feld nicht pädagogisch ausgebildeten Studenten überlassen, die Teil eines internationalen «LGBTQIA+*»-Netzwerks sind und Sexualaufklärung nicht unideologisch nüchtern, sondern mit politischer Schlagseite vermitteln.

Fleissige Männer, faule Frauen

Der Fall ist klar: Männliche Chefredaktoren liefern, weibliche Chefredaktorinnen bringen's nicht.



Der beste Satz über die Rolle des Chefredaktors stammt von Theo Sommer, dem langjährigen Chef der *Zeit*. Der Satz lautet: «Autorität kommt von Autor.»

Sommer beschrieb damit, wie sich ein Chefredaktor auf seiner Redaktion Respekt und Ansehen verschafft. Er tut es, indem er schreibt. Chefredaktoren, die keine Autoren sind, haben wenig Autorität bei ihren Journalisten.

Machen wir also den Theo-Sommer-Test. Ich habe gezählt, wie viele Kommentare und Artikel die Chefredaktoren unserer führenden Zeitungen in den letzten neun Monaten für ihr Blatt geschrieben haben. Gezählt habe ich nur echte journalistische Stücke, also keine Hausmitteilungen und keine Hinweise auf Zeitungsinhalte.

Hier ist die mathematisch präzise Liste:

Chefredaktion	Titel	Artikel
Patrik Müller	CH-Media-Verbund	105
Arthur Rutishauser	Sonntagszeitung	90
Reza Rafi	Sonntagsblick	88
Rolf Cavalli	Aargauer Zeitung	61
Roger Köppel	Die Weltwoche	53
Reto Furter	Südostschweiz	44
Kaspar Surber	Wochenzeitung	37
Stefan Schmid	St. Galler Tagblatt	37
Marcel Rohr	Basler Zeitung	28
Eric Gujer	NZZ	25
Raphaëla Birrer	Tages-Anzeiger	24
Nadine Sommerhalder	Watson	15
Steffi Buchli	Blick	14
Simon Bärtschi	Berner Zeitung	9
Desirée Pomper	20 Minuten	2
Judith Wittwer	Süddeutsche Zeitung	2

Spitzenreiter, mit 105 Texten, ist Patrik Müller, der Ober-Chefredaktor von CH Media, der den zwanzig Zeitungen des Verlags den über-

Birrer, Sommerhalder, Buchli, Pomper, Wittwer – sie haben wenig bis gar nichts zu sagen.

regionalen Mantelteil liefert. Schlusslichter mit nur zwei Beiträgen in neun Monaten sind Desirée Pomper von *20 Minuten* und Judith Wittwer von der *Süddeutschen Zeitung*. Wittwer, zuvor beim *Tages-Anzeiger*, führt die einzige helvetische Chefredaktion im Ausland.

Damit sind wir beim auffälligsten Element der Liste: Es sind die Frauen. Die fünf Schweizer Chefredaktorinnen liegen, was ihre Schreibkraft angeht, allesamt auf den hintersten Plätzen. An publizistischer Produktivität sind die Frauen den Männern meilenweit unterlegen.

Die Chefredaktorinnen, muss man leider sagen, bringen es publizistisch nicht. Birrer, Sommerhalder, Buchli, Pomper, Wittwer – sie haben wenig bis gar nichts zu sagen. Sie sind alle schreibfaul. Alle fünf Chefredaktorinnen haben einen Mann ersetzt. Aber dieser Wechsel hat sich für uns Leser nicht ausgezahlt. Die fünf Frauen sind eine inhaltliche Enttäuschung.

Ich kann das erklären. Ich habe in meinen langen Jahren im Mediengeschäft den Unterschied von weiblichen zu männlichen Chefs immer wieder erlebt. Frauen haben oft dasselbe Problem: Sie haben einen Hang zur Bürokratie.

Nehmen wir als Beispiel die Redaktionskonferenz. Ein männlicher Chef sagt: «Hallo zusammen, was liegt denn heute so alles an?» Ein weiblicher Chef sagt: «Kolleginnen und Kollegen, ich habe mit meinem Team eine Liste mit zwölf Themen analysiert, die heute wichtig sind.»

Frauen sind gewissenhafter als Männer. Sie sind besser vorbereitet, sie kümmern sich um kleinste Details, sie sichern sich ständig ab, und sie betreiben viel Administration. Das kostet Zeit und Energie, und zum Schreiben kommen sie darum nicht. Und weil sie so gewissenhaft sind, schreiben sie auch dann nicht, wenn sie Zeit hätten, weil sie gewissenhafte Angst davor haben, etwas Falsches zu sagen.

Die Herren Chefredaktoren sind unkomplizierter. Journalistische Kraftmeier wie Patrik Müller, Arthur Rutishauser, Reza Rafi, Rolf Cavalli und Roger Köppel sind allesamt meinungsstarke und politisch versierte Schreib-Bulldozer. Sie liefern permanent ab. Sie scheuen sich nie vor kantigen Kommentaren und warten auch immer wieder mit selber recherchierten Storys auf, die zu reden geben.

Chefredaktoren, anders als Chefredaktorinnen, haben keine Angst, sich auch mal journalistisch zu vergaloppieren. In diesem Fall greifen sie zum Klassiker der Branche: «Was kümmert mich mein Geschreibsel von gestern?» Und dann hämmern sie den nächsten forschenden Text in die Tasten. Und dann noch mal.

Solche Gelassenheit gegenüber sich selbst geht Chefredaktorinnen ab. Sie nehmen alles sehr ernst, besonders sich selber. Und vor lauter Ernst schreiben sie nicht.



Achtung, Spionage: Hermes-Drohne über Luzern.

Amherds heikle Liaison mit Israel

Elbit Systems aus Haifa soll die Kommunikation der Schweizer Armee auf Vordermann bringen. Mittendrin: der ehemalige Armasuisse-Chef. Politiker von links bis rechts sind alarmiert.

Rafael Lutz

Im Verteidigungsdepartement (VBS) herrscht Orientierungslosigkeit. Fehlendes Geld für Rüstungskäufe, Nato-Annäherung: Der Druck auf Wehrministerin Viola Amherd nimmt gewaltig zu. Die Neutralität ist durch den Ukraine-Krieg stark unter Beschuss geraten. Nun wird sie auch im Israel-Palästina-Konflikt auf die Probe gestellt. Das zeigt sich an der engen Zusammenarbeit des VBS und des bundeseigenen Rüstungskonzerns Ruag mit dem israelischen Rüstungskonzern Elbit Systems aus Haifa.

Geschwärzter Finanzbericht

Die Israeli haben 2019 mit Elbit Systems Switzerland einen Ableger in Bern gegründet. Seither hat sich die Kooperation mit Schweizer Armeestellen intensiviert. Das ist brisant: Elbit ist aufs engste mit dem israelischen Staat verbandelt, der sich mitten in einem Krieg befindet. 2018 übernahm Elbit den einst staatlichen Waffenbauer Israel Military Industries Ltd. Letzterer war bekannt für Streumunitionsysteme, die international geächtet sind. Für Elbit sind zahlreiche ehemalige israelische Militärs tätig. Der Konzern liefert Waffen für den

Krieg gegen die Hamas in Gaza, darunter Drohnen und Artilleriegranaten.

In der Schweiz steht der Rüstungskonzern als Lieferant von sechs Aufklärungsdrohnen des Typs Hermes 900 im Fokus. Bei diesem Auftrag kommt es zu Verzögerungen. Erst zwei Drohnen sind bisher geliefert worden. Beteiligt ist Elbit auch am 1,6 Milliarden Franken schweren Projekt Telekommunikation der Armee (TKA). Bis 2035 sollen damit die Kommunikationssysteme des VBS in mehreren Beschaffungsschritten modernisiert werden.

Hierfür sind Kredite im Umfang von 786 Millionen Franken genehmigt worden. Das Projekt wird für die Armee, die gegenwärtig mit größeren Geldproblemen zu kämpfen hat, allerdings «deutlich teurer», wie die Eidgenössische Finanzkontrolle (EFK) jüngst festgestellt hat. Für Stirnrundeln sorgt auch die Intransparenz: Zahlreiche Stellen des EFK-Berichts liess das VBS schwärzen.

Elbit liefert im Rahmen des TK-A-Projekts neue Funkgeräte und integriert sie in sämtliche IT-Systeme. Zudem stattet das Unternehmen die Armee mit Bordverständigungsanlagen und Sprechgarnituren aus. Abgeschlossen

sein soll das Ganze bis 2030, rund 300 Millionen Franken sind veranschlagt.

Der israelische Rüstungskonzern, der auch für das Integrierte Artillerie-Feuerführungs- und Feuerleitsystem (Intaff) die zentrale Software geliefert hat, hatte sich erhofft, für das In-

«Der Techtransfer läuft in beide Richtungen», sagt Elbit-Schweiz-Präsident Baumann.

tegrierte Militärische Fernmeldesystem (IMFS) die entsprechenden Komponenten liefern zu dürfen. Dieser Auftrag ging jedoch an die Ruag.

Mit dem Schweizer Rüstungskonzern verbindet Elbit eine mehrjährige Partnerschaft. Schon 2018 hatte man in einem Memorandum of Understanding bekräftigt, künftig eng zusammenzuspannen. Im Juni 2022 eröffnete der israelische Konzern in Uetendorf das Testzentrum Network and Digitization Center (NDC). Elbit will im Bereich der sicherheitsrelevanten Hightech- und Informationstechnologien ein führender Partner des Schweizer Militärs werden.

Profitieren von der Zusammenarbeit soll dabei nicht bloss die Schweiz, sondern auch Israel. «Der Techtransfer läuft in beide Richtungen», sagte Jakob Baumann, Verwaltungsratspräsident von Elbit Switzerland, in der *Wochenzeitung*. Eine Aussage, die die Schweizer Regierung dementiert hat. «Es findet kein Technologietransfer von Ruag zu Elbit statt», schrieb der Bundesrat kürzlich auf eine Anfrage von SP-Nationalrat Fabian Molina.

Ist das Neutralitätskonform?

Der Widerspruch lässt aufhorchen. Baumann dürfte wissen, wovon er spricht. Der Schweizer Vertreter des israelischen Konzerns ist eng verflochten mit der Schweizer Armee. So wirkte er bis 2011 als Chef von Armasuisse, war also zuständig für die Beschaffung von neuem Armeematerial. Nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst wechselte er in den Verwaltungsrat des ebenfalls israelischen Rüstungsunternehmens Bagira. Die Firma liefert Simulator-Technologie für die sechs bestellten Hermes-Drohnen – ein Auftrag, den Baumanns ehemalige Behörde abgewickelt hatte. Heute ist er praktischerweise für die Firma tätig, welche die Drohnen an die Schweiz liefert: Elbit.

Baumann will diese Verbandlungen nicht persönlich kommentieren. Über Olivier Reber vom PR-Büro Farner, das die Kommunikation von Elbit verantwortet, lässt er ausrichten: «Es ist erlaubt, dass ein ehemaliger Rüstungschef Verwaltungsratspräsident von einem wichtigen Lieferanten der Schweizer Armee wird, und es gibt keine Gründe, weshalb das nicht legitim sein sollte.»

Aus rein rechtlicher Perspektive mag das stimmen. Politisch stellen sich durchaus Fragen: Wie ist diese enge Zusammenarbeit der neutralen Schweiz mit einem staatsnahen Rüstungskonzern aus einem kriegführenden Land zu beurteilen? Wäre selbiges auch mit einem russischen Rüstungsbetrieb möglich? Das VBS sieht die Neutralität nicht tangiert. Amherds Departement verweist auf die Antwort des Bundesrats, wonach kein Technologietransfer stattfindet.

Im Parlament sehen das linke wie rechte Politiker kritisch. SVP-Ständerat Werner Salzmann ist zwar der Meinung, dass die Zusammenarbeit in Neutralitätsrechtlicher Hinsicht kein Problem darstelle, weil die Schweiz Palästina nicht als Staat anerkenne. Gleichzeitig äussert er Bedenken hinsichtlich des Technologietransfers. Dieser könnte gegen das Kriegsmaterialgesetz (KMG) verstossen. «Um die Frage nach der KMG-Tauglichkeit zu beantworten, müsste man wissen, welche Technologie Elbit in Israel

genau zur Verfügung stellt.» SVP-Nationalrat Mauro Tuena hingegen sagt: «Das Kriegsmaterialgesetz verbietet den Transfer von Know-how nicht.» Die enge Kooperation mit Elbit Systems erachtet er als unproblematisch: «Gegen Israel sind keine Sanktionen erhoben worden.»

Kritischer betrachtet der Schwyzer SVP-Ständerat Pirmin Schwander die Vorgänge: «Elbits Produkte waren nicht immer einwandfrei. Das sieht man schon bei den Drohnen.» Schwander warnt vor Spionage: «Niemand hat den Überblick über die IT-Systeme des VBS – gerade auch bezüglich der hohen Sicherheitsanforderungen. Die Hoheit über die gesamten Systeme muss umfassend und lückenlos in der Schweiz beziehungsweise beim Bund liegen. Doch das ist nicht garantiert», gibt Schwander zu bedenken.

Fest steht: Elbit ist im Bereich der Spionage geübt. 2017 wurde öffentlich, wie die Firma Cyberbit – damals eine Tochter von Elbit Systems – äthiopische Dissidenten in den USA, in Grossbritannien und anderswo ausspionierte hatte. Der Genfer SP-Ständerat Carlo Sommaruga warnt: «Die Firma könnte sich Zugriff

auf sensible Daten der Schweizer Armee verschaffen. Es ist unklar, welche Daten über die Schweizer Armee dem Hersteller, also Elbit Systems, vorliegen.»

Linke Politiker führen vereinzelt auch Neutralitätspolitische Argumente ins Feld. Etwa SP-Nationalrat Fabian Molina, der den Bundesrat mehrfach bezüglich Elbit mit Fragen konfrontierte. Er betrachtet die Kooperation zwischen dem israelischen Rüstungskonzern und dem VBS für «grundsätzlich unzulässig», weil sich Israel im

Krieg befindet. Eine Ansicht, die auf den ersten Blick überraschen mag. Denn Molina, kein ausgewiesener Freund der Schweizer Armee, nimmt es mit der Neutralität sonst nicht so genau.

Dunkle Wolken über Amherd

Wohl am schärfsten ins Gericht hinsichtlich der Rüstungskooperation mit Elbit Systems geht der Altlinke Jean Ziegler: «Die Schweiz macht sich zum Komplizen bei dem fürchterlichen Völkermord, welche die Israeli im Gazastreifen begehen», sagt der ehemalige SP-Nationalrat, der heute Mitglied des Beratenden Ausschusses des Uno-Menschenrechtsrats ist.

Je länger der Krieg in Gaza dauert, umso lauter dürfte die Kritik aus dem Parlament an den Geschäften des VBS mit Elbit werden. Ein Unglück kommt selten allein: Viola Amherds Bundespräsidentenjahr ist nach nur einem Monat von dunklen Wolken überschattet.



«Es ist erlaubt»: Jakob Baumann.

BUNDES RAT

Und wieder schleicht sie ab

Nach der verpatzten Medienkonferenz von Armeechef Thomas Süssli titelte der linksliberale *Tages-Anzeiger*: «Amherd duckt sich weg – auch diesmal». Es sei fast ein Muster erkennbar, egal, was passiere, an der Walliserin bleibe nichts hängen. Auch der ihr sonst wohlgesinnte *Blick* ging mit der Verteidigungsministerin hart ins Gericht: Die Bundesrätin wurde als «Schlafwandlerin» bezeichnet, der bei der Finanzplanung die Zügel entglitten seien.

Viola Amherd habe es unterlassen, den Bundesrat über die Liquiditätsprobleme der Armee zu informieren, tadelten wiederum die Zeitungen des CH-Media-Verlags-hauses. Die *NZZ am Sonntag* zitierte gar aus Ratsprotokollen, die aufzeigten, wie Amherd die Finanzkrise des Militärs vor den Sicherheitspolitikern schöneredet hatte.

Ausgerechnet in ihrem Präsidentschaftsjahr prasselte heftigste Kritik aus allen Lagern auf die Bundesrätin nieder. Dieses Verhalten der Walliserin, abzuschleichen, wenn es brenzlich wird, das inzwischen die meisten Kommentatoren hinterfragen, ist aber fast schon Teil ihrer politischen DNA.

Ein Beispiel: Als der *Walliser Bote* vor ihrer Wahl ein für Amherd peinliches und kompromittierendes zivilrechtliches Verfahren enthüllte, entzog sie sich weiteren kritischen Fragen durch einen überraschenden Spitalaufenthalt. Natürlich hat die Gesundheit oberste Priorität. Aber etwas merkwürdig war die zeitliche Korrelation zwischen aufkommender Kritik und ihrer Einlieferung ins Krankenhaus halt schon.

Viele Medien haben grosszügig über alles hinweggesehen, als sie die Oberwalliserin damals feierten, weil sie dem aktuellen Zeitgeist entsprach. Jede Kritik wurde von den Mainstream-Medien sogleich entschärft. Von den politischen Parteien wurde sie nebst der eigenen Formation ganz besonders von Balthasar Glättli Grünen auf Händen in die Regierung getragen.

Und was sagt der abtretende Grünen-Präsident heute? Man müsse sich überlegen, ob nicht Finanzministerin Karin Keller-Sutter das VBS zeitweise übernehmen solle, um dort für Ordnung zu sorgen, so Glättli im letzten «Sonntalk». Was für eine Entwicklung.

Amherds Stern ist am Sinken. Bleibt sie tatsächlich bis zum Ende der Legislatur im Amt? *Hubert Mooser*

Hotelier Gottes

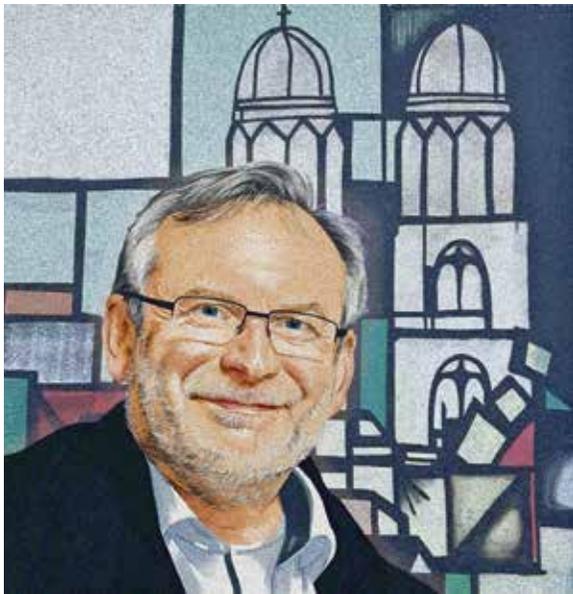
Christoph Sigrist, 21 Jahre oberster Seelsorger am Zürcher Grossmünster, tritt ab. Er führte ein Pfarramt mit Knalleffekten. War das zum Vorteil der Kirche?

Peter Ruch

Der Zürcher Pfarrer Christoph Sigrist verlässt, wie lange angekündigt, seinen Posten. Er ist 61 Jahre alt und war 21 Jahre lang am Grossmünster.

Andere wechseln die Gemeinde oder gehen in Pension ohne grössere Reportagen. Sigrist war ein Sonderfall. Sein Bekanntheitsgrad hängt mit dem Grossmünster als Wirkungsort Huldrych Zwinglis zusammen. Aber auch mit seiner Präsenz in den Medien, die er gesucht und oft bekommen hat.

Im Interview mit dem *Tages-Anzeiger* gab er zu verstehen, dass ihm trotz dem vorzeitigen Rücktritt der Pfarrerberuf nicht verleidet sei und dass er sich mehr der Diakonie widmen wolle. Auch



«Ich mues Ihne säge»: Grossmünster-Pfarrer Sigrist.

was den Wohnsitz betrifft, wich Sigrist von der Norm ab und wohnte rund dreissig Kilometer von der Gemeinde entfernt.

Nein, Diakonie ist kein Geldwaschen

Über die Kirche, die wegen der Austritte, schwach besuchter Gottesdienste und Skandalen geschwächt scheint, äussert er sich optimistisch: Die Altstadtkirchen seien so voll wie noch nie in den letzten Jahren. Sie zögen jährlich eine

Million Besucher an, ähnlich viele wie der Zoo. Ins Grossmünster strömten manchmal bis zu 4000 Personen an einem Tag.

Die Unterscheidung zwischen Gottesdienst und Tourismus dürfe unscharf bleiben, denn auch viele Touristen seien Gläubige. Und er sehe sich mit dem Kirchenteam als Gastgeber.

Sigrist liebt Ausdrücke aus dem medialen Sprachschatz wie «Geldwaschen», «Partei für die Armen», «offene Kirchentore», «raus in die Gassen» oder «die aufgehende Schere zwischen Arm und Reich». Darin steckt manchmal etwas Richtiges. Das Gerede von der aufgehenden Schere ist allerdings widerlegt, Diakonie ist kein Geldwaschen, und bei der angeblich wachsenden Armut müsste man genauer hinschauen angesichts des BIP-Wachstums um 300 Prozent seit 1950 (pro Kopf indexbereinigt) und des stetig wachsenden Umverteilungsstaats.

Sigrist zeigte oft Sympathien mit Positionen nahe bei der Sozialdemokratie, etwa bei der Konzernverantwortungsinitiative. Seines Erachtens muss die Kirche politisch sein, weil das Evangelium politisch ist. Er beruft sich auf Karl Barth, der ein SP-Mitglied war, und verschweigt, dass Barth in seinen theologischen Schriften die Politik ausklammert. Das Vertrauenskapital der Kirchen entstand gerade dadurch, dass sie sich aus den politischen Tagesgeschäften heraushielten und ihr Kerngeschäft, die Verkündigung des Evangeliums und den Dienst an den Menschen, ausübten. Der *status confessionis* ist selten.

Beteiligen sie sich als Kirchen am politischen Tagesgeschwätz, schmilzt das Vertrauen weg. Als Bürger, auch wenn ich Pfarrer bin, kann ich für vieles eintreten. Nicht aber als Kirche. In seinen öffentlichen Auftritten – «Ich mues Ihne säge» – bezieht Sigrist oft auf seine Nebenämter und auf seine Begegnungen mit Bedürftigen und Benachteiligten, die «vor meiner Tür hocken». Von der Betroffenheit schliesst er gerne auf sozialpolitische Positionen.

Der Reformator Zwingli, so Sigrist, habe sich dadurch ausgezeichnet, dass er sich dem Zeitgeist öffnete. Sigrists Charismata waren seine Extravertiertheit und seine Rhetorik, und sie leisteten ihm gute Dienste, wenn er für die Kirche warb. Die wesentlichen Impulse der Kirchengeschichte stammten jedoch weder aus der Geselligkeit noch aus Talkshows noch vom Abseilen vom Kirchturm, sondern aus der Stille.

Weg von der stillen Einkehr

Luther als Mönch rang bis zur Bewusstlosigkeit um die Beziehung zum gnädigen Gott, ehe er mit dem Paukenschlag seiner Thesen an die Öffentlichkeit trat. Die Zürcher Reformation war eigenständig, doch gab es durchaus Einflüsse von Wittenberg nach Zürich, etwa bei Zwinglis Aufsatz über «Die freie Wahl der Speisen»

Der Reformator Zwingli, so Sigrist, habe sich dadurch ausgezeichnet, dass er sich dem Zeitgeist öffnete.

und bei der Rechtfertigung durch den Glauben, wo beide Reformatoren die gleiche Position vertraten. Zwinglis fortlaufende Auslegung des Matthäusevangeliums am Grossmünster erforderte eine enorme Hintergrundarbeit, die weder in den Gassen noch am Kirchturm, sondern in der Studierstube zu leisten war.

Jede Kirche und jede Institution, die dem Auftrag Gottes verpflichtet ist, erfordert Einkehr. Einsiedler und Klöster liessen sich nicht dort nieder, wo man sie von weither sah, sondern in Tälern, Wäldern und abgelegenen Randgebieten. Einsicht anstatt Aussicht verkörpern auch die Kreuzgänge. Der Niedergang, insbesondere der evangelischen Kirchen, erinnert an die Tempelbauten im Alten Testament, die auf Gott hinwiesen – und von ihm irgendwann fallengelassen wurden.

Hat Christoph Sigrist auftragsgemäss am Grossmünster gewirkt? Wie viel Schaum-schlägerei war im Spiel? Gott weiss es, und ich lass es gerne offen.

Willkommen im Jahr des Holzdrachens

China feiert Silvester – ein Fest der Superlative, wie Weihnachten und Ostern zusammen.

Rahel Senn

Wer mit schlechtem Gewissen an Silvester denkt, weil das sauer ersparte leichtfertig verballert wurde, dem sei gesagt: Das ist nichts gegen das, was uns in der Nacht vom 9. auf den 10. Februar erwartet. Dann nämlich beginnen in China die Feierlichkeiten für das neue Jahr. An keinem Tag steigt mehr Feuerwerk in den Himmel, und das ist nur der Auftakt eines zwei Wochen langen Festmarathons. Acht Milliarden Fahrten meldet die Transportstatistik aus China für die Tage vor dem Event. Schliesslich soll im Kreise der Familie gefeiert werden. Das chinesische neue Jahr ist wie Weihnachten und Ostern zusammen, ein Fest der Superlative, dessen Verlauf auf über Generationen tradierten Ritualen fusst.

Fünfzig Dollar sind okay

Überall sieht man Rot: rote Banner, rote Laternen, rote Verkleidung. Daneben gibt es viel Lärm in Form von Trommelgewittern, Blechgeklapper und Lady Crackers. Sogenannte Löwentänze sorgen für Feierstimmung in Einkaufszentren und auf öffentlichen Plätzen. Was westliche Ohren als Kakophonie abtun, soll den Chinesen Glück bringen.

Während fünfzehn Tagen ist der Gebrauch von Messern und Scheren untersagt. Die Waschmaschine steht an allen Tagen still, denn das Glück soll nicht ausgewaschen werden. Zum Ende des alten Jahres hat der Chinese seine Wohnung zu säubern und den Körper auf Vordermann zu bringen. Dazu gehören Coiffeurbesuche und der Kauf neuer Kleider, vorzüglich in der Farbe Rot. Im Überfluss wird eingekauft und reichlich vorgekocht. Fisch, Nudeln, Frühlingsrollen und Teigtaschen kommen auf den Tisch.

Am ersten und zweiten Neujahrstag finden Besuche innerhalb und ausserhalb der Familie statt. Man beginnt beim Ältesten und endet beim Jüngsten. Verheiratete Paare schenken Kindern rote Umschläge mit Geldbeträgen. Auch Süssigkeiten und Orangen sind beliebte Mitbringsel. Wichtig ist die Anzahl Geschenke. So dürfen zwei oder vier Orangen mitgebracht



Tänze sorgen für Stimmung.

werden, nicht aber drei oder fünf. Eine einzige wäre sowieso ein Affront. Zehn Dollar sind gut, fünfzehn nicht. Fünfzig sind okay, zweihundert besser. Als Glückszahl gilt acht.

Nach chinesischer Tradition soll der Mensch am dritten Tag konfliktgeladen sein. Wer Streit vermeiden will, dem sei geraten, zu Hause zu

Jedes Jahr ist einem Tier und einem Element zugeordnet, alle sechzig Jahre wiederholt sich die Kombination.

bleiben. Am vierten Tag wird der Küchengott gefeiert, am fünften Tag der Gott der Wohlfahrt. Tag sechs gilt der Huldigung des Gottes der menschlichen Hygiene. Alte und dreckige Kleider und Utensilien werden entsorgt, damit das Armutsgespens ein nicht einhole. Tempelbesuche stehen an. Mancherorts werden die Feierlichkeiten nach dem sechsten oder siebten Tag abgebrochen. Die Leute kehren zur Arbeit zurück. In traditionsbedachten Regionen wird weiterer Gottheiten gedacht.

Das Frühlingsanfangsfest – dies der alternative Name für Neujahr – endet mit dem ersten Vollmond des neuen Jahres. Am fünfzehnten Tag treffen sich die chinesischen Gemeinden zum abschliessenden Laternenfest.

Die Leuchten werden in allen Formen und Farben lichterloh durch die Nacht getragen. Neuanfang, Liebe und Erfolg – dafür steht die Laterne.

Die Begeisterung für diese Bräuche teilen nicht alle. 1949, im Gründungsjahr der Volksrepublik China, verbannte Mao Zedong das chinesische Neujahr aus dem Kalender. Erst in den späten achtziger Jahren – nach Maos Tod – fand es neuerlichen Zuspruch in China. Der Auftakt der Feierlichkeiten richtet sich nach dem Stand des Monds und fällt auf wechselnde Daten.

Während im Westen am 1. Januar höchstens ein neuer Kalender aufgeschlagen wird, öffnet sich für den Chinesen ein Panoptikum an Empfehlungen, Verheissungen und Prophezeiungen. Zwölf Tiere finden Platz im chinesischen Kalender, darunter ein Hund, ein Schwein, eine Ratte und – als einziges Fabelwesen – ein Drache. Hinzu kommen fünf Elemente: Wasser, Holz, Metall, Feuer und Erde. Jedes Jahr ist einem Tier und einem Element zugeordnet, alle sechzig Jahre wiederholt sich die Kombination.

Geburtenzuwachs von 5 Prozent

2024 ist das Jahr des Holzdrachens. Holz steht für Wachstum und Entwicklung, der Drache symbolisiert Selbstsicherheit und Überzeugungskraft. Chinesen legen so viel Wert auf ihren Kalender, dass Hochzeiten, Freundschaften und selbst Geburten danach gerichtet werden. 2012, als letztmals der positiv besetzte Drache das Jahr prägte, verzeichnete China einen Geburtenzuwachs von 5 Prozent.

Möge auch 2024 ein gutes Jahr werden.

Gong xi fa cai!

Rahel Senn ist eine schweizerische Musikerin und Schriftstellerin mit chinesischen Wurzeln.

Wunder von Zürich

Die weitverbreitete Kritik am Schweizer Sportartikelhersteller On wirkt kleinkariert. Das junge Unternehmen bietet den Grossen wie Nike, Adidas und Co. die Stirn.

Michael Baumann

Die Sportartikelindustrie hat in der Schweiz eine lange und stolze Tradition. Schon zu Zeiten der noch nicht vollständig globalisierten Wirtschaft schafften es Marken wie Nabholz, Künzli oder Blacky mit ihren Produkten phasenweise in die erweiterte Weltspitze. Bei der 1821 in Schönenwerd SO gegründeten Firma Nabholz soll es sich sogar um die älteste Sportartikelmarke überhaupt handeln.

Zum Vergleich: Die heutigen Giganten wie Adidas (Gründung 1924), Puma (1948), Nike (1964) oder Asics (1977) nahmen ihre Geschäftstätigkeit erst viel später auf. Noch in den 1960er Jahren befand sich Nabholz auf Augenhöhe mit Adidas und Puma. 1968 stattete der Schweizer Brand an den Olympischen Sommerspielen in Mexiko-Stadt die Teilnehmer von elf Nationen aus, darunter die Schweiz, aber auch die USA und Jamaika.

Vorbild Adolf «Adi» Dassler

Während Nabholz schon vor längerer Zeit aus dem Rampenlicht verschwunden ist, hat eine neue Marke aus der Stadt Zürich das grosse Erbe angetreten: On. 2010 vom ehemaligen Triathleten Olivier Bernhard, Caspar Coppetti und David Allemann gegründet, schaffte es On, sich innert weniger Jahre in einem gesättigten Markt zu etablieren.

Erste Prototypen hatte Bernhard noch im Alleingang hergestellt. Auf der Suche nach einem neuen Laufgefühl experimentierte er mit kleinen Gartenschlauchstücken, die er als Dämpfung und Vorläufer der heute patentierten Cloud-Technologie unter die Schuhe klebte. Auch Adolf «Adi» Dassler, der Gründer von Adidas, hatte der Legende nach ganz ähnlich bescheiden begonnen. Zwar als Kind eines Schuhmachers aufgewachsen, tüftelte er im Geheimen in der Waschküche des Elternhauses an seinen ersten Sportmodellen, mit denen der Vater nichts zu tun haben wollte.

Trotz Grosseinsatz wird immer wieder Kritik an On laut. In einschlägigen Foren wird gern an der «Swissness», an der Qualität und an der Langlebigkeit der Schuhe herumgemäkelt.

Und am Kundendienst, an den hohen Löhnen des Managements und am Umstand, dass sich Steine in der Sohle verfangen können.

Auch in der Schweiz sind negative Berichte über das rasant gewachsene Unternehmen weit verbreitet. Erst Anfang dieses Jahres hiess es, On verlange für seine von verschiedenen Part-

Was Nabholz in den 1960er Jahren schaffte, gelang On rund 55 Jahre später auch.

nern in Vietnam hergestellten Schuhe im Vergleich zu den tiefen Produktionskosten viel zu hohe Preise. Die Margen sollen deutlich grösser sein als bei der Konkurrenz, die auch in Asien herstellen lässt. Die CH-Media-Zeitungen titelten: «On-Schuhe sind ein Lifestyle-Produkt von Wanna-be-cool-Bünzli.»

Das Unternehmen reagierte postwendend und verwies auf falsche Zahlen. On setzte sich ein, dass die Angestellten der Produktionspartner faire Löhne erhielten. Ausserdem gebe es immer wieder unabhängige Audits und Schulungen, damit garantiert sei, dass die Produktionspartner alle Richtlinien des Verhaltenskodexes einhielten.

So oder so wirkt die Kritik an der Erfolgsfirma etwas kleinkariert. Schnell gerät in Vergessenheit, wie es On geschafft hat, als Start-up aus der Schweiz hinaus zu einem relevanten Faktor in der internationalen Sportartikelbranche zu werden. Dieser Siegeszug in wenigen Jahren trägt ausserordentliche



Züge und kann auch als Wunder von Zürich bezeichnet werden. Dass On mittlerweile in einem Atemzug mit Nike, Adidas und Co. genannt wird, ist bei weitem keine Selbstverständlichkeit.

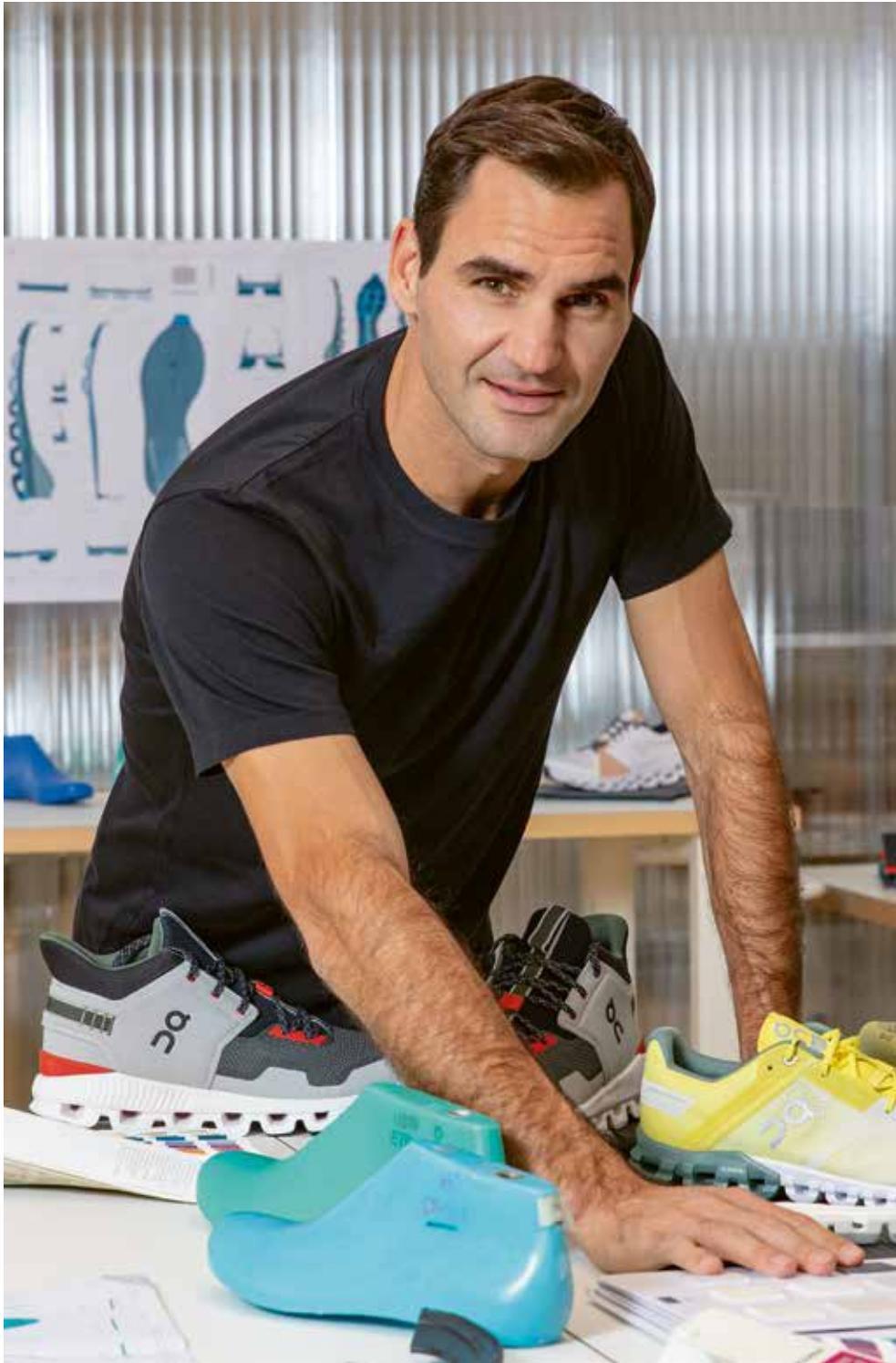
Bei den Laufschuhen haben die On-Schuhe auf gewissen Märkten die Konkurrenz sogar überflügelt und sind die Nummer eins. Was Nabholz in den 1960er Jahren schaffte, gelang On rund 55 Jahre später auch. An den Olympischen Sommerspielen in Tokio waren die Zürcher Ausrüster der Schweizer Delegation, und sie werden es auch an der nächsten Austragung im kommenden Sommer in Paris wieder sein.

Ausserdem ist On seit 2022 auch Partner von Swiss-Ski und rüstet somit neben den Skifahrerinnen und Skifahrern auch die Frauen- und Herrenteamer im Langlauf, Biathlon, Skispringen, Snowboard und Skicross mit Schuhen und Bekleidung fürs Sommertraining aus. Aushängeschilder wie Marco Odermatt, Lara Gut-Behrami, Fanny Smith, Lena Häcki-Gross oder Simon Ammann tragen durch diese Partnerschaft die Marke On in die Welt, was in Zeiten von Social Media nicht unterschätzt werden darf.

Börsengang in New York

Ein veritabler (Marketing-)Coup gelang dem On-Management, als es Tennis-Maestro Roger Federer für eine Beteiligung am Unternehmen gewinnen konnte. Neben dem finanziellen Engagement bringt sich der langjährige Welttranglistenerste im Tennis und Gewinner von zwanzig Grand-Slam-Turnieren auch in die Entwicklung von Schuhmodellen ein. Mittlerweile gibt es eine eigene Linie, «The Roger Kollektion», mit Tennis- und Lifestyle-Schuhen, die auch von Spitzenathleten wie der Welttranglistenersten Iga Swiatek aus Polen getragen werden. Gleiches gilt für die Laufschuhe, mit denen zum Beispiel die Kenianerin Hellen Obiri 2023 den prestigeträchtigen New-York-Marathon gewann.

Aufsehenerregend war zudem der Börsengang der On-Aktie in New York. Mitte Sep-



In gewissen Märkten die Nummer eins: On-Botschafter Federer.

tember 2021 wurde die Aktie beim IPO (Initial Public Offering) aufgrund der grossen Nachfrage für 24 US-Dollar herausgegeben. Eigentlich war ein Ausgabepreis zwischen 18 und 20 Dollar erwartet worden. Als dann der Handel eröffnet wurde, lag der Kurs der On-Aktie bei 35,40 Dollar und damit um fast 50 Prozent höher.

Auf einen Schlag hatte das Unternehmen aus Zürich einen Wert von rund 10 Milliarden Dollar, was die Gründer und weitere Teilhaber zu vielfachen Millionären machte. Bis Ende 2021 bewegte sich der Aktienkurs gar kurzzeitig

über die 50-Dollar-Marke, um dann wieder stark an Wert zu verlieren oder sich seitwärts zu bewegen. Gegenwärtig ist das Papier für rund 28 Dollar zu haben, aber auf Steigkurs.

Der Aktienkurs ist nur eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite machte On 2022 einen Nettoumsatz von rund 1,2 Milliarden Franken, was im Vorjahresvergleich einem Plus von fast 70 Prozent entspricht, und verzeichnete ein starkes Absatzwachstum. Selbst die positivste Prognose von 1,1 Milliarden Franken konnte dank der grossen Nachfrage auf allen Märkten übertroffen werden.

Zwar hat On auf dem Heimmarkt – trotz der hartnäckig aufflammenden Kritik – den höchsten Marktanteil und ist die Nummer eins. Doch bei den Stückzahlen kommt die Schweiz naturgemäss nicht über einen Nebenschauplatz hinaus. Die Musik spielt hauptsächlich in den USA, wo On nicht nur eigene Flagship-Stores unterhält, sondern die Schuhe auch in zahlreichen Fachgeschäften verkauft.

Ziel: China erobern

Beim Umsatz steuern die USA über 60 Prozent bei, Europa kommt ungefähr auf die Hälfte davon, wobei Deutschland der stärkste Markt ist. Ein grosses Wachstum, wenngleich noch auf tieferem Niveau, konnte On in Grossbritannien und China verzeichnen. Vor allem das Reich der Mitte und Asien ganz allgemein dürften sich über kurz oder lang zu wichtigen Standbeinen entwickeln. Für das abgelaufene Jahr rechnet On mit einem Nettoumsatz von mindestens 1,7 Milliarden Franken.

Weltweit ist das Unternehmen aus dem Zürcher Kreis 5 mit seinen Produkten in rund sechzig Ländern präsent. Allein in der Schweiz, wo

Allein in der Schweiz wurden mehr als 800 Arbeitsplätze geschaffen, weltweit sind es über 2500.

die Schuhe und die Bekleidung mit innovativen Technologien entwickelt werden, wurden mehr als 800 Arbeitsplätze geschaffen, insgesamt sind es über 2500. Auf der Homepage von On sind gerade weitere rund 160 Stellen ausgeschrieben, die sich über den ganzen Globus verteilen. Der rasante Aufstieg von On geht ungebremst weiter. Noch ist kein Ende absehbar.

★

RAUCHEN
HAT
AUCH
EINE GUTE
SEITE.

BESUCHEN SIE
UNSEREN NEUEN ONLINE-SHOP
AUF WWW.MANUELS.CH.

MANUEL^S

CIGARS • COFFEE • RUM

Reich werden mit Nancy Pelosi

Es gibt keine sicheren Wetten an der Börse. Aber manche Tipps sind besser als andere. Hier kommt einer: Kaufen Sie dieselben Aktien wie amerikanische Spitzenpolitiker.

Claude Cueni

Eine Woche bevor Corona im Jahre 2020 zur globalen Pandemie mutierte, beschwichtigte US-Senator Richard Burr die Bevölkerung mit der Aussage, die Angst sei übertrieben. Burr war nicht irgendwer. Als Vorsitzender des Geheimdienstsausschusses im US-Senat erhielt er von den Geheimdiensten täglich die aktuellsten Briefings zur Entwicklung von Covid-19. Er wusste früher als alle andern: Das kommt nicht gut.

Er und seine Ehefrau verkauften deshalb umgehend Aktien im Wert von 1,7 Millionen Dollar, Aktien, die von einer weltweiten Pandemie betroffen sein würden. Dann schlug die WHO Alarm. Die Aktienkurse sackten um 30 Prozent, Billionen an Börsenwerten wurden vernichtet, die Welt stürzte ins Elend. Nicht aber das Ehepaar Burr. Andere Senatorinnen und Senatoren hatten es ihnen gleichgetan. Es waren allesamt Republikaner und Demokraten, die in Ausschüssen sassen und deshalb einen Informationsvorsprung hatten.

«Queen of Investing»

Als Nancy Pelosi vor 37 Jahren ihre Politikkarriere startete, wies sie noch ein Vermögen von nur 2 Millionen Dollar aus, mittlerweile sind es über 100 Millionen. Allein im Jahre 2023 erzielte die einstige Sprecherin des Repräsentantenhauses eine Performance von unglaublichen 65,5 Prozent. Damit schlug die «Queen of Investing» nicht nur Warren Buffett (20 Prozent), sondern auch alle relevanten Aktienindizes.

Als Pelosi letztes Jahr erfuhr, dass die US-Regierung dem Chipentwickler Nvidia die Bewilligung erteilen würde, nach China zu exportieren, wettete sie umgehend mit einem Call auf steigende Kurse. Das taten andere später auch, sie tat es früher. Die Aktie stieg innert Wochen um 28 Prozent. Allein mit diesem Trade realisierte die linke Demokratin in wenigen Wochen eine halbe Million Dollar, also rund das Doppelte ihrer Vergütungen als Abgeordnete.

Kollege Michael Guest ist der Vorsitzende der Ethikkommission. Er kaufte Aktien des Online-Casinos Evolution. Kurz darauf schoss der Kurs um 38 Prozent in die Höhe.

Senatorin Tina Smith ist Mitglied des Gesundheitsausschusses. Im November kaufte sie für 250 000 Dollar Aktien des Medizintechnikunternehmens Tactile Systems Technology. Danach stieg die Aktie um 50 Prozent. Die Liste liesse sich schier endlos weiterführen.

Welche Aktien die Volksvertreter kaufen, ist kein Geheimnis. Es gibt eine staatliche Meldepflicht und Aktivisten, die mit kostenpflichtigen Newslettern informieren. Sie nennen den Trader, seine Funktion in den Ausschüssen, lis-



Sie tat es früher: Nancy Pelosi.

ten den Aktienkurs vor und nach dem Kauf und nennen auch die Insider-Info, die mutmasslich zum Trade geführt hat. Auf dem Papier habe ich siebzehn Trades nachgespielt. Vierzehn waren erfolgreich. Ich bin weder US-Senator, noch arbeite ich im staatlichen Beschaffungswesen. Dort sind Insider-Trades besonders problematisch, weil man über die Berücksichtigung von Unternehmen entscheidet, deren Aktien man möglicherweise im Depot hat.

Ist Insiderhandel strafbar? Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Es gab in der Vergangen-

heit Anklagen wie die gegen Buff oder Kelly Loeffler, aber sie wurden eingestellt. Während in den USA Insiderhandel eine «Veruntreuung von Informationen» darstellt, dient das europäische Verbot dem Kapitalmarktschutz. In der Schweiz ist Insiderhandel seit 1988 verboten.

In der Praxis sind diese Insider-Gesetze jedoch genauso nutzlos wie damals die Prohibition in den USA (1920–1933). Wer Insider-Infos hat, kann sie einem Familienmitglied oder Freund weitergeben, der in seinem Auftrag tradet. Gibt es neue Obergrenzen für die Meldepflicht, kauft man gestaffelt oder verteilt den Börsenauftrag auf mehrere Personen.

Wutbürger auf den Strassen

Es wird auch in Zukunft unvermeidlich sein, dass Insider einen Informationsvorsprung monetarisieren. Die Verlockung ist zu gross, die Abschreckung zu klein.

Da die meisten Leute nur gerade die Jahre überblicken, die sie bisher erlebt haben, glauben sie, dass heutige Volksvertreter besonders unethisch handeln. Aber würden sie selbst der Versuchung widerstehen, aus einer Insider-Info Kapital zu schlagen? «Der Nutzen», sagte nicht erst der niederländische Philosoph Spinoza (1632–1677), «ist das Mark und der Nerv aller menschlichen Handlungen.» Das wird immer so sein und das Vertrauen in Politik, Medien und Institutionen mindern. Die Wutbürger in den Strassen spüren, dass die Mehrheit der «Volksvertreter» kaum an ihren Problemen interessiert ist.

Wer nebenbei ein Vermögen im Schlaf verdient, hat längst Gefallen an diesem Spiel gefunden und den Draht zur Bevölkerung verloren. Man interessiert sich nicht mehr für die Menschen links und rechts der texanisch-mexikanischen Grenze, sondern eher für die Auswirkungen der schwindenden Kaufkraft auf seine consumer-Aktien.

Claude Cueni ist Schriftsteller und lebt in Basel. Ein Kapitel in seinem Lebensratgeber «Hotel California» (Nagel & Kimche) ist dem Aktienhandel gewidmet.

Maassen, ein Rechtsextremist?

Aufgepasst vor selbsternannten Rettern der Demokratie.



Hans-Georg Maassen ist ein Rechtsextremist. Zumindest, wenn es nach dem deutschen Verfassungsschutz geht. Die vermeintlichen Belege, die gegen den ehemaligen Verfassungsschutzchef angeführt werden, werfen Fragen auf. Nicht nur, ob man dort nichts Besseres zu tun hat, sondern auch, ab wann jemand in Deutschland mittlerweile als rechtsextrem gilt. Längst scheint der Verfassungsschutz zu einem Instrument linker Politiker geworden zu sein, um unliebsame Gegner zu bekämpfen.

Allein das wäre schon gruselig genug. Würden sich die bedenklichen Vorkommnisse nicht häufen. Erst neulich noch wollte man die Feministin und Bloggerin Rona Duwe erkenntnisdienlich behandeln, weil sie sich kritisch zum Selbstbestimmungsgesetz äussert. Ein absolut unüblicher Vorgang, der zeigt, dass es längst nicht mehr nur Konservative trifft, sondern auch Linke, die in den Augen anderer Linker nun auch Nazis sind, weil sie die Tatsache verteidigen, dass es nur zwei Geschlechter gibt.

Wenn jemand davon spricht, dass die Demokratie verteidigt werden müsse, werde ich immer hellhörig. Denn meist sind es jene, die von der Notwendigkeit der Verteidigung der Demokratie sprechen, die selbst am allerwenigsten für diese übrig haben.

Ich habe lange überlegt, warum mir das alles ein so viel ungutes Gefühl macht als noch vor ein paar Jahren. Das Schema, nach dem Meinungen und politische Spektren ausgegrenzt werden, scheint vordergründig dasselbe wie immer zu sein. Erst wurde für die Willkommenskultur demonstriert; und jetzt,

wo eben jene als alternativlos kommunizierte Willkommenskultur die AfD grossgemacht hat, geht man gegen die AfD auf die Strasse. In

Längst scheint der Verfassungsschutz zu einem Instrument linker Politiker geworden zu sein.

beiden Fällen geht es um die Tabuisierung des Diskurses, den man nicht führen, und um eine Politik, die man nicht ändern will. Statt Selbstreflexion und Änderung des derzeitigen Kurses hagelt es Beschimpfungen für diejenigen, die diese Kursänderung anstreben.

Vielleicht habe ich, trotz aller Abneigung gegen ihre Politik, insgeheim doch mehr Vertrauen in Angela Merkel gehabt, als ich wahrhaben wollte. Vielleicht hielt ich sie, aufgrund ihrer Intelligenz, aber auch einfach für ein bisschen weniger gefährlich als die gegenwärtige Innenministerin Nancy Faeser. Je häufiger SPD und Grüne das Wort Demokratie verwenden, desto mehr habe ich das Gefühl, dass wir gerade ausgerechnet von jenen regiert werden, die selbst am wenigsten Probleme damit haben, sich undemokratischer Mittel im Kampf gegen den politischen Gegner zu bedienen.

Und es kommt ein zweiter Faktor dazu: das Wissen, dass der Grossteil der deutschen Journalisten nicht kritisch darüber schreiben wird. Dass sie nicht distanzierte Beobachter dieser Regierung sind, sondern vor allem Fans. Und dass die wenigen, die keine Fans sind, doch zumindest der Meinung sind, man müsse so schreiben, dass es der AfD nicht hilft.

Der Deutsche bekommt gerne vorgekaut, worüber er sich aufzuregen hat. Wo keine mediale Empörung über etwas, da auch keine Empörung aus der Bevölkerung. Hätte Correctiv einfach nur einen Artikel über einen Vortrag von Martin Sellner veröffentlicht und wäre das Ganze nicht in Dauerschleife von den deutschen Medien rauf und runter zu einem «Geheimtreffen», «Masterplan für Deutschland» oder zur «Wannsee-Konferenz 2.0» aufgebauscht worden, hätten wir heute keine «Demos gegen rechts». Entscheidend ist nicht, ob berichtet wird, sondern wie. Hätten wir eine ähnliche Berichterstattung über die Auswüchse der Zuwanderung, läge die AfD in den Umfragen längst bei 30 Prozent.

Tatsächlich ist das einzige deutsche Medium, das über die Unwahrheiten der Correctiv-Story berichtet und nicht zur sogenannten Alternativpresse gehört, die *Berliner Zeitung*. Niemand sonst im Mainstream hat es bis jetzt für nötig erachtet, klarzustellen, dass Sellner weder von «Deportationen» noch von der «Vertreibung Millionen Deutscher mit Migrationshintergrund» gesprochen hat, obwohl Correctiv beide Behauptungen mittlerweile selbst von seiner Seite gelöscht hat.

Selbiges gilt für Hans-Georg Maassen. Solange etwas ins eigene Narrativ passt, wird weder kritisch nachgehakt noch eine offensichtliche Lüge klargestellt.

Und das ist letztlich das, was mir dieses un-gute Gefühl beschert. Dass ich weiss, dass selbst die Journalisten in diesem Land bereit sind, für die vermeintlich «gute Sache» die Wahrheit auf der Strecke bleiben zu lassen.

Jacqueline Badran im Faktencheck

Wenn Ökonomen die Thesen der SP-Nationalrätin sezieren,
bleibt ausser roten Glaubenssätzen wenig übrig.

Marcel Odermatt

Bern

Sie kanzelt SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi mit «Shut up, Aeschi!» ab. Sie spricht von dessen Parteikollegen Andreas Glarner als «huere fucking Glarner». Unliebsame Journalisten betitelt sie als «feige Spiesser» und rät ihnen, sie sollten Deutsch lernen und zum Psychiater gehen. Was Jacqueline Badran nicht passt, wird plattgewalzt. Niemand tritt im Bundeshaus unflätiger auf als die Zürcher SP-Nationalrätin. Legendär sind ihre Zufallsbeschimpfungen. Ohne Anlass geht sie in der Wandelhalle auf Anwesende los und geigt ihnen die Meinung.

Auf ihren politischen Erfolg haben solche Verhaltensauffälligkeiten keinen negativen Einfluss – im Gegenteil. Die Genossin erhielt im Herbst mit 150 529 Stimmen von allen Kandidaten am meisten Unterstützung. Die Medien liegen ihr zu Füssen. Bei SRF hat sie ein Präsenz-Abo. Keine Woche vergeht, ohne dass sie sich in einer wichtigen Sendung äussern dürfte. Dazu kommt ihre Kolumne in der *Sonntagszeitung*. Die Schweizer Medienbank zählt allein im vergangenen Jahr schwindelerregende 2687 Nennungen ihres Namens. Badran ist der grösste Star der Schweizer Sozialdemokratie.



Der grösste Star der Schweizer Sozialdemokratie: Meinungsgeigerin Badran.

Tournee durch den Blätterwald

Was ist ihr Geheimnis? Die IT-Unternehmerin hat sich offensichtlich eine Empfehlung von Arthur Schopenhauer zu eigen gemacht. Wenn einem die Argumente ausgingen, solle man zur Beleidigung greifen, schrieb der deutsche Philosoph in seinem Standardwerk «Die Kunst zu beleidigen». Denn, so erklärte der Gelehrte: «Eine Grobheit besiegt jedes Argument.» Womit wir bei Badrans wundem Punkt wären. Ihre Verunglimpfungen haben eine Ursache. Die lautstarke Politikerin vertritt Positionen, die schnell ins Wanken kommen, wenn sie unter die Lupe genommen werden.

Das beste Beispiel ist der Abstimmungskampf über die 13. AHV-Rente. Staatswissenschaftlerin Badran (lic. rer. publ.), die sich gern als «Ökonomin» vorstellen lässt, tourt dieser

Tage mit einem Vorschlag durch den Blätterwald zur Frage, wie die erwarteten Kosten des Sozialausbaus von mehr als vier Milliarden Franken zu finanzieren seien: «Nehmen wir

Die IT-Unternehmerin hat sich offensichtlich eine Empfehlung von Schopenhauer zu eigen gemacht.

ein Lohnprozent aus der zweiten Säule, spüren wir das dort fast nicht. Verschieben wir das Prozent aber in die erste Säule, finanzieren wir damit eine 13. AHV-Rente», erklärt sie.

Ganz einfach – oder? Ist es aber nicht, denn es gibt einen entscheidenden Unterschied zwischen der Altersvorsorge und den Pensions-

kassen. Christoph Schaltegger, Direktor des Instituts für Schweizer Wirtschaftspolitik an der Universität Luzern: «Die berufliche Vorsorge strebt keine Umverteilung an, bei der AHV ist sie systemimmanent und sehr umfassend – etwa 90 Prozent erhalten mehr Leistungen, als sie einzahlen – 10 Prozent zahlen mehr ein, als sie Leistungen beziehen.» Im Effekt bedeutet das laut dem Wirtschaftswissenschaftler, dass der «Vorschlag Badran die individuelle Vorsorge schwächt und die Umverteilung stärkt». Ob man diese wolle, sei ein politischer Entscheid.

Was Badran als angeblich schmerzfreie Lösung unter die Leute bringt, ist stramm linke Ideologie. Die Sozialdemokraten wollen seit Jahrzehnten mehr staatliche Altersvorsorge

und weniger private Pensionskasse. Mit bahnbrechenden ökonomischen Erkenntnissen hat das wenig bis nichts zu tun.

Mehr Vorschriften, mehr Staat

Ein Thema, das Badran sofort zum Expodieren bringt, ist der Wohnungsmarkt. Auf allen Kanälen, landauf, landab erzählt sie meist unwidersprochen, die Mieter seien in der Geiselschaft der Hausbesitzer und würden abgezockt, weil sie zehn Milliarden Franken pro Jahr zu viel berappten. «Die Kaufkraft der Menschen sinkt, weil Immobilieneigentümer unverschämte, übersetzte und damit illegale Renditen erzielen», sagt die SP-Frau, die selbst in einer Eigentumswohnung in Zürich Wipkingen lebt.

Auch diese Aussage übersteht keine kritische Prüfung. Fredy Hasenmaile, Chefökonom von Raiffeisen Schweiz: «Die Renditen auf dem Immobilienmarkt und die Mietzinserhöhungen sind nicht illegal. Das Mietrecht postuliert nicht einseitig die Kostenmiete, wie das von

Am originellsten positioniert sie sich bei einer Schlüsselfrage – der Zuwanderung.

Frau Badran und vom Mieterverband suggeriert wird.» Das Mietrecht sei ein komplizierter Kompromiss zwischen Mieterschutz, Kostenmiete und Marktelementen. «Die Herleitung der Behauptung, die Mieter zahlten zehn Milliarden zu viel, ist nicht nachvollziehbar.»

Für Kopfschütteln sorgt auch Badrans Vorschlag, der Bundesrat solle ein Mietpreismoratorium erlassen. «Nur falls die Vermieter aufzeigen können, dass sie damit keine überhöhten Renditen erzielen, wären Erhöhungen der Mietpreise zulässig», fordert die Parlamentarierin. Nochmals Hasenmaile: «Der Wohnungsbau krankt an einem Zuviel an Regulierung, nicht an einem Zuwenig. Denn obwohl die Leerstände seit Jahren sinken und die Mietpreise steigen, ist weit und breit kein Anstieg der Wohnungsproduktion in Sicht. Das müsste zu denken geben.» Offensichtlich seien die Investitionsperspektiven noch immer nicht ausreichend, um die herrschenden struk-

turellen Probleme der Wohnraumversorgung in Form von akuter Baulandknappheit, Überregulierung und schleppender Verdichtung zu überwinden. «Wenn Frau Badran nun zusätzliche Regulierungen fordert, dann wird das Problem weiter verschärft und nicht etwa vermindert. Dann sind die Investoren noch weniger bereit, sich zu engagieren, wird Wohnraum noch knapper und werden Mietwohnungen noch teurer werden.»

Es ist offensichtlich: Wie bei der AHV verkauft Badran auch beim Wohnungsmarkt rote Glaubenssätze als ökonomische Realitäten. Dabei heisst ihre Lösung simpel: mehr Regulierung, mehr Vorschriften, mehr Staat.

«Rattenrennen nach unten»

Am originellsten positioniert sie sich bei einer anderen Schlüsselfrage – der Zuwanderung. Anders als ihre Parteifreunde erlaubt sie sich, kritische Noten anzubringen. Aber warum ist die Schweiz eigentlich so beliebt als Wohnland? Auch hier hat die Sozialdemokratin eine Begründung parat, die sie gern vorträgt. Die Schweiz verfolge ein «Businessmodell, das auf Schmarotzen basiert. Ein Rattenrennen nach unten.» Die Eidgenossenschaft habe anderen Ländern mit Steuersenkungen für Reiche Steuersubstrat gestohlen und vernichtet, ihnen Arbeitsplätze genommen und die von ihnen ausgebildeten Fachkräfte weggeockert. «Unsere hohe Zuwanderung ist eine Konsequenz einer bewussten Politik», so das Resümee von Badran.

Reiner Eichenberger, Wirtschaftsprofessor an der Universität Freiburg, gibt ihr in einem Punkt recht: «Das zuwanderungsbedingte Bevölkerungswachstum ist ein riesiges Problem.» Davon abgesehen, widerspricht er Badran. «Die Vorstellung, die Zuwanderung würde sinken, wenn es weniger – imaginäre – Steuersenkungen für Reiche gäbe, ist grundfalsch.» Denn dann müssten die für die Steuersenkung eingesetzten staatlichen Mittel – beziehungsweise die dann höheren Steuereinnahmen von den Reichen – anders eingesetzt werden. «Was würde Frau Badran wohl vorschlagen? Wohl irgendwelche Ausgaben und Transfers zugunsten ihrer Klientel. Dann würde die Schweiz aber attraktiver für diese Art von Zuwanderern.» Solange das Schweizer System gut funktioniere und Personenfreizügigkeit herrsche, könne man die Zuwanderung nicht senken. Man könne sie nur verlagern. Eichenberger: «Mit einem schlanken Staat und relativ tiefen Steuern kann man das Land für diejenigen attraktiv halten, die gegenüber Staat und Gesellschaft Nettozahler sind und deren Zuwanderung so allen nützt.»

Badran wird's nicht kümmern. Wie sagte Schopenhauer: «Im Reich der Wirklichkeit ist man nie so glücklich wie im Reich der Gedanken.»



INSIDE WASHINGTON Grenzchaos total

Am Sonntagabend haben die Parteiführer im Senat nach monatelangen Verhandlungen hinter verschlossenen Türen endlich ein 370 Seiten umfassendes Abkommen im Umfang von 20,23 Milliarden Dollar zur Grenzsicherung vorgestellt. Der Mehrheitsführer der Demokraten, Chuck Schumer, schwärmte von seinem republikanischen Kollegen, Mitch McConnell. Er habe «noch nie so eng mit McConnell an einem Gesetz zusammengearbeitet wie bei diesem». Der Republikaner aus Kentucky wiederum forderte seine zerstrittene Fraktion zum sofortigen Handeln auf: «Amerikas Souveränität wird auf die Probe gestellt, und unsere Glaubwürdigkeit wird von erstarkten Gegnern in der ganzen Welt einem Test unterzogen.»

Die Reaktion der Republikaner kam prompt. Der Senator von Utah, Mike Lee, verurteilte den Grenzkompromiss als «Verrat» und donnerte in den sozialen Medien: «Wir brauchen eine neue Führung – jetzt.» Der texanische Senator Ted Cruz bezeichnete das Gesetz als «völlige Katastrophe». Je mehr von dem Vertragswerk an die Öffentlichkeit drang, desto lauter wurden die Anschuldigungen seitens der Republikaner, bis sie schliesslich in einer Dringlichkeitssitzung gipfelten, die Berichten zufolge in einem Wortgefecht endete. Am Montagabend sah sich McConnell gezwungen, vom Grenzgesetz abzurücken. Der Vorschlag scheint nun so gut wie tot zu sein.

Die Republikaner wollten eine Lösung für die Migrantenkrise. Die Demokraten wollten sich den Unmut der Öffentlichkeit vom Hals halten. Doch die Wähler sagen in aller Deutlichkeit, dass die Einwanderung das wichtigste Thema für das Land ist. Nur wenige trauen Joe Biden zu, das Problem zu lösen. Ohne die erhoffte politische Rückendeckung durch den Kongress muss der Präsident vielleicht endlich Nägel mit Köpfen machen.

Amy Holmes



Wein, Leib und Leben

Ist jedes Glas Alkohol eines zu viel, wie es neuerdings wieder heisst?
Anmerkungen eines medizinischen Laien, verfasst aus der Überzeugung,
Gesundheit sei nicht allein eine Angelegenheit der Medizin.

Peter Rüedi



Ein Wein ist ein Wein ist ein Wein: Friedrich Dürrenmatts «Porträt eines Psychiaters», 1962.

Die Flut von Weinliteratur, der sich inzwischen schon ganze Verlage widmen, die Fortschreibung eines parfümierten und geblühten Vokabulars über Wein ändern nichts an der Tatsache: Ein Wein ist ein Wein, also, zunächst und grundsätzlich, eine Flüssigkeit des materiellen nutritiven Angebots. Banaler gesagt: das Produkt vergorener Trauben.

Das betrifft auch die ins Reliquienhafte entrückten Flaschen, die, einen etwas antiken Jahrgang vorausgesetzt, durchaus den Monatslohn eines Durchschnittsverdieners kosten können. Wie Stuart Pigott, ein besonders unerschrockener Don Quijote im Kampf gegen alle Windmaschinen des weltumspannenden Weinsnobismus, seinen Lesern versicherte: «Es gibt

«Wäre kein Alkohol im Wein, es gäbe keinen einzigen Weinkenner auf der Welt.»

keine falschen Worte, um Weine zu beschreiben. Das offizielle Weinfachvokabular beschreibt den Geruch und Geschmack von Wein nicht besser als Ihre eigenen Worte, oft handelt es sich sogar um eine sture, fantasielose Sprache, die das Erlebnis eines guten Weins kaum vermitteln kann. Ihre subjektive Beschreibung des Weins hat auch entschieden Vorteile gegenüber dem ganzen Fachchinesisch; Wein ist schliesslich eine subjektive Sache.»

«Auf die Substanz kommt es an», sagte mir einmal Peter Bichsel: C₂H₆O, Ethylalkohol. «Wäre kein Alkohol im Wein, es gäbe keinen einzigen Weinkenner auf der Welt.»

John Browns Reizlehre

Der Alkohol ist es, der gerade zuletzt wieder für Kontroversen sorgte, nachdem ein ganzseitiger Artikel in der NZZ zur totalen Abstinenz aufrief: «Jedes Glas ist zu viel.» Da liegt es nahe, auch an dieser Stelle wieder einmal ein paar Gedanken zum Thema «Wein und Gesundheit» anzustellen. Zugegeben, aus medizinisch laienhafter Perspektive, allerdings in der Meinung,

Gesundheit sei nicht allein eine Angelegenheit der Medizin. Zu einem gesunden Leben gehöre durchaus so etwas wie «Lebensgenuss», und zu dem könne zuweilen beitragen, wovon medizinisch abzuraten wäre, etwa Wein.

Erfahrungen in Grenzüberschreitungen, etwa im Rausch – ein weites Feld, zugegeben. Nur so viel: Zu einem Dämon des Lasters hat erst das Christentum Dionysos verkehrt, den Gott der Freude, der Ekstase, des Weins.

Der Wein war allerdings nicht nur in der Medizin der Antike wichtig (z. B. bei Hippokrates von Kos). Noch in der Medizin des Mittelalters war er unverzichtbar. Paracelsus erkannte, die Dosis mache das Gift. Aber sonst enthält das Kapitel «Der Wein in der Medizingeschichte» nicht nur Einsichten, sondern ebenso viele Skurrilitäten. Zu letzteren gehört die Reizlehre, die der Schotte John Brown im 18. Jahrhundert entwickelte und in Therapien anwandte, die zum Beispiel in der Vorschrift gipfelten, dem Patienten innerhalb von 24 Stunden bis zu drei Flaschen schweren Rheinwein, eine halbe Flasche Champagner und einen halben Schoppen Cognac einzufliessen.

«Dursli der Branntweinsäufer»

Mit solchem Unfug räumte das 19. Jahrhundert auf. In den Vordergrund rückte, erst wertfrei, dann zunehmend im Sinn der hygienischen Aspekte, der Stoff, ohne den der Wein niemals seinen kulturgeschichtlichen, mythologischen, ikonografischen und rituellen Stellenwert als Medium der Verwandlung gewonnen hätte: der Alkohol eben. Louis Pasteur beschäftigte sich im Lauf seiner wissenschaftlichen Karriere insgesamt nur einige wenige Jahre mit dem Studium des Weins, aber die Nachwirkung seiner Arbeit bestimmt die Önologie bis auf den heutigen Tag. Bevor er sich mit Krankheiten der Seidenraupe, Viruskrankheiten und entsprechenden Impfstoffen, mit dem Schutz gegen die Tollwut und anderem befasste, hatten ihn Gärvorgänge, die Mechanismen von bis dahin als spontan vermuteten Abläufen, der Nachweis und das Funktionieren von Hefen beschäftigt. Noch hatte Pasteur keine Erklärung dafür, wie die chemische Spaltung von Zucker in Alkohol und Kohlensäure vor sich ging, aber er ahnte schon, dass «der chemische Vorgang der Gärung im Wesentlichen ein Phänomen ist, das im Zusammenhang mit einem Lebensvorgang steht». Wie wahr. Pasteur, übrigens ein Liebhaber guter Weine, profanierte gewissermassen das Mysterium Wein.

Zudem setzte der aufkommende Anti-alkoholismus den vielfältigen und jahrhundertalten (Volks-)medizinischen Weintherapien ein Ende. Der Alkoholismus, der mit der zunehmenden Industrialisierung zu einer eigentlichen Volksseuche wurde, brachte, nicht nur, aber besonders unter Medizinern, auch den Wein in Verruf. Unterschied zum Beispiel

Jeremias Gotthelf noch zwischen dem Weinkonsum der vornehmlich höheren Gesellschaftsschichten, geisselte er unerbittlich die Schnapsauferei, die volkshygienische Verelendung der Armen: «Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen» und «Dursli der Branntweinsäufer» sind empfehlenswerte Einstiege, wenn jemand hinter dem Klischee des Heimatdichters den scharfen Sozialkritiker Gotthelf entdecken möchte. War also für ihn der Wein noch eine Alternative, sozusagen ein Softdrink im Vergleich zum Hardcore-Rauschmittel Schnaps, war der Antialkoholbewegung christlicher oder sozialistischer Ausrichtung, vom Blauen Kreuz bis zur alkoholfreien Arbeiterjugend, Alkohol gleich Alkohol, und der Medizin in zunehmendem Masse auch. Durchaus zu Recht. Zumal in den USA, wo der Missbrauch und die puritanische Nulltoleranz immer schon zwei Seiten einer Medaille waren.

Die Erfolglosigkeit der Prohibition ist ein erschütterndes Beispiel für die Nutzlosigkeit staatlicher Moral- und Erziehungsmassnahmen gegenüber der beklagenswerten Unbelehrbarkeit der menschlichen Natur. Kein Land stellt – wenn wir nur mal diese kleine Gruppe von Individuen herausnehmen, deren intellektuelles Potenzial eigentlich ausser Frage steht, nämlich die Literaturnobelpreisträger –, kein Land hat in dieser kleinen Zielgruppe einen höheren Prozentsatz an Alkoholikern als die USA. Der Satz des grossen William Faulkner, einer von ihnen, war so etwas wie der Wappenspruch dieser Fraktion: «There's a lot of power in an acre of corn.»

Zugegeben: Wein ist Wein, und Schnaps ist Schnaps. Wohl wahr, wenn auch nicht unbedingt. Ich springe zu einem eher rezenteren Ereignis, das allerdings sensationell genannt zu werden verdient. Am 2. Januar 1996 trat der Staatssekretär des amerikanischen Gesundheitsministeriums vor die Presse, um wie alle fünf Jahre die neusten offiziellen Ernährungsrichtlinien der Regierung zu kommentieren. Philip Lee, so hiess der Mann, führte unter anderem dieses aus: «Ich bin überzeugt, dass der moderate Konsum von Wein zum Essen Vorteile für die Gesundheit bringt. Es lag eine signifikante Fehleinschätzung vor, als man in der Vergangenheit gegen Alkoholkonsum argumentierte. Es ist in der Tat als ein grosser Umschwung zu bezeichnen, wenn man von der Antialkoholposition zu einer Propagierung von Gesundheitsvorteilen kommt.»

Nur wer die Power der amerikanischen Anti-alkohollobby kennt, eines Landes, das bis heute eine eigene staatliche Behörde zur Kontrolle von Alkohol, Tabak und, jawohl!, Feuerwaffen unterhält, kann verstehen, weshalb die New Yorker Ernährungswissenschaftlerin Marion Nestle (nicht verwandt oder verschwägert) von einem «wahren Wunder» sprach. Dieses hatte seinen realen Hintergrund, und der reicht weit über den Umstand hinaus, dass sich der ameri-

kanische Weinbau in den letzten fünfzig Jahren zu einem bedeutenden Wirtschaftszweig entwickelt hat.

In der Epidemiologie gibt es im Prinzip drei Qualitätsstufen, und für alle gilt, wenn auch in unterschiedlichem Mass, was der Amerikaner David Kritchevsky vom Wistar-Institute in Philadelphia so sagte: «Man muss die Daten nur lange genug foltern – irgendwann gestehen sie.» Zuunterst steht der Ländervergleich, oft verlacht als «die Storchenstatistik» (die Geburtenrate fällt, die Anzahl Störche nimmt ab, also muss was dran sein am Gerücht, der Storch bringe die Kinder). Ungefähr dieser Kategorie ordneten Kritiker die seit den späten siebziger Jahren um sich greifenden Statistiken zu, die unter dem Schlagwort «The French paradox» bekannt wurden (die behaupteten nachzuweisen, Franzosen würden länger leben trotz höherem Alkohol- und Fettkonsum). Ein statistischer Vergleich internationaler Daten ergab eine niedrige Inzidenz kardiovaskulärer Erkrankungen von Rotweintrinkern bei gleichzeitiger Ernährung

«Man muss die Daten nur lange genug foltern – irgendwann gestehen sie.»

mit einer cholesterinreichen und an gesättigten Fettsäuren reichen Diät. Der Franzosen eben. Mässig Rotwein trinkenden Franzosen, müssen wir präzisieren. Auch in Frankreich ist der Weinkonsum rückläufig, die Erinnerung kaum mehr präsent, dass Pierre Mendès France, vor mehr als einem halben Jahrhundert einmal französischer Premier, unter anderem deshalb abgewählt wurde, weil er seinen Landsleuten auf Plakaten mit der Zumutung kam: «Ne buvez plus qu'un litre par jour.»

Es gibt kein Alkoholplacebo

Zuverlässiger sind da schon Versuche, statistische Zusammenhänge innerhalb der Länder nachzuweisen. Zum Beispiel in Fallkontrollstudien: Man vergleicht eine repräsentative Gruppe, etwa eine «Kohorte» von Herzinfarktpatienten mit einer von keinem kardialen Vorfall betroffenen Auswahl und untersucht beider Lebens-, in unserem Fall Trinkgewohnheiten. Der Nachteil: das schlechte Gedächtnis und/oder das schlechte Gewissen der Probanden. Sicherer, jedoch ungleich aufwendiger sind prospektive Studien. Die sichersten Resultate ergeben die sogenannten Doppelblindstudien. Deren Nachteil: Es gibt kein Alkoholplacebo.

Und dennoch, und trotzdem: Die Anzahl der Untersuchungen zum Zusammenhang von Alkohol und Lebenserwartung im Allgemeinen, Wein und Herz-Kreislauf-Erkrankungen im Besonderen, Rotwein im Besondersten, ist noch immer so am Wachsen, dass für den Laien auch zusammenfassende Metastatistiken kaum zu

beurteilen sind, die mässigen Alkoholenuss in vielfältigster Hinsicht für indiziert halten, bis hin zur Osteoporoseprophylaxe und zur Verbesserung der Gehirnleistung im Alter. Der Punkt ist die Mässigkeit. Nach einer (längst wieder überholten) Studie war das Risiko der Gesamtsterblichkeit bei einem moderaten Alkoholenuss, zwischen 20 und 40 Gramm Alkohol täglich, das für einen Herzinfarkt bei bis zu 50 Gramm täglich am geringsten. Mit anderen Worten: Abstinenz wäre, in Bezug auf die Lebenserwartung, das gleiche Risiko wie der Konsum von 80 bis 122 Gramm Alkohol pro Tag. Ab dieser Menge freilich steigt dann die Risikokurve steil an.

Erwähnt sei nur noch die berühmte «Copenhagen City Heart»-Studie, die über zwölf Jahre lief und erstmals zwischen verschiedenen Formen von Alkoholkonsum differenzierte. Sie ergab (und das im Bier- und Schnapsland Dänemark!), dass Wein entschieden mehr ist als Alkohol. Bei jenen, die 0,4 bis 0,6 Liter Wein täglich konsumierten, wies sie ein relatives Risiko nach, das um die Hälfte unter dem von Abstinente lag. Spirituosentrinker dagegen mussten (bei gleicher Alkoholmenge, versteht sich) ein um 35 Prozent erhöhtes relatives Risiko in Kauf nehmen (immer im Vergleich zu den Abstinente).

Wir sind keine Fruchtfliegen

Das bekannteste Schlagwort in der Diskussion um das, was den Wein vor anderen Alkoholika auszeichnet, heisst Resveratrol. Seit längerem weiss man um die positive Wirkung der Phenole (die eben der Alkohol besonders wirksam aus den Traubenbeeren löst). Sie sind im Rotwein in viel höherer Konzentration vorhanden als im Weissen und könnten das «French paradox» wenigstens zum Teil erklären.

Tatsächlich liegt die wichtigste Bedeutung der Phenole in ihrer Wirkung als Antioxidantien, als probate Gegenstrategie gegen sogenannte freie Radikale. Die wichtigsten vier dieser Phenole (vielleicht auch nur die vier am besten erforschten) sind Quercetin, Catechin, Epicatechin und eben Resveratrol. Resveratrol wurde in der populärwissenschaftlichen Diskussion lange als eine Art Wunderwaffe gehandelt. Zumindest bei Mäusen, Ratten, noch deutlicher bei Fruchtfliegen wirkt es wie eine kalorienarme Diät lebensverlängernd, und zwar bis zu 30 Prozent und mehr. Im Internet vertrösteten Geschäftemacher das aufgeschreckte Publikum schon auf die nächste Weinlese, die sie zur Herstellung ihrer Resveratrolpillen abwarten müssten. Dabei wäre der Wunderstoff in schmackhafterer Form, als Wein nämlich, jederzeit greifbar.

Genug, der Traum vom ewigen, mindestens vom drastisch verlängerten Leben heftet sich auch an den Wein, der doch, die Dosis macht das Gift, in grösseren Mengen unzweifelhaft ein Risikofaktor für all das ist, was er in gerin-

geren verhindern hilft. Das erinnert mich an eine schöne Geschichte, eine Walliser Sage aus uralten Zeiten. Sie heisst «Der Tod im Fass» und erzählt, wie ein Bauer – das Jahr war verregnet und der Wein missraten – sich mit einem Fässchen trotzig auf den Dorfplatz stellt und verkündet, den Säuerling werde er mit dem Ersten austrinken, der des Wegs komme. Der Erste ist ein altes, verhutztes Männchen, und das stellt sich vor: «Ich bin der Tod.» Und wie sie ins Trinken kommen und weil der Tod weniger verträgt als ein Walliser, beginnt er zu prahlen, er habe überall Zugang, und wär's ein Loch so klein wie

Endlich der Abstieg ins 19. Jahrhundert und zu Weinen, die dufteten wie die Kapuzinergruft.

das Spundloch im Fass. Er macht sich klein, drin ist er, der Bauer aber schlägt den Zapfen ein und verstaubt das Fass zuhinterst im Keller.

Ab der Zeit starb niemand mehr im Wallis. Die Alten wurden älter, die Kranken kränker, die Jungen hoffnungsloser, die Politiker zerstrittener, die Walliser vermehrten sich und vermehrten sich und mussten auswandern. Die Zeit dehnte sich in endloser Langeweile, und das Leben war ohne Sinn, weil ohne Ende. Bis eines Tages der Bauer in einem Mordsrausch zuhinterst im Keller auf das Fass stösst, in dem der Tod seit Menschengedenken fest sitzt. Weil er's in seinem Rausch vergessen hat und der Betrunkene allemal noch einen letzten Schluck sucht, haut er den Zapfen aus dem Spund. Der Tod aber fährt aus seinem Gefängnis und wütet durch das Land, mäht alle hin. Das war die Zeit der grossen Pest im Wallis. Aber dann renkt sich das Leben wieder ein – und hat einen Sinn; der Tod geht um wie zuvor, und wer ihm vorerst entgeht, dem ist er eine Mahnung, recht zu leben, also auch: das Leben zu lieben, solange er kann. Es zu geniessen. Unter anderem: mit Wein.

Nun ja: Wir sind keine Fruchtfliegen. Das Lebenselixier wird es wohl noch eine Weile nicht werden, das Resveratrol. Aber zum lebendigen Leben trägt der Wein gewiss bei. Bei Durchsicht der Literatur mit Titeln oder Untertiteln wie «Die Heilkräfte des Weins», «Gesund durch Wein», «Gesünder leben mit Wein» «Gesundheit und Wein» und so weiter bin ich denn doch nachdenklicher geworden. «Mässig, aber regelmässig», darauf laufen alle Ratschläge hinaus. Alles andere ist fakultativ bis absurd, etwa wenn ein E.-A. Maury eine Liste von Indikationen spezifischer Weine unterbreitet: Corbières, Médoc, Minervois, Mont Ventoux gegen Allergien, Elsässer Weine gegen Arthritis, Rosés aus der Provence gegen Arthrose und so weiter: Sancerre gegen Gicht, Pouilly-Fuissé gegen Nierensteine, trockenen Champagner oder Médoc gegen Tuberkulose. Da ist das Mittelalter wieder los, eine Art «Önoastrologie».

Lese ich all die gutgemeinten, manchmal sogar gutgeschriebenen Bücher, Zeitschriftenbeiträge und Zeitungsartikel, bleibt mir ein bitterer Nachgeschmack. Es sind eben doch alles Anleitungen zum Gebrauch des Weins als Medizin. Etwas freudlose Appelle für das richtige Mass, die *mâze*. Die war ja auch mal eine Tugend im Kanon des Mittelalters, wie die Völlerei eine Todsünde, aber irgendwo in der Mitte liegt das rechte Leben eben doch. Nur so schmallippig vor sich hin gemümmelt, so mit gespitztem und gleich wieder verkniffenem Mund am Glas kommt keine Sinnenfreude auf. Die eben vermisste ich in den meisten dieser Anleitungen zum gesundheitsbewussten Umgang mit Wein. Sie mag ja ein Risiko beinhalten, die Sinnenfreude, sicher aber ist sie auch eine Lebensqualität. Aus lauter Umsicht, nur ja nicht die Droge zu verharmlosen, die der Alkohol zweifellos auch ist, verdrücken sich viele dieser Autoren das Vergnügen an der fabelhaften, unendlich vielfältigen, inspirierenden Materie Wein. Die Freude auch an der Gemeinschaft, die der Wein stiftet. Nach Promille und Gramm lässt sich die nicht bemessen. Vernunft ist ja eine Tugend, aber ein bisschen Ausgelassenheit muss uns schon erlaubt sein.

Rückkehr aus dem Hades

Nachdenklich macht mich weiter die Erinnerung an Friedrich Dürrenmatt. Es muss Mitte der siebziger Jahre gewesen sein, wie wir uns von einem 1970er Graves über einen 55er Margaux zu einem 47er Saint-Émilion und dann zu einem 28er Lafite hinuntergetrunken haben, dann zu einem Elfer und einem Vierer, endlich der Abstieg ins 19. Jahrhundert und zu Weinen, die dufteten wie die Kapuzinergruft. Und dann wieder die Rückkehr aus dem Hades, alkoholmässig schwer im dunkelroten Bereich, in dem sich Dürrenmatt ohnehin bewegte: Zuckerkrank seit seinem 24. Lebensjahr, hielt er sich an die restzuckerfreien, schwarzroten alten Bordeaux. Er nannte sie seine «Witwenweine», weil er mit Vorliebe en bloc ganze Keller kaufte, mit denen die Witwen nicht grundlos verschiedener Anwälte, Weinhändler und wohl auch einiger Ärzte im Bordelais nichts mehr anzufangen wussten. Und das bei einer Lebensführung, zumindest am Theater, die auch sonst nicht gesund genannt werden konnte. Dürrenmatt wurde immerhin siebzig. So viel unter der mittleren Lebenserwartung lag das auch wieder nicht. Doch was heisst überhaupt «Risiko»? Und ist Lebenserwartung nicht vielleicht doch nicht nur, was wir an Leben zu erwarten haben, sondern, was wir vom Leben erwarten?

Peter Rüedi ist Wein- und Jazz-Kolumnist der *Weltwoche* und Dürrenmatt-Biograf («Dürrenmatt. Oder die Ahnung vom Ganzen», Diogenes).

Dürrenmatt, Hesse, Rilke und der Wein: Centre Dürrenmatt. Chemin du Pertuis-du-Sault 74, Neuchâtel. Bis 19. Mai. www.cdn.ch

Gibt es unwiderlegbare Beweise für den Besuch von Außerirdischen vor Jahrtausenden?



■ Es wimmelt davon – doch unsere gescheiterten und doch blinden Astronomen wissen nichts darüber. »Weshalb eigentlich nicht?«, fragt Erich von Däniken. Weil sich keiner mit dem Thema befasst. Die Wissenschaft sucht nach Lebensspuren in Meteoriten – blickt aber nicht vor die eigene Haustüre. Dabei berichten unzählige Überlieferungen über Lehrmeister aus dem Weltall.

In mittlerweile 46 Büchern hat Erich von Däniken schlagkräftige Beweise für die Besuche Außerirdischer präsentiert. **Dieser Band enthält die besten Beweise aus diesen 46 Büchern – stets ergänzt durch aktuelle Neuigkeiten!**

In den Schriften des *Rigveda* – dem ältesten Teil der altindischen Veden – werden die göttlichen Fahrzeuge detailliert behandelt. Nicht anders in den ägyptischen Pyramidentexten aus der 5. Dynastie. Dort öffnen sich »Himmelstüren«, Metallleitern werden ausgefahren, Pharaonen besteigen die fliegenden Vehikel und donnern damit über das Firmament.

Erich von Däniken erinnert an außerirdische Gegenstände im Besitz der Menschheit. Etwa den »heiligen Spiegel«, der im Tempel von Ise (Japan) liegt und mit Tüchern umwickelt ist. Nur die japanischen Kaiser dürfen sich ihm nähern. Oder die Bundeslade der Israeliten. Am 19. Juni 2009

Erich von Däniken: Und sie waren doch da!
gebunden • 238 Seiten • durchgehend farbig illustriert
Best.-Nr. 989 000 • 22,99 €

bestätigte der Patriarch der koptischen Kirche, sie sei nicht von Menschenhand gemacht. Was will man noch mehr?

Im mexikanischen Bundesstaat Tabasco liegt der Ort Tortuguero. Dort steht das Mayamonument Numero 6 – so die offizielle Bezeichnung. Darauf eingemeißelt die Botschaft: »Es wird vollendet sein der 23. Baktun 4 Ajaw 3 Uniiw (ein Mayadatum), dann wird herniedersteigen Bolon Yokte.« Dieser Bolon Yokte war einer jener Mayagötter, welche den Homo sapiens schufen. **Jene Außerirdischen haben nicht nur versprochen zurückzukehren – sie sind wieder da.** Erich von Däniken untersucht die echten und die falschen UFO-Berichte und stellt fest: **Außerirdische befinden sich unter uns.**

Und sie waren doch da! ist ein Feuerwerk an Argumenten für das Unmögliche.
Eine Breitseite gegen eine lahme Wissenschaft.

KOPP VERLAG

Telefon (00 49) 74 72 98 06 10 • Telefax (00 49) 74 72 98 06 11 • info@kopp-verlag.de • www.kopp-verlag.de
Jetzt bestellen! Versandkostenfreie Lieferung innerhalb Europas

«Wenn Israel einen Krieg verliert, war es sein letzter»

Früh warnte Georges Bensoussan vor dem Antisemitismus als Folge der islamischen Migration. Hier spricht der französische Historiker über Europas fehlgeleitete Politik, die fehlende Toleranz im Islam und erklärt, was es für Frieden in Nahost braucht.

Jürg Altwegg

Georges Bensoussan gilt als einer der besten Kenner des Antisemitismus, der Shoah, des Zionismus. Die Shoah sei kein Betriebsunfall gewesen, sondern Folge einer jahrhundertelangen Geschichte. Und dass der Antisemitismus in Europa und insbesondere in Frankreich derzeit neu aufflammt, ist für den Historiker, der 1952 in Marokko geboren wurde und dessen Familie 1958 nach Frankreich auswandern musste, kein Zufall. Er sei die Folge islamischer Masseneinwanderung, vor der Bensoussan als einer der Ersten eindringlich warnte. Mehr als zehn Prozent der französischen Juden sind in den letzten Jahren nach Israel ausgewandert, wo sie in ungewisser Zukunft leben, heute mehr denn je.

Weltwoche: Monsieur Benoussan, Sie schreiben, die islamische Masseneinwanderung nach Frankreich habe 1968 begonnen. Wie hat sich das abgespielt?

Georges Bensoussan: Sie begann im Mai 68. Man redet immer nur von den Studenten und vergisst, dass der Mai die grösste soziale Bewegung des Jahrhunderts war. Es gab mehr und härtere Streiks als 1936. Die Unternehmer hatten panische Angst vor dem Aufstand und setzten fortan auf die Masseneinwanderung. Mit ihr wollten sie die Arbeiterklasse zerstören, und

«Dem Islam fehlt die religiöse Toleranz. Diese ist eine europäische Errungenschaft.»

man muss feststellen: Es ist ihnen gelungen. Die Folgen sind bekannt: Die Masseneinwanderung verzögerte die Modernisierung der Industrie und führte zu einer Konkurrenz unter den Arbeitern, auch unter den Angestellten. Die Arbeitslosigkeit wurde zu einem Massenphänomen. Spannungen, Konflikte, Probleme mit der Integration waren unausweichlich.

Weltwoche: Auch die Kommunisten hatten den Aufstand bekämpft.

Bensoussan: Mit dem Kommunismus war es nach dem Mai 68 zu Ende. Eine neue Linke



«Eine Geschichte von Liebe und Finsternis»: Israelischer Panzer bei Gaza.

protestierte gegen den Vietnamkrieg und orientierte sich an Kuba und China, ihre Leitbilder waren Fidel Castro und Mao. Die Linke entfernte sich immer mehr von den unteren Schichten.

Weltwoche: Die Maoisten ersetzten das Proletariat durch die Einwanderer. 1981 kamen die Sozialisten mit François Mitterrand an die Macht. Er holte die Kommunisten in die Regierung.

Bensoussan: Die Kommunisten waren gegen die Masseneinwanderung. Kurz nach der Wahl schrieb Georges Marchais, der Zentralsekretär der KPF, dem Rektor der Moschee von Paris einen offenen Brief. Er sei keineswegs ein Rassist, beteuerte Marchais, die Einwanderung bekämpfe er, weil sie die Arbeiterklasse zerschlage und nur das Kapital von ihr profitieren würde. Doch die Kommunisten waren völlig isoliert, die KPF und die Gewerkschaften befanden sich im Niedergang. Auch die Kirche verlor an Bedeutung. Die unteren Schichten hatten niemanden mehr, der sie ihre Interessen vertrat.

Beim Front national fanden sie eine neue Heimat.

Weltwoche: Damit begann das, was Sie als systematische «Erpressung mit dem Rechtsextremismus» bezeichnet haben.

Bensoussan: Die Probleme in den Banlieues wurden von den bürgerlichen Linken ignoriert, sie waren ja auch gar nicht von ihnen betroffen. Jegliche Kritik an der Masseneinwanderung taten sie als Rassismus ab. Wer ihre Einschränkung forderte, galt als Rechtsextremist. Wenn sich die unteren sozialen Klassen gegen die Einwanderung wehrten, wurden sie des Faschismus bezichtigt. Die «Erpressung mit dem Rechtsextremismus» brachte sie zum Schweigen.

Weltwoche: In einem Interview haben Sie über das Hamas-Massaker von einer «Jagd auf die Juden im wörtlichen Sinn» gesprochen, wie Hasen seien sie gehetzt und abgeknallt worden.

Bensoussan: Der 7. Oktober steht für die Rückkehr zur Realität. Denn diese Grausamkeit ist nicht neu. Sie erinnerte mich an die 1860

von den Drusen begangenen Massaker, denen 20 000 Christen zum Opfer fielen. Es gab die Massentötung in Hebron 1929 und die Vertreibung der Juden aus der Stadt. Der Schriftsteller Amos Oz hat in «Eine Geschichte von Liebe und Finsternis» beschrieben, wie 1948 die von den Arabern eroberten Dörfer dem Erdboden gleichgemacht wurden. Im Westjordanland und im Gazastreifen gab es keinen einzigen Juden mehr. Die Barbarei ist eine Kontinuität im Nahen Osten.

Weltwoche: Auch die Palästinenser waren Opfer, zum Beispiel in Sabra und Schatila.

Bensoussan: Die Massentötungen finden zwischen Religionen statt, sie betreffen nicht ausschliesslich die Juden. Doch am 7. Oktober kam zu dieser Grausamkeit eine neue Dimension hinzu: der Wille, die Juden zu vernichten, ihrer Existenz ein Ende zu bereiten. Das Massaker der Hamas hat gezeigt, wie verletzlich Israel ist.

Weltwoche: Militärisch ist es überlegen.

Bensoussan: Noch stimmt das. Aber was passiert, falls Amerika die Lieferung von Ersatzteilen für die Luftwaffe einstellt? Auch bezüglich der Granaten, die in Gaza verschossen werden, ist Israel weitgehend von den USA abhängig.

Weltwoche: Sie haben dem Konflikt ein Buch gewidmet, in dem Sie ihn seit dem 19. Jahrhundert nachzeichnen. Sie erwähnen einen Brief des Bürgermeisters von Jerusalem an den Grossrabbiner von Paris aus dem Jahre 1899: «Mein Gott, in Tat und Wahrheit ist es eure Erde.» Dennoch wurde die Einwanderung der Juden bekämpft.

Bensoussan: Dem Islam fehlt die religiöse Toleranz. Diese ist eine europäische Errungenschaft, die auf der intellektuellen Revolution nach den Religionskriegen beruht. Ohne diese philosophische Tradition würde es keine Demokratie und keine Menschenrechte geben. Der Islam blieb von ihr unberührt. Das ist kein Vorurteil, sondern eine historische Tatsache.

Weltwoche: Was sagt der Koran über die Juden?

Bensoussan: Es gibt Suren, in denen davon die Rede ist, dass Gott diese Erde Israel gegeben habe. Aber auch Stellen, in denen den Juden die Fälschung der Schriften unterstellt wird. Und deshalb seien nicht mehr sie, sondern die Muslime das auserwählte Volk. Damit wird die Ablehnung der Juden begründet: Sie sind Fälscher und Verräter.

Weltwoche: Wie kam es zur Islamisierung des Konflikts?

Bensoussan: Sie wurde vom Grossmufti von Jerusalem, Amin al-Husseini, betrieben. Er unterstützte die Nationalsozialisten und verbrachte die Kriegsjahre in Berlin. Al-Husseini rief die Muslime zum Mord an den Juden auf. Nach dem Krieg setzte er in Jordanien die Herrschaft seines Clans durch und liess alle, die sich ihm widersetzen, ermorden – vor allem jene,

die für einen Kompromiss mit Israel plädierten. Al-Husseini hatte begriffen, dass er die palästinensische Gesellschaft nicht mit einem ihr fremden Nationalismus zusammenschweissen konnte. Er setzte auf die Religion.

Weltwoche: Sie unterstreichen die Bedeutung eines weiteren Faktors, der Dhimmi: Christen und Juden werden in islamischen Gesellschaften geduldet und beschützt, aber nicht als gleichwertig anerkannt.

Bensoussan: Noch unerträglicher als der Nationalismus der Juden ist für die Palästinenser ihre Emanzipation. Der Zionismus ist eine

«Man stelle sich vor, Hamas und Hisbollah hätten am 7. Oktober gleichzeitig angegriffen.»

Rebellion gegen den Status der Minderwertigkeit, der ihnen vom Islam zugewiesen wird. Israel wird der Kolonialherrschaft bezichtigt, der Zionismus als Kolonialismus dargestellt. In Tat und Wahrheit ist er ein Antikolonialismus. Eine Dekolonisation des jüdischen Subjekts gegen die islamische Dominanz. Diese Tatsache ist umso skandalöser, als die arabische Welt kolonialisiert worden war und sich ihres Rückstands auf die westliche Zivilisation sehr wohl bewusst ist. Die Araber können die Ablehnung der Juden nicht akzeptieren. Die Existenz Israels ist ein permanentes Ärgernis, eine offene Wunde. Gelegentlich räumen Muslime ein, dass Gott diese Erde den Juden vermacht hat, aber das sind ganz seltene Ausnahmen.

Weltwoche: Sie hatten einen Appell jüdischer Intellektueller für die Zwei-Staaten-Lösung unterschrieben. Ist sie noch möglich?

Bensoussan: Ich weiss es nicht. Schwierig. Man muss die Frage neu angehen und eine Lösung zu dritt suchen: also Jordanien einbeziehen. In den besetzten Gebieten haben sich 500 000, vielleicht 600 000 Israelis angesiedelt. Mindestens 100 000 sind Eiferer, Ideologen, die man schwerlich zu einem Rückzug bewegen kann. Muss Israel einen Bürgerkrieg riskieren?

Weltwoche: Dem Krieg gegen Gaza fehlt eine politische Perspektive.

Bensoussan: Im Moment ist das so. Netanjahu blockiert alles. Selbst viele seiner Wähler wünschen sich seinen Rücktritt und Neuwahlen. Die Regierung einer «Nationalen Union» könnte eine Strategie gegenüber der Hamas, Gaza und dem Westjordanland erarbeiten.

Weltwoche: Und die anderen arabischen Länder?

Bensoussan: Sie sind für den Konflikt mitverantwortlich. Ein arabisches Palästina war 1949 vorgesehen, im Westjordanland und in Gaza. Jordanien hat es mit Unterstützung der Arabischen Liga verhindert. Warum? Solange die arabischen Staaten diese Frage nicht beantworten, bleiben sie unglaubwürdig. Es gab auf dem vorgesehenen Territorium keine Juden mehr. Das Westjordanland wurde von Jordanien annektiert, Gaza von Ägypten verwaltet. Erst nach dem Sechstagekrieg wurde die Frage wieder aktuell: Aber bis 1967 gab es keine Siedlungen, keine Kolonien. Und seither haben die arabischen Staaten alle Vorschläge abgeschmettert. Es gab mehrere. Und im Jahr 2000 sogar die Bereitschaft, Ostjerusalem als palästinensische Hauptstadt zu akzeptieren. Warum haben sie die Vorschläge zurückgewiesen? Meine Antwort lautet: Wenn die arabischen Staaten einen palästinensischen Staat zulassen, akzeptieren sie gleichzeitig Israel.

Weltwoche: Warum dieser Hass?

Bensoussan: So kann man das nicht sagen. Es geht um den Kampf gegen den israelischen Nationalismus. Daraus wurde ein Antisemitismus. Der Islam ist antijüdisch, aber es handelt sich nicht um Fanatismus. Der Islam war nicht immer von den Juden besessen. Sie wurden mit Verachtung akzeptiert. Es gab Epochen der Gewalt, und deshalb sind die Juden weggezogen.

Weltwoche: In den letzten zwanzig Jahren sind wohl 70 000 Juden aus Frankreich nach Israel ausgewandert, das sind zehn bis fünfzehn Prozent der jüdischen Gemeinschaft Frankreichs. Ist es vorstellbar, dass Israel einen Krieg verliert, dass es untergeht?

Bensoussan: Heute denke ich das. Wenn Israel einen Krieg verliert, war es sein letzter. Dann passiert, was 1948 geschehen ist: Es gab keine Gefangenen, sie wurden alle ermordet. Wenn die Araber einen Konvoi angriffen, gab

es keine Überlebenden, auch die Kinder wurden getötet. Man stelle sich vor, die Hamas und die Hisbollah hätten am 7. Oktober gleichzeitig angegriffen. Das war offensichtlich der Plan des Iran, und er sollte erst an Ostern – im kommenden April – umgesetzt werden. Die Gefahr der Ausmerzungen besteht, nichts garantiert, dass Israel in fünfzig Jahren noch existieren wird. Seine Feinde können alle Kriege verlieren, und bisher haben sie alle verloren. Aber sie sind immer noch da.

Georges Bensoussan, 72, stammt aus einer jüdischen Familie Marokkos. Der vielfach ausgezeichnete Historiker ist beim Mémorial de la Shoah in Paris tätig. Er ist Autor von: «Die Juden der arabischen Welt: Die verbotene Frage» (Hentrich & Hentrich, Berlin 2019).



«Lösung zu dritt»: Bensoussan.

Donnergrollen eines Rohrkrepiers

Die Waadtländer Finanzdirektorin Valérie Dittli soll bei den eigenen Steuern getrickst haben. Von den aufgeblasenen Vorwürfen der Medien geblieben ist: nichts.

Christophe Büchi

Lausanne

Im April 2022 kam es bei den Waadtländer Kantonalwahlen zu einer Riesenüberraschung. Im zweiten Durchgang der Exekutivwahl wurde die nicht einmal dreissig Jahre junge Valérie Dittli, Tochter eines Biobauern im zugerischen Oberägeri, die eben erst ihr Jus-Doktorat an der Universität Lausanne abgeschlossen hatte, in die Waadtländer Regierung gewählt.

Sensationell war dies aus mehreren Gründen. Zuerst wegen des Alters der Gekürten aus dem Zuger Hinterland: Mit ihren 29 Jahren und 185 Tagen war Madame la conseillère d'Etat eines der jüngsten Regierungsratsmit-

Der blutjungen Präsidentin gelang es, die beiden Hähne kurzerhand vom Misthaufen zu verjagen.

glieder der Schweizer Geschichte. Allerdings zählte CVP-Minister Pierre Kohler 1993 bei seiner Wahl in die jurassische Kantonsregierung nur 29 Jahre und 144 Tage; der Berner Jakob Stämpfli war 1846 bei seiner Wahl in die Kantonsregierung gar nur 26 Jahre alt. Der Neuenburger Numa Droz kam bei seinem Einzug in die Kantonsregierung 1871 auf 27 Jahre. Vier Jahre später sass er bereits in der Landesregierung – mit 31 Jahren bis heute der jüngste Bundesrat.

Pippi Langstrumpf aus Oberägeri

Sodann erstaunte, dass die Gewählte zuvor noch nie ein Wahlmandat ausgeübt hatte. Allerdings war sie kein völlig unbeschriebenes Blatt. Im Jahr 2016 hatte sie sich in Lausanne niedergelassen, um ihr Jusstudium abzuschliessen und die Westschweiz kennenzulernen. Hier wurde sie bald zur Präsidentin der Jungen CVP und kurz darauf zur Chefin der CVP Waadt gemacht. Bei den Christlichdemokraten lieferten sich damals zwei nicht mehr ganz junge Alphatiere, der Ex-ETH-Professor und Ex-Nationalrat Jacques Neiryneck (Jahrgang 1931) und der frühere Post-Chef und Ex-Nationalrat Clau-



Aufstieg wie im Märchen: Staatsrätin Dittli.

de Béglé (1949), einen permanenten Hahnenkampf. Der blutjungen Präsidentin gelang es, die beiden Hähne kurzerhand vom Misthaufen zu verjagen und in die Wüste zu schicken. Dank diesem Gesellenstück wurden die Medien erstmals auf die furchtlose Pippi Langstrumpf aus Oberägeri aufmerksam.

Verblüffend war die Dittli-Wahl auch deshalb, weil deren Partei, die Mitte, im Waadtländer Kantonsparlament nicht einmal vertreten ist. Die katholisch geprägte CVP hatte im mehrheitlich protestantischen Kanton Waadt schon immer einen schweren Stand. Der Kanton war lange Zeit grossmehrheitlich protestantisch; einheimische Katholiken gab es lange Zeit nur im konfessionell gemischten Bezirk Echallens, weil dieser bis 1798 eine gemeinsame Herrschaft der reformierten Republik Bern und des katholischen Stands Freiburg gebildet hatte. Jedenfalls brachte es die CVP Waadt mangels einer robusten katholischen Stammkundschaft nie über ein Randdasein hinaus. Und auch seit der Fusion von CVP und BDP zur Mitte-Partei isst sie hier hartes Brot. Bei den Kantonswahlen 2022 verfehlte sie trotz Dittli-Effekt den Einzug in den Grossen Rat, sodass ihre Staatsrätin ohne parlamentarische Hausmacht auskommen muss.

Schliesslich erschien diese Wahl auch deshalb als Sensation, weil die Gewählte frisch aus der Deutschschweiz stammt und Französisch mit einem hübschen «*accent suisse-allemand*» spricht. Die Waadtländer, bis zum Ende der Alten Eidgenossenschaft 1798 Berner Untertanen, haben den Ruf, dass sie in diesen Dingen etwas empfindlich sind. Es heisst, sie erinnerten sich nicht gerne an die Zeiten, als ihre Herren von jenseits der Saane kamen (obwohl sich «*Leurs Excellences de Berne*» seinerzeit anstrengten, in ihrem welschen Untertanenland Französisch zu sprechen). Aber offenbar wirkt der «antikolonialistische» Reflex auch bei den Waadtländern gar nicht mehr so virulent.

SVP als Wasserträgerin

Die Sensation kam nur dank dem Zusammentreffen mehrerer Sonderfaktoren zustande. Entscheidend war, dass sich FDP, Mitte und SVP vor den letzten Wahlen zu einem Bündnis zusammenraufeten, weil sie keine Lust hatten, wegen ihrer Uneinigkeit dem links-grünen Lager einmal mehr zur Regierungsmehrheit zu verhelfen. Lange Zeit wurde in der CVP jeweils die Nase gerümpft, wenn es darum ging, mit der SVP zusammenzuspannen, doch diesmal setzte sich Mitte-Präsidentin Dittli für den Schulterschluss ein.

Resultat: Die FDP bekam drei von sieben Regierungssitzen und die Mitte einen vierten, das links-grüne Lager die drei restlichen. Die SVP blieb einmal mehr aussen vor (fünf der sieben gewählten Exekutivmitglieder waren übrigen Frauen).

Die junge Mitte-Kandidatin, die locker einen Traktor fahren kann, profitierte wohl ebenfalls von einem Bauernbonus: SVP-Kandidat Michaël Buffat hatte im eigenen Lager nicht voll überzeugt, weshalb wohl ein Teil der bäuerlichen Klientele lieber die Biobauerntochter wählte. Diese erhielt zudem nicht wenige Stimmen aus dem linken und grünen Lager. Und schliesslich war im links-grünen Bündnis die raue SP-Erziehungsdirektorin Cesla Amarrelle angeschlagen. Sie kam bei einem Grossteil der Lehrerschaft schlecht an und wurde auf vielen linken Listen gestrichen. Für Dittli öffnete sich damit eine Tür gross wie ein Scheunentor, die sie dank einer ausgezeichneten Kampagne dann auch locker durchschritt.

Und so wandelte sich die junge Zugerin in jugendlichem Alter zur Finanzministerin des bevölkerungsmässig drittgrössten Kantons der Schweiz – ein Aufstieg fast schon wie im Märchen vom kleinen Bauernmädchen, das den Königssohn heiratet. Fast zu schön, um wahr zu sein.

Das ominöse Wort

Und in der Tat war das, was jetzt folgte, weniger schön. Am 3. März 2023 rüttelte das welsche Radio seine Zuhörer mit einer heissen Nachricht auf: Die Waadtländer Finanzdirektorin habe im Kanton Waadt noch nie einen Franc an Steuern bezahlt. Von 2016 und 2021 habe Dittli ihren Wohnsitz bei den Eltern behalten. 2021 habe sie ihr Domizil in die Waadt transferiert, als sie bei den Gemeindewahlen für den Lausanner Stadtrat kandidierte, nach ihrer Nichtwahl aber wieder in den steuergünstigen Kanton Zug zurückverlegt. Es handle sich um eine Art von «*tourisme fiscal*», dem man auf den Grund gehen müsse.

Mit «*tourisme fiscal*» sei schon am ersten Tag das ominöse Wort gefallen, schreibt der Waadtländer Anwalt Yves Noël in einer differenziert argumentierenden Streitschrift zur Nicht-Affäre («*Partie de chasse – La non-affaire Dittli*», Verlag Infolio, Gollion VD). Damit sei

In diesem aufgeheizten Klima tat Dittli das einzig Richtige: Sie ging zu ihren Kollegen.

die Staatsrätin bereits auf der Anklagebank gesessen, noch bevor sie sich auch nur geäussert habe, notiert Noël. In der Tat forderte die Waadtländer Tageszeitung *24 heures* die Staatsrätin schon vier Tage später auf, sich zu entschuldigen. Und natürlich fiel bald auch das ominöse Wort «*Rücktritt*».

Dabei spielte gewiss auch die Tatsache eine Rolle, dass der Kanton Zug bei vielen Romands als Steuerparadies gilt, das den anderen Kantonen, vor allem den welschen Sozialstaaten, fies die fiskalischen Liquiditäten abgräbt.



Und Valérie Dittli, deren Schwester Laura im Oktober 2022 in die Zuger Kantonsregierung gewählt wurde, stand nun gleichsam als Horschol-Waadtländerin da, die ihr Herz in der Zentralschweiz zurückgelassen hatte.

Und wie meist, wenn eine «Affäre» einmal in Fahrt geraten ist, wird links und rechts recherchiert. Eine Deutschschweizer Zeitung berichtete, Frau Dittli hätte sich 2022 zu Unrecht bereits mit dem Dokortitel geschmückt, obwohl ihre Doktorarbeit noch nicht vorschriftsgemäss deponiert worden sei – eine Lappalie, die aber umgehend von unzähligen Medien aufgegriffen wurde. Jedenfalls nahm die Medienberichterstattung immer absurdere Dimensionen an. Bilanz: Innerhalb von drei Wochen wurden in den welschen Online-Medien 140 und in den Printmedien 44 Berichte veröffentlicht, die SDA lieferte 16 Stücke – Total: 200 Texte. Die Deutschschweizer Medien kamen auf sage und schreibe 286 Beiträge. Im welschen Fernsehen und Radio gab es 16 Sendungen zum Thema.

Als die wirkliche Affäre begann

In diesem aufgeheizten Klima tat die Staatsrätin das einzig Richtige: Sie beantragte ein Rechtsgutachten und ging zu ihren Kollegen, worauf die Kantonsregierung einen externen Genfer Steueranwalt mit der Abklärung der Vorwürfe beauftragte. Dieser kam zum Schluss, dass die Steuersituation von Frau Dittli absolut rechtens sei, weil bei Studierenden unter dreissig Jahren das Prinzip gelte, dass sie am Domizil der Eltern besteuert würden. Mit anderen Worten: Die Journalisten, die die Dittli-Affäre bewirtschafteten, hatten mit Kanonen auf Spatzen geschossen und einen krachenden Rohrkrepierer produziert.

Der Heissluftballon fiel danach im Nu in sich zusammen. Die Medien wandten sich anderen Themen zu, was umso leichter fiel, als Mitte März eine wirkliche Affäre begann – nämlich der Untergang der Credit Suisse.

Russland-Sanktionen: Bern hat sich verrannt

Die Kollektivstrafen sind rechtlich unhaltbar.

Prof. Dr. Carl Baudenbacher

1 — Die Russland-Sanktionen

Am 24. Februar 2024 sind es zwei Jahre her, dass Russland die Ukraine überfallen hat. Die Europäische Union (EU) hat daraufhin Sanktionen erlassen, denen sich die Schweiz angeschlossen hat. In Europa hat des Weiteren das Vereinigte Königreich ein eigenes Sanktionsregime aufgezo-

gen. Neben Unternehmen und Organisationen umfasst die Sanktionsliste Einzelpersonen, denen vorgeworfen wird, Handlungen zu unterstützen, zu finanzieren oder auszuführen, welche die territoriale Unversehrtheit, Souveränität und Unabhängigkeit der Ukraine untergraben, oder die von solchen Handlungen profitieren. Zu den Sanktionen gehören Reiseverbote und das Einfrieren von Vermögenswerten.

2 — Russen unter Generalverdacht

Das Schweizer Sanktionssystem ist durch zahlreiche Unzulänglichkeiten gekennzeichnet. Russen, ob sanktioniert oder nicht, werden im Sinne einer Kollektivstrafe unter Generalverdacht gestellt. Gewisse Schweizer Banken behandeln russische Kunden als Menschen mit minderem Status. Der Ton in Briefen und E-Mails ist unangemessen. Russischen Kunden, die das ihnen gehörende Geld abziehen wollen, werden angebliche Regeln entgegengehalten, die gar nicht bestehen. In anderen Fällen sitzt man auf dem hohen Ross, verweist schulterzuckend auf Compliance-Vorschriften und sagt, man könne seinen «guten Ruf» nicht aufs Spiel setzen. Sanktionen von Staaten, zu deren Übernahme die Schweiz gar nicht verpflichtet ist, werden als Vorwand benutzt, um russischen Klienten die Auszahlung ihrer Gelder zu verweigern.

Das Rechtsverständnis gewisser Schweizer Banken betreffend die Tragweite ausländischer Sanktionsregimes und deren «autonome» Umsetzung durch ebendiese Banken sowie die Schaffung eigener Sanktions-Compliance-Regeln («Swiss Finish») geben Anlass zu ernststen rechtsstaatlichen Bedenken. Es besteht eine Tendenz, instinktiv jedes internationale Sanktionsregime



Schlimmer als ein Verbrechen – ein Fehler.

anzuwenden, und man beruft sich dabei auf eine angebliche extraterritoriale Wirkung. Ich höre häufig das Argument, die Bank müsse als Schweizer Finanzinstitut, das weltweit Dienstleistungen erbringt, im Rahmen der Schweizer Bankvorschriften auch ausländische Gesetze und Vorschriften einhalten und sie sei verpflichtet, bei der Auslegung aller Sanktionsbestimmungen einen strengen Ansatz zu verfolgen.

Mit anderen Worten: Die Banken wenden ausländische restriktive Massnahmen an und verleihen ihnen damit eine direkte Wirkung in der Schweiz. Dies hält juristischer Prüfung nicht stand. In einem aktuellen Fall, in dem der Kunde von den britischen Sanktionsbehörden

In der Schweiz werden die Listen dann einfach per Copy-and-paste übernommen.

(und nur von diesen) benannt wurde, hat eine in der Vermögensverwaltung tätige Genfer Privatbank die Vermögenswerte blockiert und weigert sich kategorisch, Zahlungsaufträge des Kunden auszuführen, obwohl die britischen Sanktionen aus verschiedenen Gründen nicht auf die fragliche Bankbeziehung anwendbar sind. Statt auf

berechtigte Fragen des Kunden einzugehen und den Dialog mit ihm zu suchen, spielt die Bank auf Zeit in der Hoffnung, dass der Kunde aus Opportunitätsüberlegungen von rechtlichen Schritten

absieht oder auf einer anderen Sanktionsliste landet. Ein solches Verhalten muss sich ein Kunde nicht gefallen lassen. In nächster Zeit ist folglich mit Klagen betroffener Kunden gegen Banken zu rechnen. Muss es wirklich so weit kommen?

Die Behörden haben zu dieser Situation beigetragen. Sie sprechen, mitunter hinter dem Rücken des Kunden, direkt mit den Banken, machen geltend, sie seien überlastet, und lassen sich für die Beantwortung kleinster Anfragen reichlich Zeit. In Einzelfällen wird sogar die Unschuldsvermutung auf den Kopf gestellt. Eine Gesellschaft aus der EU, die in der Schweiz Bankkonten hat und weder in Brüssel noch in Bern sanktioniert ist, wurde von einer Schweizer Bank bei der zuständigen Bundesstelle mit der Behauptung angeschwärzt, dass bei einer grösseren Transaktion Unklarheiten bestünden. Seither hat sie den gesetzlich nicht vorgesehenen Status eines nicht sanktionierten Unternehmens, das aber auch nicht für sanktionsunverdächtig erklärt wurde. Jede kleine Transaktion muss genehmigt werden. Und das, obwohl die Behörde die Berechtigung der Anschwärzung nicht einmal geprüft hat.

3 — Eigenartige Beweisführung

Stossend ist auch die Art und Weise, in der die Sanktionslisten zustande kommen. In der EU finden sich Informationen über die Sanktionierten, bei denen man das Gefühl hat, dass sie von einem Praktikanten durch Googeln zusammengetragen worden sind. Kontaktschuld scheint ausreichend zu sein. So werden munter auch Ehefrauen sanktioniert, deren einziges Vergehen die Ehe mit einem sanktionierten Mann ist. In der Schweiz werden die Listen dann einfach per Copy-and-paste übernommen. Immerhin scheinen im Ausland die Gerichte einzugreifen: Am 19. Januar

2024 hat das Landgericht Hamburg dem amerikanischen Wirtschaftsmagazin *Forbes* eine unbelegte Rufmordkampagne gegen den usbekischen Unternehmer Alischer Usmanow untersagt.

4 — Grundrechtsrelativismus

In der EU und in der Schweiz haben sich Einzelpersonen vor Gericht gegen die Aufnahme in die Sanktionslisten gewehrt. Dabei besteht jedenfalls in der EU eine Tendenz zu einem nicht zu rechtfertigenden Grundrechtsrelativismus. Der Versuch, Eingriffe in die Eigentumsfreiheit dadurch zu rechtfertigen, dass man geltend macht, sie seien – etwa beim Einfrieren von Vermögenswerten – nur vorübergehender Natur, überzeugt nicht. Wer mit seiner «nuda proprietas» dasteht und sich jede Ausgabe für Bedürfnisse des täglichen Lebens behördlich bewilligen lassen muss, dessen Eigentumsrecht funktioniert nicht mehr, und er weiss nicht, wann beziehungsweise ob es überhaupt wieder funktionieren wird. Er ist in derselben Lage wie der, dessen Eigentum man entschädigungslos konfisziert hat.

5 — Freude an Sanktionen

Besonders besessen von der Idee der Sanktionen war US-Präsident Woodrow Wilson, der 1919 unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs Sanktionen als «etwas Gewaltigeres als Krieg» bezeichnete. Angedroht werde «eine absolute Isolation [...], die eine Nation zur Besinnung bringt, so wie das Ersticken dem Individuum jede Neigung zum Kampf nimmt [...]. Wendet dieses wirtschaftliche, friedliche, stille, tödliche Mittel an, und es wird kein Bedürfnis nach Gewalt geben. Es ist ein schreckliches Mittel. Es kostet kein Leben ausserhalb der boykottierten Nation, aber es übt einen Druck auf diese Nation aus, dem meines Erachtens keine moderne Nation widerstehen könnte.»

Ob Wilson selbst an die Richtigkeit seiner Prognose glaubte, ist unbekannt. Tatsache ist aber, dass sie bereits falsifiziert war, als sie abgegeben wurde. Hier genügt der Hinweis auf das Scheitern der im November 1806 von Napoleon gegen Grossbritannien verhängten Kontinentalsperre. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Sanktionen der USA gegen Kuba und den Iran enorme Fehlschläge.

6 — Sind Sanktionen rechtmässig?

Auch die Russland-Sanktionen der EU und der Schweiz sind ein Fehlschlag. Es kam, wie immer in solchen Fällen, zu Umgehungen. Vertreter des Instituts der deutschen Wirtschaft haben schon im Oktober 2023 festgestellt, dass die Sanktionen «ganz klar gescheitert» sind. Andere Beobachter und sogar Politiker teilen diese Auffassung.

Das aber kann nicht ohne Konsequenzen für die Beantwortung der Frage sein, ob die Sanktionen rechtlich zulässig sind. Die Grundrechts-

eingriffe werden damit unverhältnismässig. Der Verhältnismässigkeitsgrundsatz ist ein klassischer europäischer Rechtsgrundsatz. In der Schweiz ist das Verhältnismässigkeitsprinzip sogar in der Bundesverfassung kodifiziert. Deren Artikel 5 Absatz 2 bestimmt: «Staatliches Handeln muss im öffentlichen Interesse liegen und verhältnismässig sein.»

Der Gerichtshof der EU, der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte, der Efta-Gerichtshof und das Bundesgericht haben eine feinzisierte Rechtsprechung zum Verhältnismässigkeitsgrundsatz entwickelt, die man

Russischen Kunden werden Regeln entgegengehalten, die gar nicht bestehen.

folgendermassen zusammenfassen kann: Um rechtmässig zu sein, muss ein Grundrechtseingriff (1) ein legitimes Ziel verfolgen, (2) zur Zielerreichung geeignet sein, (3) zur Zielerreichung erforderlich (d. h. das mildeste Mittel) sein. Die Russland-Sanktionen verfolgen ein legitimes Ziel, nämlich Russlands Möglichkeiten zur Fortsetzung der Aggression wirksam zu vereiteln. Hingegen fehlt es an der Geeignetheit zur Zielerreichung, und es fehlt an der Erforderlichkeit.

7 — Grundrechte sind zu schützen

Die EU und die Schweiz haben sich mit ihrer Sanktionspolitik gegen Russland verrannt. Eine Neuorientierung ist überfällig. Bis es so weit ist, müssen vor allem die Grundrechte der Betroffenen geschützt werden. Machtmissbrauch durch Behörden ist nicht zu tolerieren.

Wir in Westeuropa haben das Glück, in Rechtsstaaten zu leben. Unsere Verfassungen (ergänzt durch supranationale Vorschriften wie die der Europäischen Menschenrechtskonvention, EMRK) garantieren jedem, der innerhalb unserer Grenzen wohnt oder arbeitet, Grundrechte. Diese Vorschriften wurden zumeist nach der dunkelsten Zeit dieses Kontinents erlassen. Der Grundsatz von Treu und Glauben und das Verbot des Rechtsmissbrauchs sollten zudem verhindern, dass Geschäftspartner die Sanktionsregelung als Vorwand für die Missachtung berechtigter vertraglicher Ansprüche nutzen. Leider scheint die Bereitschaft zu bestehen, sich über die wichtigsten Maximen unseres Rechtssystems hinwegzusetzen, wenn eine Massnahme – auch nur indirekt – auf eine russische Person oder Einrichtung abzielt. Das ist, um mit Talleyrand zu sprechen, schlimmer als ein Verbrechen, es ist ein Fehler.

Carl Baudenbacher war Präsident des Efta-Gerichtshofs und Rechtsprofessor an der Universität St. Gallen. Heute ist er Partner einer schweizerisch-norwegischen Kanzlei und lehrt als Visiting Professor an der London School of Economics.

Dieser Text erschien zuerst auf insideparadeplatz.ch

Der geschmeidige Nayib Bukele

Kein Zweifel, El Salvadors Präsident Nayib Bukele ist ein Superstar – nicht nur in seiner Heimat, sondern in ganz Lateinamerika. Nicht einmal der argentinische Papst Franziskus erreicht ähnlich hohe Werte der Beliebtheit. Am Sonntag wurde der seit fünf Jahren regierende Bukele gemäss Hochrechnungen mit über 85 Prozent der Stimmen wiedergewählt. Im Parlament dürfte seine Partei «Nuevas Ideas» 58 von 60 Sitzen besetzen. Das entspricht einer Mehrheit von 97 Prozent. Und das in sauberen und freien Wahlen, die niemand ernsthaft in Frage stellt.

Bukele ist ein klassischer Antipolitiker – ein geschmeidiger Redner, der durch sanfte Worte überzeugt, jung, sportlich, elegant. Seine Beliebtheit baut auf einem einzigen Pfeiler: Mit einer gnadenlosen Kampagne gegen die Bandenkriminalität ist es dem smarten Unternehmer gelungen, El Salvador in kürzester Zeit vom gefährlichsten ins sicherste Land der Region zu verwandeln.

Bukeles rabiante Methoden sind rechtsstaatlich höchst fragwürdig – aber erfolgreich. Zweifellos schmoren auch Unschuldige im Gefängnis. Seinen Wählern jedoch ist es wichtiger, dass nicht mehr so viele Unschuldige auf der Strasse ermordet, überfallen, ausgeraubt, erpresst oder vergewaltigt werden.

Wo Bukele politisch steht, bleibt unergründlich. Sein ganzer Auftritt ist auf die Kriminalität fokussiert. Zu allen anderen Themen äussert er sich eloquent unverbindlich. Das organisierte Verbrechen, oft im Verbund mit korrupten Regierungen, hält ganz Lateinamerika seit Jahren im Würgegriff. Bukele hat diese Priorität richtig erkannt. Und bewiesen, dass die Politik etwas dagegen tun kann, wenn sie nur will.

Doch zum anderen zentralen Thema, der Massenarmut, hört man wenig von Bukele. Denn hier führt kein Weg an der ideologischen Gretchenfrage vorbei: Kapitalismus oder Sozialismus? Freier Markt oder Planwirtschaft? Alle sozialistischen Experimente in Lateinamerika endeten bislang in Massenelend und Korruption. Dasselbe gilt allerdings auch für die populären Heilsbringer. Früher oder später scheiterten sie alle. Denn ungeteilte Macht korrumpiert.

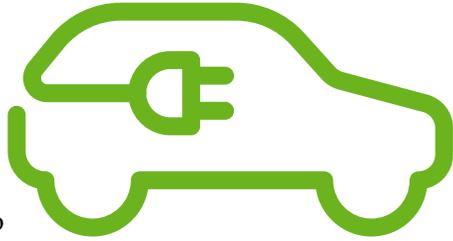
Bukeles spektakulärer Erfolg im Kampf gegen das Verbrechen verdient Anerkennung. Die mulmige Frage ist: Was kommt danach?

Alex Baur

Stockender Verkehr

Die Begeisterung für Elektro-Autos scheint nachzulassen. Woran liegt's?

David Schnapp



Vergangene Woche veröffentlichte Auto Schweiz, die Vereinigung

der Automobilimporteure, erstmals seit sechzehn Monaten rückläufige Zahlen. In der Schweiz und in Liechtenstein wurden im Januar 2024 7,3 Prozent weniger Neuwagen zugelassen als im Jahr zuvor. Auffällig ist, dass der Rückgang bei Elektroautos sogar 16,8 Prozent beträgt, im Gesamtmarkt sinkt der Anteil batterieelektrischer Fahrzeuge (BEV) von 17,3 auf 15,5 Prozent.

Trendwende bei den Mietwagen

Die von der europäischen Politik stark gewünschte Antriebstechnologie wurde von den Herstellern in den letzten Jahren mit Milliardenaufwand entwickelt, produziert und in den Markt gedrückt. Nun scheinen nicht nur in der Schweiz die Wachstumskurven abzufallen. In Deutschland verkündete die Bundesregierung im Dezember 2023, buchstäblich übers Wochenende, die Förderung von Elektroautos mit dem sogenannten Umweltbonus zu streichen. In der Schweiz hat der Bundesrat per

Es ist den Herstellern nicht gelungen, zu zeigen, dass Elektroautos wirklich umweltfreundlicher sind.

Anfang 2024 beschlossen, auch auf Elektroautos eine Automobilsteuer von 4 Prozent zu erheben, von der BEV seit 1997 befreit waren.

Der Autovermieter Hertz gab Mitte Januar bekannt, 20 000 Elektroautos aus seiner Flotte verkaufen zu wollen und stattdessen wieder Modelle mit Verbrennermotoren anzuschaffen. Man passe sich damit einer veränderten Nachfrage an, hiess es aus dem amerikanischen Konzern. Beim Center for Automotive Research (CAR) sieht man diesen Schritt als Rückschlag für die Elektromobilität, weil die Abnahmevolumina der Mietwagenfirmen einen wichtigen Beitrag zu den Neuzulassungszahlen der letzten Jahre geleistet haben.

Ein Grund für die Zurückhaltung sei der ungenügende Ausbau

der öffentlichen Ladeinfrastruktur. So hat etwa Roland Schell, der neue CEO von Mercedes-Benz in der Schweiz, kritisiert, dass die Hersteller geliefert hätten, nun sei es an der öffentlichen Hand und anderen Beteiligten, nachzuziehen. «Die Politik könnte beispielsweise Vorschriften erlassen, dass an Tankstellen auch Ladestationen installiert werden müssen», sagte Schell der *Weltwoche*. Peter Grünenfelder, der Präsident von Auto Schweiz, hört einen «lauten Weckruf für die Bundespolitik. Kontraproduktiv wirken die Einführung der Importsteuer auf E-Autos und die nach wie vor ungenügenden Rahmenbedingungen für die Elektromobilität», sagt Grünenfelder.

Wahr ist allerdings auch, dass, wer in der Schweiz die Möglichkeit hat, zu Hause sein Auto aufzuladen, kaum Probleme haben wird, sich angenehm und mühelos elektrisch zu bewegen. Belohnt wird man mit lautlosem, komfortablem Vorankommen und zügiger Beschleunigung. Trotzdem gibt es noch mindestens zwei weitere Gründe, warum ein breites Publikum noch nicht bereit ist, elektrisch zu fahren. Elektroautos verlieren schneller an Wert als alle anderen Antriebsarten. Gemäss der britischen Zeitung *The Telegraph* beträgt der jährliche Wertverlust mit Berufung auf eine Erhebung von Autotrader 23 Prozent, bei Dieselmotoren hingegen nur 3 Prozent. Gründe für diese Unterschiede sind der technologische Fortschritt, der bei BEV in ähnlichem Tempo wie bei der Unterhaltungselektronik vorangeht. Ausserdem verlieren die grossen Lithium-Ionen-Hochvoltspeicher über die Jahre an Leistung. Wobei kleinere Batterien davon stärker betroffen sind als grosse Akkus.

Schliesslich ist es den Autoherstellern noch nicht gelungen, zu zeigen, dass Elektroautos wirklich umweltfreundlicher sind als Modelle mit Verbrennermotor. Im «Mobilitätstacho», den das Umfrageinstitut Sotomo von Michael

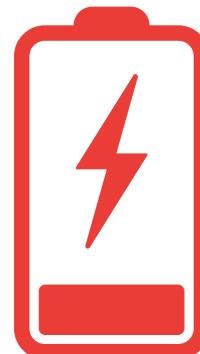
Hermann im Auftrag des Versicherungskonzerns Axa letzten Sommer erstellte, lautet eine der zentralen Schlussfolgerungen: Es sind vor allem die Batterien, die als problematisch angesehen werden. Vorbehalte bezüglich Nachhaltigkeit bestehen auch im Hinblick auf die Erzeugung der Elektrizität.

Die beiden wesentlichen Faktoren bei der Beurteilung, ob ein Elektroauto umweltfreundlicher unterwegs ist als ein Benzin- oder Dieselmodell, sind die Quelle des Stroms für den Betrieb sowie die CO₂-Bilanz in der Herstellung. Mit einem Strommix von rund 80 Prozent aus erneuerbaren Quellen und 20 Prozent Kernenergie ist die Schweiz als E-Auto-Land prädestiniert. Trotz grosser Bemühungen der Automobilhersteller scheint es allerdings noch nicht gelungen zu sein, die Käufer von Punkt zwei zu überzeugen. Dabei achten Konzerne wie Audi oder BMW sehr genau darauf, ihre Lieferketten möglichst CO₂-neutral zu halten, und investieren viel Geld in die Kreislaufwirtschaft oder betreiben die eigenen Werke mit TÜV-zertifiziertem «grünem Strom».

Kunden entscheiden, nicht Behörden

Vielleicht beruht die anfängliche Euphorie für die Elektromobilität – wenn man einen globalen Massstab anlegt – letztlich auch auf einem Grundlagenirrtum. Wenn es darum geht, CO₂ im Verkehr einzusparen, gibt es verschiedene Möglichkeiten und Technologien, dieses Ziel zu erreichen. Autos mit Strom zu betreiben, ist nur eine davon. Akio Toyoda, der Chef des weltgrössten Automobilkonzerns

Toyota, sieht ein gesamthafes Potenzial von 30 Prozent für Elektroautos und weist darauf hin, dass rund eine Milliarde Menschen gar keinen Zugang zu Elektrizität haben. Die Entscheidung für eine Antriebstechnologie, davon ist Toyoda überzeugt, sollten Kunden treffen, «nicht Behörden oder Politiker».



Gebt einfach jeder Frau einen Oscar

Wie Ryan Gosling die Frauen in Hollywood retten will.



Ryan Gosling ist schwer enttäuscht darüber, dass seine Kolleginnen Margot Robbie und Greta Gerwig keine Oscar-Nominierungen für ihre Leistungen in «Barbie» erhalten haben, und darüber informierte der Frauenunterstützer die Welt. «Zu sagen, dass ich enttäuscht bin, dass sie nicht in ihren jeweiligen Kategorien nominiert wurden, wäre eine Untertreibung», schrieb Gosling in einer Erklärung laut *The Independent*. Er spielt in dem Streifen Ken. «Es gibt keinen Ken ohne Barbie, und es gibt keinen «Barbie»-Film ohne Greta Gerwig und Margot Robbie, die beiden Hauptverantwortlichen für diesen geschichtsträchtigen und weltweit gefeierten Film.» Die beiden hätten hart für den Film gearbeitet. Hach! Und das heisst, dass alle anderen nicht hart arbeiten, besonders die Männer? Ist das nicht das Fazit nach goslingscher Auslegung?

Männer, die öffentlich mit ihrer Unterstützung für Frauen prahlen, sind mir suspekt. Kennen Sie die Sorte Herren, die sich vor aller Welt rühmen, der Frau bei der Hausarbeit zu helfen: «Ich habe gestern den ganzen Tag die Kinder gehütet, ich bin für meine Frau eingesprungen.» Toll. Willst du jetzt einen Pokal?

Mir ist schon klar, diese Männer meinen es gut. Tausend Dank! Ich bin beeindruckt. Sie wollen «feministisch» handeln, oder besser gesagt, sie wollen zeigen, dass sie feministisch handeln. Um Frauen zu demonstrieren, dass sie auf ihrer Seite sind, äussern sie sich oft – vor allem an Orten, wo andere es mitbekommen, wie Ryan Gosling, der extra einen Text verfasst, der dann rasch den Medien vorliegt. Oder sie zeigen sich auf X (vormals Twitter) entrüstet,

wenn andere Männer sich moralisch nicht einwandfrei verhalten. Zerknirscht prangern sie an, dass sie als Männer Privilegien haben. Sie lassen alle wissen, dass sie von jetzt an genders werden (das haben zwei deutsche Chefredaktoren mal bekanntgegeben), oder verkünden Dinge wie: «Wir brauchen mehr Frauen in der Politik!» «Ich war am Weltfrauentag!» Es ist wirklich wunderbar. Diese Männer wissen immer die richtigen Dinge zu sagen, um das Vertrauen der Damen zu gewinnen.

Das soll selbstverständlich nicht heissen, dass alle männlichen Feministen unaufrichtig sind, nicht meinen, was sie sagen. Hier geht

Mir ist schon klar, diese Männer meinen es gut. Tausend Dank! Ich bin beeindruckt.

es um jene, die ihren Einsatz als Retter der Frauen wie ein Abzeichen vor sich hertragen. Meine Meinung: Sei unterstützend, stehe für Geschlechtergerechtigkeit ein, spende ans Frauenhaus. Tu's einfach, ohne es an die grosse Glocke zu hängen.

Dass bei den Oscar-Nominierungen eine Art Verschwörung gegen Frauen stattgefunden hätte, kann man nicht sagen. Schliesslich wurden viele Ladys allein bei «Barbie» berücksichtigt; America Ferrera (beste Nebendarstellerin), Sarah Greenwood und Katie Spencer (bestes Szenenbild), Jacqueline Durran (beste Kostüme) und Greta Gerwig, zwar nicht für die Regie, aber für das beste ad-

aptierte Drehbuch. (Bei den Nominierungen werden übrigens, anders als bei den Oscars, die Künstler von ihren Kollegen vorgeschlagen, zum Beispiel Drehbuchautoren von Drehbuchautoren, Schauspieler von Schauspielern. Ich fand «Barbie» unterhaltsam und gut umgesetzt im Vergleich zu anderen Oscarverdächtigen Filmen und Schauspielleistungen, wie etwa «Killers of the Flower Moon», aber künstlerisch überbewertet.)

Aber offenbar sind das noch immer zu wenig Frauen. Seit man den Diversitäts- und Inklusionsforderungen auch im Bereich der Kunst nachgegeben hat, wurde die Erwartungshaltung sogar unter den verwöhnten Hollywoodstars zur Routine. Solange nicht jede Frau für einen Oscar vorgeschlagen wird oder das Männchen gewinnt, sind sie nicht zufrieden. Dann will ich aber auch einen! Könnte mich der geschätzte Arthur Cohn bitte mal nominieren?

Gleichzeitig werden die Einwände bedeutungslos, wenn man sie bei jeder Gelegenheit – und ohne Not – wiederholt. Nächstes Jahr wird man genau dasselbe sagen. Ein bisschen wie die Oscars selbst, die einst spektakuläre Show hat in den vergangenen Jahren drastisch an Zuschauern und Bedeutung verloren. Interesse weckt sie heute vor allem, wenn ein Ricky Gervais in seiner Rede die anwesenden Promis in die Pfanne haut oder ein Promi den anderen auf der Bühne ohrfeigt.

Aber jetzt habe ich den Faden verloren. Ach ja, Ryan Gosling. Ich dachte mal, der wäre cool.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

René Benko und die Kantonalbanken

Fünf staatliche Schweizer Finanzinstitute im Sog der Signa-Pleite: Welche unbedachten Schnellschüsse planen die Politiker diesmal?

Hans Kaufmann



302 Forderungen über 8,6 Milliarden: Investor Benko.

Die Insolvenz des österreichischen Immobilienkonzerns Signa Holding (René Benko) hat auch acht Schweizer Banken und den Migros-Genossenschaftsbund getroffen. Von der kürzlich veröffentlichten Liste mit 94 Gläubigern, denen Signa 9,25 Milliarden Euro schuldet, entfällt eine Milliarde auf die Schweizer Kreditgeber, davon stammen 123 Millionen von vier Kantonalbanken (Graubünden: 60,8 Millionen, Obwalden: 25,3 Millionen, Wallis: 25,3 Millionen, Zürich: 11,1 Millionen). Dazu kommt wohl ein 25-Millionen-Kredit der Aargauischen Kantonalbank, der in diesem Verzeichnis nicht enthalten ist. Bis Ende Januar 2024 haben die Gläubiger gemäss dem Insolvenzverwalter 302 Forderungen über 8,6 Milliarden angemeldet. Diese sind nicht mit Verlusten gleichzusetzen, denn die Forderungsliste sagt nichts über die Werthaltigkeit der für die Kredite hinterlegten Sicherheiten und die Sanierungspläne aus.

Die fast 150 Millionen Euro Kredite der Kantonalbanken an den Signa-Konzern mögen auf den ersten Blick gewaltig gross erscheinen,

aber im Vergleich zu den Bilanzsummen oder dem Eigenkapital der betroffenen Kantonalbanken sind sie nicht existenzgefährdend. Gemessen an der Bilanzsumme machen sie zwischen 0,01 Prozent (Zürcher Kantonalbank, ZKB) und 0,4 Prozent (Obwaldner Kantonalbank, OKB), in Bezug auf die Eigenmittel 0,08 Prozent (ZKB) bis 4,75 Prozent (OKB) aus. Die grössten Probleme hätte im Verlustfall die Obwaldner Kantonalbank zu bewältigen, dann die Graubündner Kantonalbank (2 Prozent des Eigenkapitals).

Risiken für den Kanton Zürich

Dennoch, wenn Kantonalbanken (KB) millionenschwere Kreditverluste drohen, dann erklingt rasch der Ruf nach einem Verbot von Auslandengagements, nach höheren Eigenmitteln und Privatisierungen. Linke, Grüne und der Präsident der Mitte-Partei, Gerhard Pfister, forderten unlängst für die systemrelevanten Banken eine Eigenmitteldecke von 20 Prozent, ungeachtet der unterschiedlichen Risiken auf der Aktivseite der Bilanz. Hätten alle Schweizer Banken eine 20-prozentige Eigenkapitaldecke nachzuweisen, müssten die Eigenmittel, bezogen auf die Bilanzsumme von 2855 Milliarden Franken (November 2023), auf 571 Milliarden aufgestockt werden. Effektiv vorhanden sind, ohne Rückstellungen

Von den Schweizer Kreditgebern stammen 123 Millionen Euro von vier Kantonalbanken.

für allgemeine Bankrisiken gerechnet, aber nur 219 Milliarden. Eine Finanzierung der 352-Milliarden-Eigenmittel-Lücke über den Finanzmarkt ist reine Theorie. Bezogen auf die heutige Grösse des gesamten Schweizer Obligationenmarktes von 611 Milliarden (Ende 2023), bedeutet die geforderte Summe einen Zuwachs von 58 Prozent. In den letzten drei Jahren betrug das Netto-Emissionsvolumen pro Jahr rund 23 Milliarden. Ein fünfzehnfach grösseres Emissionsvolumen allein seitens der

Kantone würde die privaten Schuldner vom Markt verdrängen. Zudem wären die Pensionskassen und andere institutionelle Anleger auch aus Klumpenrisiko-Überlegungen nicht in der Lage, diese Volumina aufzunehmen.

Welche Konsequenzen ergäben sich daraus für die Kantone? Zwar gilt nur die ZKB als systemrelevante Kantonalbank, aber wenn diese weit mehr Eigenmittel als die übrige Schweizer Bankenwelt halten müsste, würde der Wettbewerb massiv verzerrt. Konkret bedeuten 20 Prozent Eigenkapital im Verhältnis zur Bilanzsumme der ZKB von 209 Milliarden satte 42 Milliarden, aber vorhanden sind inklusive Reserven für allgemeine Bankrisiken nur 14 Milliarden. Der Kanton Zürich müsste somit 28 Milliarden nachfinanzieren. Die heutigen Schulden des Kantons von 14 Milliarden würden sich verdreifachen.

Die Bilanzsummen der KB haben im Vergleich zu den kantonalen Staatshaushalten mit 786 Milliarden Franken (Juni 2023) ein Ausmass erreicht, das im Krisenfall sogar Kantone ins Schleudern bringen würde, weil die meisten von ihnen für ihre Finanzinstitute geradestehen müssten. Ein Verbot von Auslandengagements und Privatisierungen würden die Problematik der schieren Grösse allerdings nicht lösen, denn es kann auch im Inland zu einer Immobilienkrise kommen, wie die Jahre 1991/92 zeigten, als die Solothurner und die Appenzell-Innerrhodische Kantonalbank untergingen. Eine Privatisierung würde die direkten Risiken für die Kantone formell reduzieren, aber im Krisenfall würden die hohen Marktanteile und Klumpenrisiken der Kantonalbanken in ihren Sitzkantonen so viele KMU und Private treffen, dass die öffentliche Hand, die Kantone oder der Bund, dennoch eingreifen müsste.

Marktanteile und Klumpenrisiken

Eine Kapitalaufstockung der Kantonalbanken ist ein schwieriges Unterfangen, denn die Kantone, die entweder Alleineigentümer oder Mehrheitsaktionäre der Kantonalbanken sind, müssten sich verschulden. Selbst wenn nur die Hälfte der von Mitte-links geforderten Eigenmittel-

quote von 20 Prozent, nämlich 10 Prozent, erfüllt werden müsste, nähme die Verschuldung der Kantone massiv zu. Seit der Finanzkrise 2008 bis Ende 2022 ist die Bilanzsumme der 24 Kantonalbanken von 357 auf 782 Milliarden Franken angewachsen. Der Anteil der Kantonalbanken an der Bilanzsumme der Schweizer Banken dürfte sich damit nach dem Fall der Credit Suisse von 10 auf 27 Prozent fast verdreifacht haben.

Die Jahresrechnungen für 2023 liegen noch nicht vor, deshalb wurden die Berechnungen der nachfolgenden Aussagen aufgrund der Ergebnisse der Kantonalbanken und der kantonalen Staatsrechnungen 2022 vorgenommen. Ende 2022 verfügten die KB ohne Rückstellungen für allgemeine Bankrisiken über 47 Milliarden Eigenkapital, was 6 Prozent der Bilanzsummen entsprach. Die Kantone mit Kantonalbanken – ohne Solothurn und Appenzell Innerrhoden – wiesen für 2022 ein Fremdkapital von rund 77 Milliarden (Finanzdirektorenkonferenz) aus. Eine Aufstockung der KB-Eigenmittel auf 78 Milliarden (10 Prozent der Bilanzsumme 2022) würde eine Nachfinanzierung von 31 Milliarden erfordern. Die Verschuldung der Kantone würde um 41 Prozent auf 108 Milliarden ansteigen, ohne dass damit die Risiken aus den jeweiligen Kantonen verschwinden würden.

Die Verzinsung der von den Kantonen aufgenommenen Neuschulden würde wohl von den KB bestritten, aber diese Kosten würden dann vom Gewinn abgehen, aus dem bisher die Ausschüttungen an die Kantone und Aktionäre erfolgten. Die Langfristgelder würden wesentlich mehr kosten als die kostengünstigen Kundeneinlagen in Form von Konto- oder Sparguthaben. Die Kreditzinsen der Hypothekar- und Geschäftskunden müssten erhöht werden. Bei einer Aufstockung der KB-Eigenmittel auf 20 Prozent der Bilanz würden die notwendigen Nachfinanzierungen die Kantonsschulden mehr als verdoppeln. Die Bruttoerträge der KB stellten sich 2022 auf 10 Milliarden, die Reingewinne auf 3,6 Milliarden. Eine Nachfinanzierung aus eigener Kraft könnte selbst bei einem Ausschüttungsverzicht nicht innert nützlicher Frist bereitgestellt werden.

Hypotheken tilgen als Lösung

Als alternative Massnahme müsste eine Reduktion des Geschäftsvolumens, eine Aufkündigung von Hypotheken und Geschäftskrediten, ins Auge gefasst werden. Eine Reduktion der Bilanzen würde für alle KB zusammen einen Rückbau der Bilanzen um 20 bis 40 Prozent erfordern, um die 10-Prozent-

Eigenmittel-Limite zu erreichen. Aber wer sollte und könnte dann die ausgemusterten Kredite und übrigen Aktiven der KB von über 300 Milliarden übernehmen? Weder die UBS noch die Raiffeisen- oder die Regionalbanken wären in der Lage, diese zu absorbieren, ohne selbst ihre Eigenmittel erhöhen zu müssen, zumal die Kantonalbanken wohl nicht die besten Geschäfte zuerst veräussern würden.

Klüger wäre es wohl, die Kunden zu veranlassen, ihre 1198 Milliarden ausstehenden Hypotheken mit den vorhandenen 1539 Milliarden Bankguthaben wenigstens teilweise zu tilgen, wozu allerdings eine Abschaffung des Eigenmietwertes Voraussetzung wäre. Die Bonität der Kreditschuldner könnte gestärkt werden, indem die Doppelbesteuerung der Unternehmensgewinne und der Dividendenausschüttungen, aber auch die Vermögenssteuern für Gewerbetreibende und Unternehmer reduziert oder abgeschafft werden. Viele Unternehmer sind gezwungen, Gewinne auszuschütten, damit sie ihre Vermögens- und Einkommenssteuern bezahlen können, obwohl sie das Geld lieber zur Stärkung der Bilanz in ihren Betrieben lassen würden.

Hans Kaufmann ist ehemaliger Chefökonom der Bank Julius Bär und alt Nationalrat der SVP.



Monatliches Einkommen mit Schweizer Immobilien

Erwerben Sie Mehrfamilienhäuser ab CHF 100'000 online und erwirtschaften Sie jeden Monat attraktive Renditen.

 crowdhouse.com

Wie Don Quijote

Nr. 4 – «Moralputsch der Wohlgesinnten»
Alexander Wendt über Deutschland

Die Ampel versucht uns ständig zu erklären, wie Demokratie funktionieren soll. Wie einst Ritter Don Quijote mit seinem Pferd Rosinante und dem Schildknappen Sancho Panza, so jagt das grüne Dreigestirn hinter der AfD her. Gefühls-mässig sitzt für mich die AfD sattelfester auf dem Boden des Grundgesetzes als der gesamte Rest der sogenannten demokratischen Parteien hier in Deutschland. *Klaus P. Jaworek, Büchenbach (D)*

Zeitenwenden

Nr. 4 – «Strom macht den Staat reich»
Kolumne von Beat Gygi

Monopole ohne Wettbewerb sind immer preistreibend, ganz besonders Staatsmonopole. Das trifft nicht nur auf den Strom zu, sondern auch auf das zweite Gut, das unser Leben stark prägt: das Geld. Wichtiges Thema ist der Gewinn für staatlich geregelte Geld-Emittenten, der Gewinn aus Geldschöpfung. Diese milliardenschwere Seigniorage generiert für die Geldschöpfer sowie das Depositen- und Kredit-Bankensystem, welches von der Ausweitung der Geldmenge mitprofitiert, wunderbare Windfall-Gewinne. Strom bringt Licht in die Stuben, Geld schmiert den Wirtschaftsgang – die Produktion von Letzterem wurde seit der Aufgabe der Goldkerndeckung durch die USA weltweit seit 1971 stark übertrieben und führte zu Inflationsschüben. Weil Guthaben gegenüber dem Staat als risikolos galten, sind vor allem die Länder der westlichen Welt überschuldet wie noch nie. Solchen Perioden folgten geschichtlich erwiesen immer Zeitenwenden. Das Auf-

kommen digitalisierter Währungsalternativen privater Geld-Emittenten ist ein Vorzeichen dafür. *Karl Reichmuth, Luzern*

Himmel und Hölle

Nr. 4 – «Gott ist Liebe – und Vernunft»
Roger Köppel im Gespräch mit Kurt Kardinal Koch

Der Biss in die Frucht vom Baume der Erkenntnis schenkte dem Menschen die Fähigkeit, Gut und Böse zu unterscheiden – und damit die Möglichkeit, sich als gottestreu zu beweisen. Wir kommen also nicht als Sünder auf die Welt, sondern immer als Gotteskinder mit allen Chancen. Darin offenbart sich auch die Kernaussage von Jesus. Die Idee einer Erlösung von der Erbsünde wäre damit ad absurdum geführt. *Thomas Baumann, Kreuzlingen*

Auf die Frage nach der Bedeutung der Hölle wäre für mich eine biblische Antwort gewesen: Gott möchte alle Menschen retten, aber Gott gibt jedem Menschen die Freiheit, ihn zu akzeptieren und damit die Ewigkeit mit ihm zu verbringen. Bei Abweisung dieses herrlichen Angebotes ist die Bibel klar: Dann erwartet mich die Hölle. Diese biblische Botschaft wird heute leider vielfach nicht mehr gepredigt unter dem Motto «Wir kommen alle, alle in den Himmel». Eine gefährliche Lüge! Zu diesem Thema sollte ein Würdenträger ganz klare Wort aussprechen.

Kurt Bühlmann, Marin-Epagnier

Es gibt Tausende Menschen, die erkannt haben, dass sie unsterblich sind – unsterblich mit bedingungsloser Liebe. Der Rest der Menschheit zieht es vor, sich für etwas Besonderes, von Gott Abgetrenntes zu halten. Diese Menschen sind dem Teil des Verstandes verfallen, der die

Menschheit schon immer in Gute und Böse, in Linke und Rechte aufgespalten hat. Die gute Nachricht: Es ist nie zu spät und absolut gewiss, dass wir alle erlöst werden. Haben wir den Mut, endlich zu glauben, dass es jederzeit passieren kann. *William Möritz, Zürich*

Gott macht es sich einfach, er überlässt die Menschheit ihrem Schicksal, so, wie er seinen Sohn seinem Schicksal und Leiden überlassen hat, um uns zu erlösen. Wo ist die Erlösung? Die Menschen, die getötet werden, die Kinder, Tiere und die ganze Natur können sich nicht trösten mit einem unsichtbaren Gott. Gott, wenn er Liebe und Vernunft ist, hätte es in seiner Macht, Frieden in den Menschen und in jedes Herz zu legen, aber es herrscht Krieg. *Beatrice Landert, Zollikerberg*

Meinungsbrei

Weltwoche allgemein

Seit ihrer Gründung zehrt die *Weltwoche* vom Ruf der Schweiz als neutrales und unabhängiges Land und gewann dadurch ihr unverkennbares Profil im europäischen Blätterwald. Spätestens seit der einseitigen Parteinahme der Schweiz für die Ukraine und dem jüngsten Empfang von Selenskyj mit militärischen Ehren in Davos ist der Ruf der Schweiz allerdings endgültig ruiniert. Damit ändert sich auch dramatisch das Umfeld der *Weltwoche*, und sie riskiert, wie auch die Schweiz, nur noch als eine von vielen anderen Stimmen im allgemeinen Brei der öffentlichen Meinung in Europa wahrgenommen zu werden. Man darf gespannt sein, ob es der *Weltwoche* gelingt, sich neu zu erfinden.

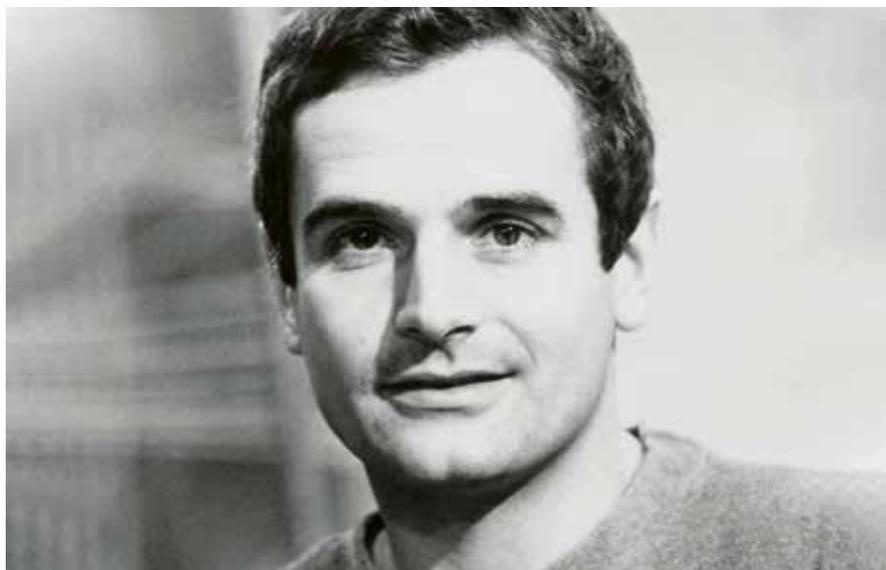
Andreas-Renatus Hartmann, Eynatten (B)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Andreas Blum (1938–2024)

Carl Weathers (1948–2023)



Puritanischer Service public: Radiodirektor Andreas Blum.

Es war Politproporz, dass Andreas Blum 1979 Radiodirektor wurde. Der bisherige Amtsinhaber, der bürgerliche Gerd H. Padel, hatte den Job Knall auf Fall verlassen und als Chefredaktor zur *Basler Zeitung* gewechselt. Als Nachfolger brauchte es einen Sozialdemokraten. Andreas Blum war dafür die perfekte Besetzung. Drei Jahre zuvor war er für die SP in den Nationalrat gewählt worden.

Für Blum war die Wahl auch eine Art Wiedereingliederung in den Arbeitsprozess. Während zehn Jahren war er zuvor einer der besten Moderatoren und Reporter des Schweizer Radios gewesen. Durch seine Wahl in den Nationalrat bekam er Mikrofonverbot. Er sass auf der Redaktion und wusste nicht mehr, wie er den Tag verbringen sollte.

Als Radiodirektor war Blum dann ein Vertreter eines sehr puritanischen Service public. Information und noch mehr Information war sein Credo, von jeder Zuckung im Bundeshaus in Bern bis hin zu den Wahlen in Obervolta.

Populäre Unterhaltung hingegen war ihm zuwider. Die wichtigste Neuerung in seinen zwanzig Jahren als Radiodirektor war der Start der dritten Sendekette. Blum achtete pedantisch darauf, dass auf dem Kanal von SRF 3 nicht zu viel schmissiger Pop von Hit-Bands wie Modern Talking und Milli Vanilli ertönte.

Blums Widerwillen gegen flotte Unterhaltung war eigentlich erstaunlich, weil er genau in diesem Genre zur prominenten Figur geworden

war. Neben dem Geschichtsstudium machte er die Schauspielschule. Sein grösster Erfolg wurde die ebenso kitschige wie erfolgreiche TV-Serie «Salto mortale», in der er den Trapez-Artisten Rudolfo spielte. Weitere Auftritte hatte er in Filmen wie «Liselotte von der Pfalz» und «Hütet eure Töchter!», die man auch nicht gerade der Hochkultur zurechnen durfte. Blum war es später peinlich, auf seine schmalzige Lebensphase angesprochen zu werden.

1999 gab er seinen Abschied beim Radio, doch Ruhe gab er nicht. Immer wieder kritisierte er nun öffentlich das Schweizer Radio und Fernsehen für dessen «hirnlose Unterhaltung», dessen «Provokation des Geistes» und dessen «Boulevardisierung». Auf den Chefetagen der SRG galt er bald einmal als Nervensäge.

Wenn man Blum etwas näher kannte, wusste man, warum er nicht schweigen konnte. Der Mann war ein Aktivismus-Besessener. Er war als Mot. Drag. Blum Mitglied der ziemlich militärischen Nationalmannschaft im modernen Fünfkampf. Er war Schauspieler, Journalist, Nationalrat. Er bewarb sich, allerdings erfolglos, als Berner Regierungsrat, als Präsident der Gewerkschaft Bau und Holz, als Leiter des Katastrophenhilfekorps, als Flüchtlingsdelegierter, als SRG-Generaldirektor. Auch mit 73 stand er noch auf der Musical-Bühne.

Bei der Sterbehilfeorganisation Exit sass er im Vorstand. Mit Exit ging er nun ab von der Bühne. Kurt Zimmermann

Er arbeitete sich – wie die meisten schwarzen Mimen Hollywoods – von der Seitenlinie ins Zentrum. Er allerdings schneller als viele andere. Schon in der ersten kleinen Rolle im Blaxploitation-Reisser «Friday Foster» (1975), immerhin neben Pam Grier, fiel der Ex-Football-Spieler auf und wurde schon ein Jahr später zu Apollo Creed in Sylvester Stallones mehrfach ausgezeichnetem Aufsteigerdrama «Rocky». Die Dramaturgie war höchst raffiniert: Zwar gewinnt Creed nach Punkten den Kampf, aber der junge Italiener «Rocky» Balboa wurde zum emotionalen Sieger: Er war kein Profi, sondern kämpfte sich an einem solchen, wie an einem Sparringspartner, nach oben, ohne dass er wie einer wirkte.

Stallone war in dieser Hinsicht ein Vorreiter, der dem Schwarzen zu stärkerer Profilierung verhalf. In «Rocky III» wurde Weathers zu Balboas Freund und Ausbilder (!). Er spielte in zahlreichen TV-Serien und Filmen, etwa in der Neuauflage des Rassismudramas «Flucht in Ketten» («The Defiant Ones», 1986). Neben Arnold Schwarzenegger war er in «Predator» (1987) ein *special agent* und Offizier; eine Rolle, die ihm immer häufiger auf den Leib geschrieben wurde.

Zuletzt spielte er Greef Karga in «The Mandalorian» aus dem «Star Wars»-Universum. Carl Weathers blieb im Action-Fach, reüssierte aber auch in Komödien. In «Happy Gilmore» (1996) lehrte er als smarterer Golfprofi Gilmore (Adam Sandler) richtiges Benehmen. Auch als Regisseur von einem halben Dutzend Serienfolgen zollte man ihm Respekt.

Weathers gehörte nicht zu den Revoluzzern, die die weisse Filmindustrie herausforderten, sondern zu jenen Schauspielern, die wussten, wie man von innen Grösse erreicht.

Wolfram Knorr



Grösse von innen: Carl Weathers.

Das Wendekind ist unter uns

Im Bevölkerungswachstum zeichnet sich bei den ganz Jungen eine Verflachung ab.



Irgendwo da draussen in der Welt lebt heute das berühmteste Kind der Erde, nur ist nicht bekannt, wer es ist und wo es ist. Es verkörpert eine grundlegende Wende. «Peak Child» lautet das Schlüsselwort. Mit diesem Begriff bezeichnete der 2017 verstorbene schwedische Arzt, Statistiker und Autor Hans Rosling jenen Zeitpunkt in der Entwicklung der Weltbevölkerung, in dem die Anzahl der Kinder unter fünf Jahren nicht mehr zunimmt.

So weit ist es nun offenbar. «Die Welt hat <Peak Child> überschritten», steht auf der Homepage von «Our World in Data», einer frei zugänglichen Datenplattform, aufgebaut von ihrem Gründer und Direktor sowie Oxford-Professor Max Roser.

Roser führt Roslings Ansätze der vielfältigen Datensammlung und Aufbereitung zu grossen Übersichten weiter – so auch die Informationen über die weltweite Bevölkerungsentwicklung. Uno-Berechnungen, so die Erläuterungen, deuteten darauf hin, dass der «Peak Child» vor einigen Jahren erreicht worden sei.

Es ist frappant: Diskussionen über die Ausbreitung der Menschheit stehen heute im Bann des stürmischen Bevölkerungswachstums, das von 2,5 Milliarden 1950 auf 8 Milliarden Personen heute führte. Man spricht von Bevölkerungsexplosion, Überbevölkerung, Konkurrenz um Raum und natürliche Grundlagen.

Aber in den Bevölkerungszahlen sind offenbar schon Richtungswechsel programmiert, die man heute noch nicht direkt sieht. Der Peak mit dem «Wendekind» ist ein Vorzeichen für das, was Fachleute bis 2100 erwarten: Abflachung und Rückgang.

Warum sind denn die Kinder bis fünf Jahre eine so wichtige Information? In weniger entwickelten Ländern sind Geburtenraten und die Sterblichkeit bis fünf besonders hoch, erst danach ist das Überleben der Jungen sicherer, und diese Überlebenden sind die Basis für die künftige Bevölkerungsentwicklung.

Wenn diese Jahrgänge also kleiner werden, verlangsamt sich in diesem Modell das gesamte Populationswachstum, es wird zeitversetzt ebenfalls den Höhepunkt erreichen und dann zu schrumpfen beginnen wie vorher die U-5.

Die Abfolge sieht also so aus, dass jetzt die unter Fünfjährigen auf ihrer Maximalpopulation sind – laut Uno-Angaben bei rund 690 Millionen Personen. Für die gesamte Weltbevölkerung dürfte das Maximum laut den Projektionen in den 2080er Jahren bei knapp 10,5 Milliarden erreicht werden.

Dass die Basis der unter Fünfjährigen schmaler wird, hängt nach verbreiteter Einschätzung mit besserer Ernährung, besseren Lebensverhältnissen, steigendem Wohlstand zusammen, mit wirtschaftlichem Erfolg. Die Eltern investieren weniger in die Anzahl als eher in die Qualität der Kinder, in deren Gesundheit und Ausbildung. Man kann sagen: Es ist die Ökonomie, die das Mass finden hilft.

Schrille Klimastatistik

Mit wuchtiger amtlicher Autorität bestätigt das Bundesamt für Statistik, wie sehr sich die Zeiten ändern: «Neun von zehn Menschen in der Schweiz nehmen Veränderungen im Klima wahr», lautet der Titel einer Mitteilung von Anfang Februar.

Das tönt fast wie ein klimawissenschaftliches Machtwort, erstens ist das Gewicht von neun Zehnteln der Einwohner gewaltig, zweitens kommt die Einschätzung von oberster offizieller Stelle. Die Formulierung des Titels erinnert zudem an das gängige Argument, wonach in den Klimawissenschaften ein 97-prozentiger Konsens herrsche, dass der Klimawandel menschengemacht sei.

Aber genauer: In den Detailausführungen schreibt das Bundesamt für Statistik, dass in der betreffenden Befragung 41 Prozent der Bevölkerung angeben, dass sie beim Klima in der Schweiz starke Veränderungen wahrnehmen, 48 Prozent nennen leichte und 11 Prozent keine Veränderungen. Frauen mehr als Männer.

Wie ist das Wort Bevölkerung zu sehen? So: Die Erhebung beruht auf einer Online- und Telefonbefragung von 3028 Personen, die durch geschichtete Zufallsstichprobe ausgewählt wurden.

Fragen stellen sich auch mit Blick auf den Begriff Klima. Wissenschaftler betonen ja immer wieder, dass man Wetter und Klima auseinanderhalten müsse. Mit Klima seien in der Regel Durchschnitte von dreissig Jahren, jedenfalls langfristige Erscheinungen gemeint. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass die hier von den Statistikern beim Zufallspublikum erhobenen Einschätzungen zum Klima mit Wettermeinungen vermischt sind.

Das wäre alles nicht so gravierend, wäre der Titel der Bundesmitteilung nicht derart schrill und propagandamässig formuliert, dass er bei Bedarf ideal als Argument pro «Energiewende» und Klimaaktivismus dienen kann.

SCHWEIZ

Gonzague de Reynold



Provokateur gegen den liberalen Bundesstaat und die Neutralität: Gonzague de Reynold, 1955.

Seine Familie war in Versailles so heimisch wie am heimatlichen Saane-Ufer.

Seite 54

In seinen Augen war die Schweiz eine grosse europäische Nation.

Seite 55

In den vergangenen Jahren erwachte das Interesse an Reynold als politischem Denker.

Seite 57

Er wollte Landammann der Schweiz werden

Der Freiburger Gonzague de Reynold war ein bedeutender politischer Schriftsteller. Lange galt er als Kandidat für den Literatur-Nobelpreis. Heute ist er weitgehend vergessen. Eigentlich schade. Es lohnt sich, seine Bücher aus den Antiquariaten zu holen.

Christophe Büchi

Das Problem mit Gonzague de Reynold (1880–1970) beginnt bereits bei der Frage, wie man ihn bezeichnen sollte. War er Historiker, Literaturwissenschaftler, Schriftsteller, Dichter, politischer Essayist, Politiker? Er war all dies in einem. Denn er war eben auch ein intellektueller Zauberer sowie Verwandlungskünstler: Einmal inszenierte er sich als objektiv argumentierender Wissenschaftler und staatstragender Denker, ein andermal gefiel er sich als Provokateur, der gegen die moderne Demokratie, den liberalen Bundesstaat und die Neutralität stichelte und stachelte. Immer wieder erwischte er sein Publikum *à contre-pied* und sorgte für Verwirrung und Ärger.

Dennoch, oder gerade deshalb, war Gonzague de Reynold sein langes Leben lang für politikinteressierte Schweizer ein Begriff, positiv oder negativ. Die einen hielten ihn für einen der grössten Schriftsteller Europas, andere für einen geltungssüchtigen Landadligen, der in den Kategorien des Ancien Régime dachte und sich, einem tintenkleckenden Don Quichotte gleich, ins 20. Jahrhundert verirrt hatte. Wer hatte recht? Beide Seiten wohl ein Stück weit. Sicher ist aber dies: Gonzague war einer der verstörendsten, schillerndsten, widersprüchlichsten, irritierends-

ten Publizisten, die die Westschweiz im 20. Jahrhundert hervorgebracht hat – das heisst aber auch: einer der interessantesten.

Grande Société

Dass Reynold nicht für ein gewöhnliches 08/15-Leben gemacht war, liess sich eigentlich schon am Anfang seines Lebens absehen. Er wurde am 15. Juli 1880 in Freiburg in eine der angesehensten Freiburger Patrizierfamilien hineingeboren, auch wenn sie nicht zu den wohlhabendsten gehörte. Sein Vorfahre Franz/François (1642–1722), Generalleutnant und zeitweise gar Kommandant des Garderegiments des französischen Königs, war vom Sonnenkönig Louis XIV in den Adelsstand erhoben worden und durfte sich fortan Comte (Graf) nennen. Die de Reynold waren seither in Versailles so heimisch wie am heimatlichen Saane-Ufer.

In der Familie de Reynold lebte man noch bis weit ins 19. Jahrhundert nach dem Vorbild des französischen Landadels. Gonzagues Vater Alphonse-Marie, Dragonerhauptmann, ging keinem bezahlten Beruf nach und verwaltete seine Güter («Il vivait de ses terres», hiess es). Die schöne Jahreszeit verbrachte die Familie im Schlösschen Cressier bei Murten, zu dem eine Kapelle für die spirituelle Nahrung und ein Bauerngut für das materielle Wohlergehen gehörten; im Winter blieb sie in der Stadt Freiburg, wo an der Rue de Romont ein repräsentatives Stadthaus zur Verfügung stand.

Man verkehrte vor allem mit seinesgleichen, das heisst mit anderen Freiburger Familien, die ebenfalls ein Schlösschen, ein Adelsprädikat und einen ruhmreichen Stammbaum mit zahlreichen Offizieren im französischen Soldatendienst besaßen. Die Männer trafen sich in der Grande Sociéte,

die Damen trafen sich beim Tee zu Hause und die Jungen trafen sich in speziellen Soirées, bei denen sie sich näherkommen durften, womit Mesallianzen vorgebeugt wurde: «soziale Reproduktion» in Reinnatur. Man trauerte der alten Eidgenossenschaft nach – und der fran-

Man trauerte der alten Eidgenossenschaft nach – und der französischen Monarchie.

zösischen Monarchie. Und alle Jahre am 10. August traf man sich zu einer Gedenkmesse für die Schweizer Söldner, die beim Sturm auf den Tuilerien-Palast 1792 ihr Leben für den französischen König hingegeben hatten.

Katholische Hochburg

Die «Berühmte Katholische Stadt Fryburg im Üchtland», wie es auf einem berühmten Stich aus der Barockzeit hiess, war an der Jahrhundertwende noch ein konservatives Bollwerk, das weitgehend in den spätmittelalterlichen Stadtmauern Platz fand. Der örtliche Bischof und der katholisch-konservative Staatsrat Georges Python waren die ungekrönten Doppelmonarchen. Die Katholisch-Konservativen (KK) hielten den Kanton fest in ihrer Hand: Freiburg als kleines Kantonien.

Dies bedeutete aber nicht, dass die Uhren stillstanden. Der visionäre Python, besorgt über die Rückständigkeit seiner Heimat, war gerade daran, den Kanton Freiburg mit einer staatlich gesteuerten Investitionspolitik wirtschaftlich auf Vordermann zu bringen, worauf die Kantonbank, die Freiburger Elektrizitätswerke, die Eisenbahngesellschaft sowie Unternehmen der Nahrungsmittelindustrie aus dem Boden schossen. Zudem hatte der fast diktatorisch amtierende Python 1889 zusammen mit dem Bündner KK-Nationalrat Caspar Decurtins die Universität Freiburg gegründet, um den Schweizer Katholizismus intellektuell aufzurüsten. Eine wirtschaftlich fortgeschrittene «christ-



Adelsprädikat und Stammbaum: Schlösschen Cressier bei Murten.

liche» (und das hiess: katholische) Republik wollte Python aus seinem Kanton machen.

Weisse Handschuhe

In diesem Umfeld wuchs also Gonzague auf, mit Vater, Mutter und Bediensteten, zu denen auch ein Hauslehrer gehörte, natürlich ein Priester. Bis zum Gymnasium bekam er Privatunterricht. Seine Mutter Nathalie-Victorine, eine geborene de Techtermann, stand in Sachen Standesbewusstsein dem Rest der Familie in nichts nach. Kontakte mit Bauernsöhnen waren geduldet, Umgang mit Bürgersöhnen und mit Söhnen von Neureichen dagegen untersagt. «Lieber ein toter Adler als ein lebendiger Esel», war die mütterliche Devise. (Wir folgen hier der einschlägigen Gonzague-Biografie von Aram Mattioli.)

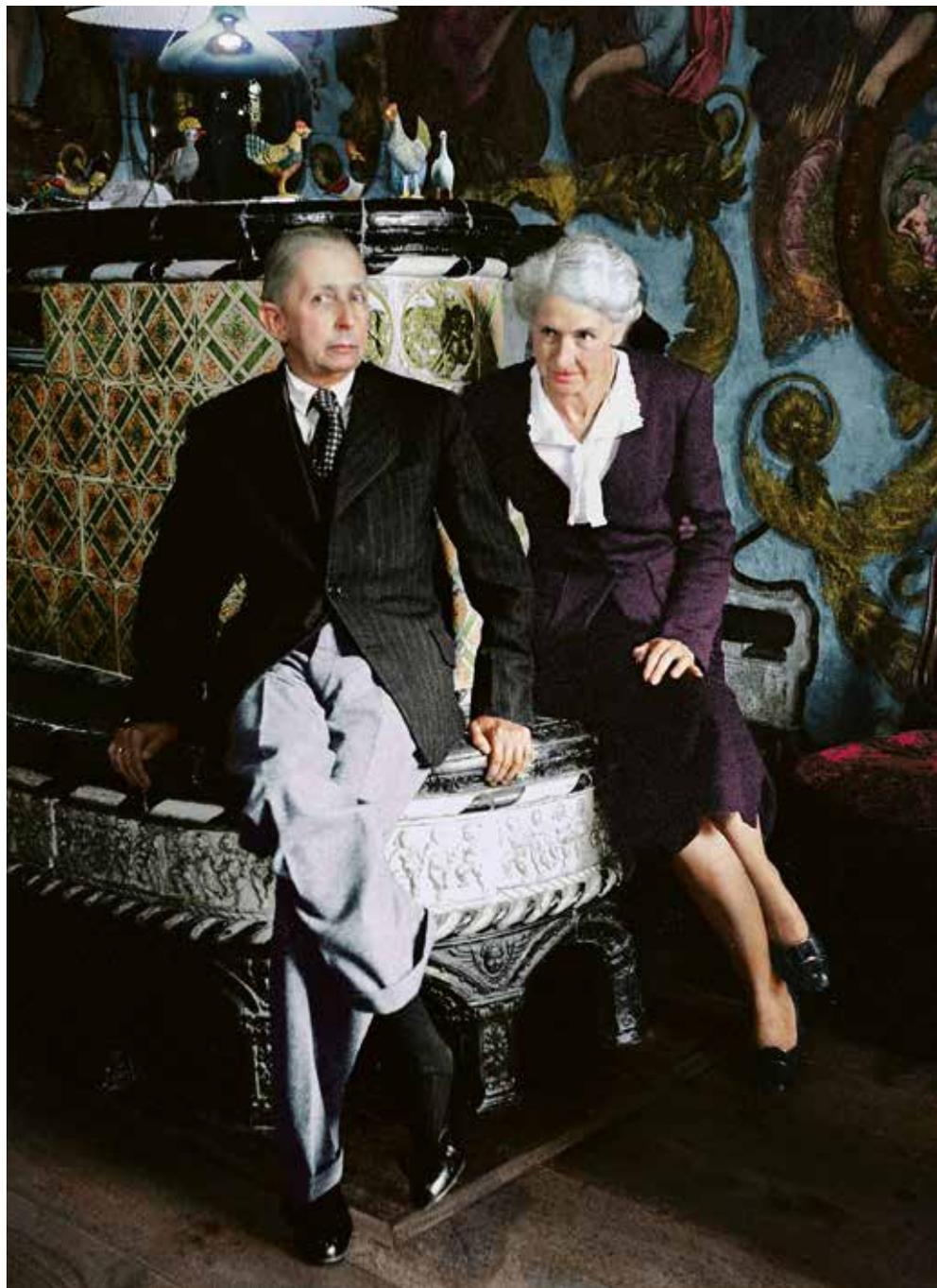
Besonderen Einfluss auf den begabten jungen Grafen übte sein Onkel Arthur de Techtermann aus, ein Korpskommandant, der ihn zu Besichtigungen der Schlachtfelder von Laupen und Murten mitnahm und für die grossen Taten der alten Eidgenossen begeisterte. Erst mit Eintritt ins Gymnasium kam Gonzague in Kontakt mit der plebejischen Aussenwelt. Er wurde ins Kollegium St. Michael geschickt, das frühere Jesuitenkolleg, das 1857 vom Kanton endgültig übernommen worden war. Dort musste der kleingewachsene Landadlige, der bisweilen keck mit «Graf von Cressier» signierte (ein Adelstitel, den es gar nie gegeben hatte), von seiner Umwelt einiges an Hänseleien einstecken. Als er an einem kalten Wintertag mit Handschuhen verspätet zur Messe erschien, wies ihn der Lehrer zurecht: «Reynold, ziehen Sie die Handschuhe aus, wir sind in einer Demokratie!»

Nach Paris

Kurz vor der Matura 1899 wurde der junge Gonzague gar um ein Haar von der Schule gejagt, weil er ein Lied des Minnesängers Walther von der Vogelweide auf Französisch übersetzt und publiziert hatte. Weil auf der Vogelweide mehr als nur geflirtet wurde, befand das Rektorat das Lied für sittenwidrig. Gonzagues Onkel musste bei der Schulleitung intervenieren, um der Familie Schimpf und Schande zu ersparen.

Nach der Matura ging der junge Graf nach Paris, wo er am Institut catholique und an der Sorbonne französische Literatur studierte. Hier stürzte sich der unerhört fleissige und produktive Freiburger in eine monumentale Dissertation über die Schweizer Literatur des 18. Jahrhunderts. Auch trat er in Kontakt mit jungen Intellektuellen, die unter dem Einfluss der antiliberalen Publizisten Charles Maurras und Maurice Barrès standen und gegen die moderne Demokratie und für eine Rückkehr Frankreichs zur Monarchie eintraten.

Sein Studium beschloss er an der Universität Freiburg im Breisgau. 1905 heiratete



«Lieber ein toter Adler als ein lebendiger Esel»: Gonzague de Reynold mit Gattin Marie-Louise, 1955.

er die Schwyzer Patriziertochter und Künstlerin Marie-Louise von Reding von Biberegg; drei Kinder entsprossen der Ehe. Schlimm für ihn war, dass sein Vater 1907 das repräsentative

Seine Zeitschrift setzte sich eine Emanzipation der welschen Literatur vom übermächtigen Paris zum Ziel.

Stadthaus in Freiburg an einen Warenhausbesitzer verkaufen musste. Allerdings hatte Gonzague bereits zuvor beschlossen, als Schriftsteller zu arbeiten und, weil es sein musste, auch Geld zu verdienen. 1909 übernahm der erzkatholische Freiburger eine

Privatprofessur an der Universität im erzkatholischen Genf.

Zusammen mit Gesinnungsfreunden gründete er die Zeitschrift *La Voile latine*, die sich eine Emanzipation der welschen Literatur vom übermächtigen Paris zum Ziel setzte. In den Augen Reynolds war die Schweiz eine grosse europäische Nation, wobei aber diese Nation nicht auf einer ethnischen oder sprachlichen Einheit, sondern auf der Verbindung zwischen romanischen und germanischen Elementen ruhte. Dieser «Helvetismus» war ein starkes Statement wider den französischen und den deutschen Kulturchauvinismus, der in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg die Köpfe vernebelte. >>>

1913 gehörte der an der deutsch-französischen Sprachgrenze heimische Freiburger zu den Gründungsmitgliedern der Neuen Helvetischen Gesellschaft (NHG), die sich die Verständigung zwischen den Schweizer Sprachregionen auf die Fahne schrieb. Als zu Beginn des Ersten Weltkriegs ein deutsch-welscher

Mit Hoffnungen erfüllte ihn Ende 1922 die Machtübernahme Mussolinis.

Graben aufbrach, versuchte er, vermittelnd zu wirken – ähnlich wie Carl Spitteler, der im Dezember 1914 in einem aufsehenerregenden Vortrag («Unser Schweizer Standpunkt») vor der NHG-Sektion in Zürich zum guten Einvernehmen zwischen Deutschschweizern und Romands aufrief.

Gegen den Sprachgraben

Der Erste Weltkrieg brachte für Reynold einen Karrieresprung: General Ulrich Wille, wohl froh, einen welschen Intellektuellen zur Verfügung zu haben, der nicht virulent anti-deutsch eingestellt war, beauftragte ihn mit der Leitung des Vortragsdienstes der Schweizer Armee. Und Reynold wurde gleich in den Majorsrang erhoben – Balsam für sein Herz. Zu seinem Leidwesen war nämlich der feingliedrige Aristokrat bei der Aushebung als dienstuntauglich erklärt worden: für den Abkömmling einer Soldatendynastie ein harter Schlag. Nun aber konnte er seinem Vaterland in Uniform dienen. Er tat dies mit ausserordentlichem Einsatz, wobei er sehr innovativ war. So wurden neben Vorträgen auch Diapositive und Filme für die Stärkung der Kampfmoral eingesetzt. Auch mit der akademischen Lauf-

bahn ging's jetzt voran: 1915 wurde de Reynold zum Professor der französischen Literatur an die Universität Bern berufen.

Vorarlberg im Visier

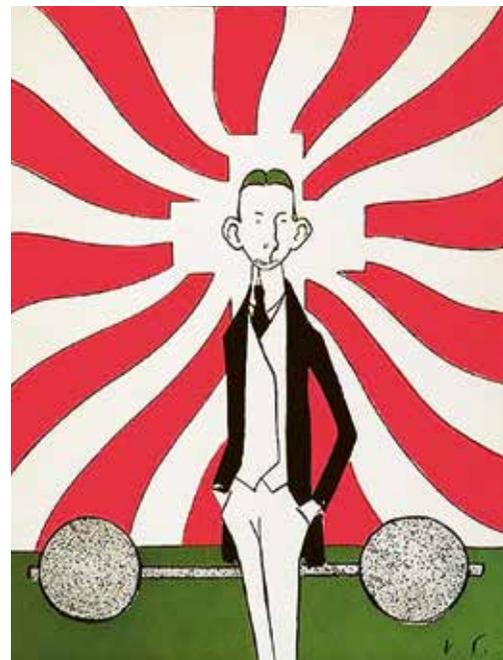
Nach Ende des Kriegs und den revolutionären Wirren von 1918/19 wandte sich Reynold immer mehr einem autoritären und katholisch geprägten Autoritarismus zu. Er wurde zum Vordenker eines «christlichen Europa», das einen Schutzwall gegen das kommunistische Sowjetreich bilden sollte. Auch mischte sich der junge Professor gern in die Schweizer Politik ein.

Nach der Auflösung der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie am Ende des Weltkriegs gehörte er zu den Gründungsmitgliedern eines Komitees, das sich für den Anschluss des österreichischen Landes Vorarlberg an die Schweiz einsetzte. Als die alliierten Siegermächte klargemacht hatten, dass sie eine Änderung der Grenze der neugeschaffenen Republik Österreich nicht akzeptierten, war der Vorarlberger Traum allerdings rasch ausgeträumt. Danach setzte sich Gonzague de Reynold für einen Beitritt der Schweiz zum Völkerbund ein, was im Mai 1920 in einer Volksabstimmung angenommen wurde.

Mit Hoffnungen erfüllte ihn Ende 1922 die Machtübernahme des italienischen Duce Benito Mussolini. Mit der neuen faschistischen Führung in Italien unterhielt er lange Zeit enge und gute Beziehungen. Sechs Mal wurde er vom Duce in Privataudienz empfangen.

Aus Bern vertrieben

Neben seiner Lehrtätigkeit und seinem politischen Engagement entwickelte Reynold auch eine grosse publizistische Aktivität. Er verfasste Festspiele, schrieb Bücher in grosser Zahl. So veröffentlichte er 1929 ein Buch



Für liberale Kreise war jetzt der Zapfen ab: zeitgenössische Karikatur, Buchcover (r.).

über die Schweizer Demokratie, in dem er einmal mehr eine Breitseite gegen den freisinnig und protestantisch dominierten Bundesstaat abfeuerte. Für liberale Kreise war aber jetzt der Zapfen ab. Vor allem aus Berner Lehrerkreisen und Studentenverbindungen wurde der Freiburger Aristokrat unter Beschuss genommen. In der Presse, aber auch im Berner Kantonsparlament hiess es, Reynold sei nicht mehr zumutbar. Schliesslich reichte der Angefeindete seinen Rücktritt ein. Zuvor hatte aber die Universität Freiburg einen auf ihn zugeschnittenen Lehrstuhl geschaffen, so dass Reynold prompt auf den Füßen landete.

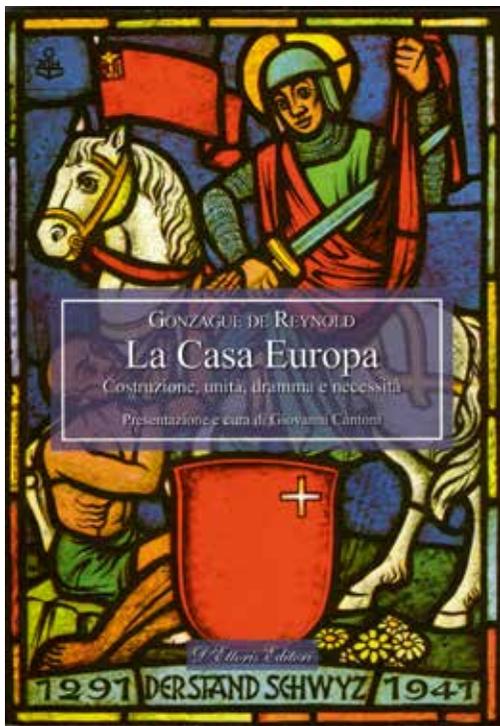
Etters Souffleur?

In den 1930er Jahren wurde der umtriebige Netzwerker zu einem europaweit gefeierten Wortführer eines christlichen Ständestaats. Er suchte eine Alternative sowohl zum Liberalismus als auch zum Sozialismus, gleichsam einen dritten Weg, der einen Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit möglich machte. Als Vertreter dieses katholischen Korporatismus ging er aber, nach einer Phase der Annäherung, zum atheistischen und staatsgläubigen Faschismus eines Mussolini auf Distanz. Mit dem portugiesischen Diktator António de Oliveira Salazar dagegen stand er in engem und freundschaftlichem Kontakt.

Auch zu Bundesrat Philipp Etter, der ab 1934 das eidgenössische Innendepartement leitete, unterhielt Reynold enge Beziehungen. Etter machte aus seiner Bewunderung für den Freiburger Denker kein Hehl. Man sagt, dass die im Dezember 1938 von Etter veröffentlichte Bundesratsbotschaft («Kulturbotschaft»), die als Gründungsurkunde der «Geistigen Landes-



Helvetismus als starkes Statement: Reynold (l.) während des Ersten Weltkriegs.



verteidigung» gilt, weitgehend von Reynold inspiriert war. Dies ist allerdings fraglich. Wie der Historiker Thomas Zaugg in seiner monumentalen Etter-Biografie nachgewiesen hat, unterschied sich Eters Konzeption, in

Die Hauptgefahr für Europa sah er nach wie vor im sowjetischen Kommunismus.

der die Demokratie der Urschweizer Kantone zum Kern des Schweizer Staatsverständnisses gemacht wurde, fundamental von der reynoldschen Denkweise: Hier wird diese Rolle vor allem den städtischen Orten der alten Eidgenossenschaft zugesprochen. Der Freiburger



Professor war von der «Kulturbotschaft» offenbar alles andere als begeistert.

Das Fanal von 1940

Reynold sah sich jetzt immer mehr in einer historischen Rolle. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs forderte er eine autoritäre Erneuerung der Schweiz unter der Führung eines eidgenössischen Landammanns, wobei er dieses Amt Bundesrat Etter oder auch sich selbst zusprechen wollte. Im Sommer 1940, nach der Okkupation Frankreichs durch Hitlers Wehrmacht, erklärte er, die Schweiz müsse sich an das neue, von Nazideutschland dominierte Europa anpassen. Für den antichristlichen Nationalsozialismus hatte er keine Sympathie, aber er sah die Hauptgefahr für Europa nach wie vor im sowjetischen Kommunismus. In einigen Stellungnahmen ging er so weit, Hitler eine positive Rolle in der Abwehr des Kommunismus zuzuschreiben. Später hat er dies als «imprudences» (Unvorsichtigkeiten) bezeichnet. Ab 1941 äusserte er sich nicht mehr zum politischen Geschehen. Auch in der Schweizer Kulturpolitik und der Stiftung Pro Helvetia spielte er kaum mehr eine Rolle.

Nobelpreis?

Nach dem Zweiten Weltkrieg war seine Aktivzeit ohnehin abgelaufen. 1951 liess er sich an der Universität Freiburg pensionieren. Er mischte sich nur noch gelegentlich ins öffentliche Geschehen ein. So unterstützte er die Vereinigung Pro Freiburg, die gegen die Verschandelung seiner Heimatstadt auf die Barrikaden ging, und zeigte Sympathie für die beginnende Umweltbewegung. Auch die jurassische Unabhängigkeitsbewegung fand bei ihm Verständnis. Zudem beteiligte er sich an der Gründung eines Institut fribourgeois, das mit einer Sprachencharta versuchte, die Spannungen zwischen der welschen Mehrheit im Kanton Freiburg und den Deutschfreiburgern abzubauen.

Reynolds Prestige blieb gross. 1955 bekam er den Grossen Preis der Schillerstiftung. Mehrere Male schlug ein Komitee den Freiburger Publizisten gar für den Nobelpreis für Literatur vor, ein letztes Mal im Jahr 1957; der Preis ging aber an den Franzosen Albert Camus. In den sechziger Jahren, nach Einberufung des Zweiten Vatikanischen Konzils, machte Reynold ein letztes Mal von sich reden, und zwar als Westschweizer Wortführer der Bewegung «Una Voce», die sich weltweit für die Beibehaltung der lateinischen Messe starkmachte. Der Deutschschweizer Repräsentant der Bewegung war übrigens ein gewisser James Schwarzenbach, der zum Katholizismus konvertierte Abkömmling einer renommierten Zürcher Familie. Schwarzenbach sollte kurz darauf als Vater der ersten «Überfremdungs-

initiative» schweizweit bekannt werden. Doch dies erlebte Reynold nicht mehr. Er verstarb im April 1970 in seiner Heimatstadt Freiburg.

Nachleben

Was ist von Reynold geblieben? In seinen letzten Lebensjahren und in den ersten Jahren nach seinem Tod wurde er von den 1968ern als «unheimlicher Patriot» und Vertreter einer «reaktionären Avantgarde» angesehen, wobei die Klügeren ihm immerhin zugutehielten, dass er nicht ins faschistische Fahrwasser ge-

Reynolds Prestige blieb gross. 1955 bekam er den Grossen Preis der Schillerstiftung.

raten war. Eine kritische, aber differenzierte Dissertation des Luzerner Geschichtswissenschaftlers Aram Mattioli machte diese Sicht einem breiteren Publikum bekannt.

Seither meldeten sich aber auch Autoren zu Wort, die Reynold vor allem positiv sehen. Zu Beginn der 2000er Jahre würdigte der in Murten lebende Historiker Paul König seinen Lehrer Reynold als einen bedeutenden Theoretiker der europäischen Idee. Und in den letzten Jahren erwachte vor allem in der Westschweizer Neuen Rechten das Interesse an Reynold als politischem Denker.

Bedauerlicherweise aber hat der «politische» Reynold den Blick auf den Schriftsteller und den Literaturwissenschaftler weitgehend verstellt. Man sollte den Mann deswegen nicht bemitleiden, denn sein politischer Ehrgeiz und seine Freude an der Provokation sind dafür mitverantwortlich. Aber es wäre zu wünschen, dass sein dichterisches Werk und vor allem seine anregenden und elegant formulierten Bücher zur eidgenössischen Geschichte, die einst in vielen bürgerlichen Schweizer Stuben zu finden waren, wieder aus den Buchantiquariaten geholt werden.

Weiterführende Lektüre:

Als Einstieg ins Reynold-Werk bietet sich an: Freiburger Bilder, eine Auswahl aus seinen Werken, Deutschfreiburgische Arbeitsgemeinschaft 1966

Eine Kurzdarstellung seines Lebens findet man unter dem Eintrag «Gonzague de Reynold» im HLS (Historischen Lexikon der Schweiz)

Pflichtlektüre ist nach wie die kritische Gonzague-Darstellung des Luzerner Geschichtswissenschaftlers Mattioli (Aram), Demokratie und totalitäre Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz, Zürich 1994

Lesenswert ist nach wie vor auch die erste Gonzague-Biografie des Walliser Schriftstellers Maurice Zermatten, Gonzague de Reynold, Genf 1980

Ein positives Reynold-Bild in: König (Paul), Der europäische Gedanke, 2006

Zum Verhältnis zwischen Reynold und Bundesrat Etter lese man: Zaugg (Thomas), Bundesrat Philipp Etter (1891-1977), Eine politische Biografie, 2020



fotolia.com © Carsten Krüger



Pixabay © Albrecht Fietz



fotolia.com © EcoView

VIP-Spezialreise «Zauber Südafrikas» Auf den Spuren der «Big Five»

Südafrika bezaubert mit seiner vielfältigen Landschaft, von Wüsten bis zu Regenwäldern, von Bergen bis zu Traumstränden, sowie einer bis heute unbezwungenen Tierwelt. Unsere 15-tägige Exkursion führt uns von der lebendigen Metropole Kapstadt mit dem majestätischen Tafelberg zu atemberaubenden Naturschönheiten und unvergesslichen Begegnungen mit den «Big Five».

Nach unserem Nachtflug lernen wir als Erstes Kapstadt kennen. Am folgenden Tag schweben wir mit der Seilbahn auf den 1087 Meter hohen Tafelberg, das ikonische Wahrzeichen dieser faszinierenden Stadt. Für Interessierte bietet sich ein Besuch der berühmten Insel Robben Island an, wo einst Nelson Mandela inhaftiert war. Ebenfalls buchbar ist ein Ausflug zum Kap der Guten Hoffnung mit Fahrt auf dem spektakulären Chapman's Peak Drive und Besuch der Brillenpinguine am Boulders Beach.

Unsere nächste Destination ist Stellenbosch, bekannt für seine historischen Gebäude im kapholländischen Stil. Hier können wir auf einem Weingut die erlesenen Weine der Region verkosten, bevor unsere Reise zur Lodge in Montagu weitergeht. Die Straussenfarm in Oudtshoorn und die beeindruckenden Tropfsteinhöhlen der Cango Caves in den Swartbergen sind weitere Höhepunkte unserer Reise. Entlang der Garden Route erreichen wir schliesslich unsere Lodge in Knysna.

Weiter geht es nach Gqeberha, früher bekannt als Port Elizabeth. Ein Inlandsflug bringt uns bequem nach Durban, von wo aus wir mit dem Bus nach St. Lucia weiterreisen. Hier erleben wir auf einer Bootsfahrt in der Mündung spannende Begegnungen mit Flusspferden und Nilkrokodilen.

Im Hluhluwe-Imfolozi-Park begeben wir uns auf die Suche nach den berühmten «Big Five» – ein unvergessliches Erlebnis. Im kleinen Königreich Eswatini erhalten wir von den Swazi einen Einblick in das traditionelle Leben im südlichen Afrika, gefolgt von einer ganztägigen Safari im weltberühmten Kruger-Nationalpark. Der fakultative Ausflug bietet uns die Gelegenheit, die Panorama Route mit ihren atemberaubenden Ausblicken und dem spektakulären Blyde River Canyon zu erkunden. Auf der Fahrt zum Flughafen Johannesburg besuchen wir Pretoria, wo die Union Buildings und das Voortrekkerdenkmal auf uns warten.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Zauber Südafrikas»

Reisetermin:

11. bis 25. November 2024

Leistungen:

- Flug mit SWISS/Lufthansa Zürich-Kapstadt und Johannesburg-Zürich
- Inlandsflug Gqeberha-Durban
- 12 Übernachtungen mit Halbpension in 3- bis 4-Sterne-Hotels und Lodges
- Rundreise/Ausflüge lt. Programm (Kapstadt, Tafelberg, ganztägige Safari im Kruger-Nationalpark und vieles mehr)
- Qual. deutschsprachige Reiseleitung

Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 3950.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 4250.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 400.–

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Robben Island»	Fr. 55.–
Ausflug «Kap der Guten Hoffnung»	Fr. 95.–
Ausflug «Panorama Route»	Fr. 65.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

LITERATUR UND KUNST

Der Kaffeesiederball
in der Wiener Hofburg
ist ein Highlight
der Ball-Saison.
*Manuel Brug,
Seite 66*

Herausgegeben von Daniel Weber

Henri Rousseau, Carnival Evening, 1886 – Einst vor ein paar hundert Jahren, im Mittelalter, waren die Menschen dazu angehalten, durch Enthaltbarkeit sich zu besinnen, Busse zu tun und die Nähe zu Gott zu suchen – sie mussten fasten. Zuvor aber, so ist der Mensch auch glücklicherweise, durfte er nochmals und von Gottes Gnaden sozusagen, nochmals richtig auf die Pauke hauen und auch Mensch sein: Fasnacht.

Das ist alles lange her und da und dort schon vergessen. Fasten heisst heute Diät, Busse wird im Gym abgelegt, und Gott verschwindet immer mehr im Irgendwo. Geblieben ist die Fasnacht, dieses Spektakel des Verkleidens, des Musizierens, des Trinkens, des Spottens, diese Absenz des Alltags, dieser Ausnahmezustand des Seins, dieses Schweben auf den Schwingen einer mehr oder weniger kontrollierten Anarchie.

Wenn Menschen hinter Larven verschwinden und unter Kostümen, wenn das Ich in der Clique zum Wir wird, dann sind die Tage der Narrenfreiheit, in denen die Zeit, stillsteht nicht, aber den Rhythmus der Märsche und den Sound der Guggenmusiken aufnimmt und einen, wenn man dafür bereit ist, we trägt wie in ein anderes Leben in einem anderen Land.

Nach ein paar Tagen dann ist alles vorbei und wieder wie vorher. Wir laufen nach Hause, verkleidet noch, unter einem Himmel, der ein paar Tage lang grau sein wird, auch wenn er blau ist. Wir streifen wieder unsere Alltagskleider über, und unser Land ist wie über Nacht kein buntes, lebenshungriges und ausgelassenes mehr. Das Land, so hat man den Eindruck gelegentlich, fastet, fast ein ganzes Jahr lang.

Es ist nicht bekannt, ob Henri Rousseau (1844–1910), der Zöllner war, bevor er Maler wurde, den französischen Carneval mit seinem «fetten Dienstag», dem Mardi Gras, mochte. Oder ob er zu jenen zählte, die, aus welchen Gründen auch immer und doch unverständlicherweise auch, ihm entflohen in Sphären, die in den Händen der Normalität bleiben. *Michael Bahnerth*



Gott verschwindet immer mehr im Irgendwo.

Sehnsucht nach den Sirenen

Max Horkheimer und Theodor W. Adorno ergründeten die Tragik des modernen Menschen: Er glaubt, den Mythos überwunden zu haben. Und schafft sich zugleich einen neuen.

Sylvie-Sophie Schindler

Max Horkheimer und Theodor W. Adorno:
Dialektik der Aufklärung. S. Fischer.
320 S., Fr. 39.90

Mehr Waffen»-Appelle sind gross in Mode. Unter anderem die deutsche «Tagesschau» macht engagiert Werbung für den rund fünf Meter langen und um die 1400 Kilogramm schweren Marschflugkörper vom Typ Taurus KEPD-350. Durch zig mediale Berichte wird vor allem Druck gemacht auf den zögernden Bundeskanzler Olaf Scholz und seine SPD. Deutschland solle endlich liefern, denn für die Ukraine sei dieses Waffensystem im Krieg gegen Russland «besonders wertvoll». Neben seiner Reichweite von bis zu 500 Kilometern könne es Bunker sowie Munitionsdepots zerstören. Dass es auch tötet, muss nicht mehr extra gesagt werden.

Man tötet eben. So, als wäre nichts dabei. Zugleich gibt sich der Mensch so, als wäre er anbetungswürdig fortschrittlich. Doch worin bitte liegt der Fortschritt, solange noch Kriege geführt werden? Ob man mit Säbeln aufeinander losgeht oder mit hochtechnisierten Killermaschinen, ist kein Unterschied im Hinblick auf das Endergebnis. Beziehungsweise es gibt dann eben noch mehr Tote. Soll man dem Homo sapiens dazu gratulieren? Also jener Spezies, die glaubt, sie wäre spätestens seit der aufklärerischen Hinwendung zur Vernunft ganz gross herausgekommen.

Max Horkheimer und Theodor W. Adorno sahen keinen Anlass, in Bezug auf die menschliche Brutalität zum Applaus anzusetzen. Ihnen, Jahrgang 1895 und 1903, steckten noch die Gräueltaten des Zweiten Weltkriegs in den Knochen, als sie begannen, eingehender über die Ursachen des nationalsozialistischen Faschismus nachzudenken, über die «rätselhafte Bereitschaft der technologisch erzogenen Massen», ihm und seiner totalitären Ideologie zu folgen. Die beiden Philosophen jüdischer Herkunft, die aus dem Dritten Reich in die USA emigriert waren, trafen sich regelmässig im kalifornischen Santa Monica, um darüber zu de-

battieren. Ausgehend von der Frage, «warum die Menschlichkeit, anstatt in einen wahrhaft menschlichen Zustand einzutreten, in eine neue Art von Barbarei versinkt», entstanden mehrere Essays, die unter dem Titel «Dialektik der Aufklärung» erschienen. Erstmals im Jahr 1944 veröffentlicht, zählt das Werk mittlerweile zu den grundlegenden und meistrezipierten der Kritischen Theorie, die auch unter dem Begriff «Frankfurter Schule» bekannt ist.

Nicht Herr im eigenen Haus

Horkheimer und Adorno überraschten mit einem Fazit, das einer Erschütterung gleichkam: Ausgerechnet die Aufklärung hatte Entwicklungen begünstigt, die ihren eigentlichen Zielen entgegenstanden. Die Betonung der Vernunft sei ausschlaggebend gewesen nicht für das Voranschreiten der bürgerlichen Zivilisation, sondern für deren Zusammenbruch. Wer vom Siegeszug der Aufklärung spricht, geht also fehl. Deren «rückläufiges Moment» dürfe, wie die beiden Denker mahnten, nicht unterschlagen werden. Bereits Jahrzehnte vorher hatte Friedrich Nietzsche gewarnt, man dürfe der Vernunft keinesfalls so viel Gewicht geben, um jedwedes Menschliche darauf zu konstruieren. Niemand werde ausschliesslich von seiner Ratio gelenkt, sondern auch von seinen Emotionen, Trieben und Impulsen.

Damit legte Nietzsche die Spur zum einige Jahrzehnte später auftretenden Sigmund Freud, der davon überzeugt war, dass der Mensch von unbewussten Vorgängen gesteuert werde. Also

Wenn einer recht hat, dann wohl nur man selbst. Im Nu sind damit alle anderen die Quasi-Untertanen.

ist er mitnichten Herr im eigenen Haus, auch wenn er gerne die Illusion hat, er wäre es. Er kann nicht davon lassen, dem Verstand wie einem Gott zu huldigen – neben ihm lässt er, wenn er sich für fortschrittlich halten will, keine anderen Götter gelten. Die Vernunft erfährt dadurch eine Gleichsetzung mit einer höheren



Archaische Übermacht:

Macht. Aber was genau will sie eigentlich? Als Mephistopheles sich bei Faust vorstellt, nennt er sich eine Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Ist die Ratio, wenn sie als gottgleich gelten will, also dessen Umkehrung?

Dass sie immerzu das Böse schaffen würde, liesse sich freilich nicht sagen. Ohnehin ist dem Verstand, wie ihn die Aufklärung kennt, nicht mit moralischen Parametern beizukommen. Ihm zugeordnet sind auch keine inhaltlichen Ziele. Er ist rein formal gesetzt, kann also von jedem angewandt werden: vom Verbrecher wie vom Professor, vom Autokraten wie vom Philanthropen. Das Ziel ist der, wie es in der «Dialektik der Aufklärung» heisst, «spezifisch abendländische, auf Selbsterhaltung und Herrschaft abzielende Rationalitätstypus». Der Weg in eine Machtposition ist geebnet.

Die Aufklärung legt das auch nahe, indem sie postuliert, man brauche keinerlei Anleitungen von aussen, um den Verstand bedienen zu können. Man ist auf sich alleine gestellt, keiner darf und soll reinreden. Das macht auch verführbar



Odysseus lässt sich fesseln, um über dem Sirenen gesang nicht den Verstand zu verlieren.

für intellektuelle Hybris: Wenn einer recht hat, dann wohl nur man selbst. Im Nu sind damit alle anderen die Quasi-Untertanen, die sich folgsam anschließen müssen. Die Krux ist freilich, dass die anderen wiederum sich selbst als oberste Instanz setzen, sofern sie dem aufklärerischen Ideal folgen.

Eigentlich sollte es ja um eine Befreiung gehen, vor allem aus der geistig-seelischen Vereinnahmung durch kirchliche Dogmen, als Immanuel Kant das lateinische Sprichwort «Sapere aude» 1784 zum Leitspruch der Aufklärung machte. Dass das Machtansprüche generierte und Unterdrückungsmechanismen in Gang setzte, war vielleicht nicht vorgesehen, aber nicht aufzuhalten. Horkheimer und Adorno stellten in ihren dialogischen Untersuchungen fest, dass die Aufklärung ein Klima der Diktatur dadurch schaffe, dass sich dem Verstand alles unterzuordnen habe: «Was dem Mass von Berechenbarkeit und Nützlichkeit sich nicht fügen will, gilt der Aufklärung als verdächtig.» Ihr schonungsloses Fazit: «Aufklärung ist totalitär.»

Die intendierte Entzauberung der Welt hat ihren bitteren Preis. Der auch darin besteht, dass eine nächste Ideologie erschaffen wird und damit eine nächste Illusion. Es ist nämlich, wie Horkheimer und Adorno aufzeigen, mitnichten so, dass der Fortschrittmensch sich aller Mythen entledigt hätte, sondern sich vielmehr ein nächstes Konstrukt auf einem mythologischen Fundament aufbaut: Nicht Götter und Dämonen sind es nun, die wir zur Weltklärung heranziehen, sondern Formeln und Statistiken. Christliche Glaubensbekenntnisse sind passé, es gilt nun «Follow the science». Alter Wein also in neuen Schläuchen.

Eklatante Verblendung

Dass darin eine unausweichliche Tragik liegt, stellt Max Frisch in seinem 1957 erschienenen Roman «Homo faber» ebenso fulminant wie eindrücklich dar. Der Ingenieur Walter Faber ist quasi die adäquate literarische Figur zu den philosophischen Fragmenten der «Dialektik der Aufklärung». Dadurch dass Frisch

die nüchtern erscheinenden Berichte seines Protagonisten mit Symbolen, Orten und Ereignissen aus der griechischen Mythologie verwebt, bestätigt er Horkheimers und Adornos These, dass der Mensch seiner mythologischen Natur wohl nie entkommen wird.

Faber würde das, wie alle typischen Rationalisten, weit von sich weisen. Er gefällt sich als Prometheus, der den Göttern das Feuer entrisen und sich selbst aufgeschwungen

Das schonungslose Fazit von Horkheimer und Adorno: «Aufklärung ist totalitär.»

hat zum Herrscher über die Natur, die einzig dafür da ist, seinem technischen Wirken zu dienen. Zu spät wird er gewahr, dass er dadurch in eine eklatante Verblendung geraten ist. Als das Schicksalhafte schließlich tosend über ihm zusammenschlägt, geht es ihm wie Ödipus – er erwägt, sich die Augen auszustechen.

Bedrohung für das Miteinander

In die Literaturgeschichte noch viel weiter zurück gehen Horkheimer und Adorno selbst. Um die Verschränkung von Aufklärung und Mythos darzustellen, ziehen sie Homers «Odyssee» heran. Das 24 Gesänge fassende Epos erzählt die Geschichte eines Menschen, der zu einer Abenteuerreise aufbricht, um die Welt der Mythen hinter sich zu lassen. Es gilt, die Prüfungen zu bestehen, die ihm durch mythische Gestalten auferlegt sind, wie etwa durch die Meereresungeheuer Skylla und Charybdis, den Kyklopen Polyphem und die Zauberin Circe. Odysseus windet sich listig aus ihren Umklammerungen. Trotzdem aber, und das zeigt sich in der Konfrontation mit dem Gesang der Sirenen, will er dem Mythos nicht völlig abschwören. Allerdings nur insoweit, dass er dabei nicht in Gefahr gerät. Also lässt er sich an den Mast seines Schiffes binden, um über dem Sirenen gesang nicht den Verstand zu verlieren. «Odysseus erkennt die archaische Übermacht des Liedes an, indem er, technisch aufgeklärt, sich fesseln lässt», heisst es bei Horkheimer und Adorno.

Das aufgeklärte Individuum unterwirft also einerseits die archaische Natur, muss sich ihr aber wiederum unterwerfen – weil es gar nicht anders kann. Das ist die Dialektik der Aufklärung. Eine wohlthuende Erinnerung daran, dass wir mitnichten so aufgeklärt sind, wie wir meinen. Sich darauf zu besinnen, tut not in diesen Zeiten, in denen intellektuelle Schlachten derart toben, dass sie zur Bedrohung für ein gutes Miteinander geworden sind. Wir brauchen Erschütterungen, die uns die Wahrheit über uns selbst offenlegen und uns dort verstummen lassen, wo wir schon zum nächsten Schlag ausholen wollen.

Geschichte zum Anfassen

Daniel Weber

Richard Hemmer und Daniel Messner:
Geschichten aus der Geschichte.
Piper TB. 256 S., Fr. 27.90

Der beste deutschsprachige Geschichte-Podcast stammt von den beiden Historikern Daniel Messner und Richard Hemmer. Woche für Woche erzählen die beiden sich eine «Geschichte aus der Geschichte», immer abwechselnd – und der eine weiss nie, was der andere ihm erzählen wird. Dieser simple dramaturgische Trick macht die lehrreiche Sendung unverwechselbar und lebendig, es wird gescherzt und gelacht. Denn der jeweils Erzählende stellt dem anderen immer wieder auch Fragen dazu, die der natürlich oft nicht beantworten kann.

Die Geschichten sind thematisch, zeitlich und geografisch weit gespannt, der Podcast ist eine Wundertüte, in der alle Epochen und alle Kontinente Platz finden. In einigen der jüngeren Folgen geht es um Schinderhannes,



*Willst du im Gedächtnis
der Hinterbliebenen weiterleben,
so hinterlasse ihnen viel –
oder nichts! Kurt Steinmann*

den berühmten deutschen Räuber; um einen preussischen Arzt, der nach Venezuela auswandert und den Angosturabitter erfindet; um die gefangene Königin Johanna I. von Kastilien; um den nach England emigrierten Inder, der das Shampoo nach Europa bringt; um das älteste Gewürz der Welt, den Senf.

Voller farbiger Details

Seit 2015 gibt es den Podcast «Geschichten aus der Geschichte»; inzwischen sind die beiden Historiker bei über 430 Folgen angelangt. Was als Hobby begann, ist für sie mittlerweile zum Beruf geworden. «GAG» ist auf diversen Podcast-Plattformen vertreten und verzeichnet Millionen von Downloads und Streaming-Zugriffen. Seit einer Weile treten die Macher auch live auf der Bühne in ausverkauften Sälen auf. Und nun haben sie zwanzig «Geschichten aus der Geschichte» in einem Buch versammelt, das prompt zum Bestseller geworden ist.



Meistgereister Mann des Mittelalters: Ibn Battuta auf seiner Pilgerreise nach Mekka.

Es sind Geschichten von Reisenden, die sie auch im Podcast gern erzählen, «von Menschen, die gefahren, gegangen, gesegelt oder geflogen sind – und die Welt mit ihrem neuen Wissen verändert haben». Denn oft haben auch die absonderlichsten Geschichten dem Lauf der Geschichte eine Wendung gegeben und Spuren hinterlassen, die häufig bis in die Gegenwart reichen.

Die nach dem Muster des Podcasts geschriebenen Geschichten funktionieren auch im Buch, weil sie sehr genau recherchiert sind und voller farbiger Details stecken. Etwa die «Weltreise auf vier Rädern, mit drei Gängen,

Ibn Battuta ist eine einzigartige Quelle für unser Verständnis der mittelalterlichen islamischen Welt.

fünzig PS und 128 Eiern». Es war die erste Weltumrundung in einem Auto, die die deutsche Industriellentochter Clärenore Stinnes mit einem schwedischen Fotografen und Kameramann zusammen unternahm. Nach zwei Jahren endete die lebensgefährliche und unglaublich strapaziöse Reise 1929 in Berlin. Die Fahrt durch die USA wurde ein gewaltiges Medienspektakel, sogar Präsident Herbert Hoover empfing die beiden. Aber ihre Pioniertat geriet danach bald in Vergessenheit.

«Der meistgereiste Mann des Mittelalters» handelt nicht, wie man erwarten würde, von Marco Polo. Ein Jahr nach dessen Tod, 1325, brach der 21-jährige Gelehrte Ibn Battuta aus dem marokkanischen Fès zu einer Pilgerreise nach Mekka auf. Aber statt danach heimzukehren, zog er weiter, erkundete Persien, die ostafrikanische Küste, Indien und schliesslich China. Erst nach 25 Jahren kehrte er in seine Heimat zurück. Sein Reisebericht wird von der Forschung in einigen Punkten angezweifelt, aber er ist ein gutes Beispiel dafür, was «Geschichten aus der Geschichte» so spannend macht: Er ist eine einzigartige Quelle für unser Verständnis der Vergangenheit, in diesem Fall der mittelalterlichen islamischen Welt.

Einladungen zum Hören

Das Einzige, was den Geschichten im Buch fehlt, ist die Spontaneität des mündlichen Vortrags, ist der Charme des munteren Zwiegesprächs, das die beiden Historiker jede Woche führen. Darum war es eine gute Idee, am Schluss jedes Kapitels einen QR-Code abzudrucken, der zu einer thematisch verwandten Podcast-Folge von «GAG» führt. Die Leser sollten diese Einladungen zum Hören unbedingt annehmen.

Tagebuch eines Biografen

Sebastian Kleinschmidt

Heimo Schwilk:

Mein abenteuerliches Herz (Bd 2).
Aus den Tagebüchern 2000–2022.
Manuscriptum. 924 S., Fr. 92.90

Ernst Jünger, der für Heimo Schwilk eine Autorität war und über den er die einprägsamste und gerechteste Biografie verfasst hat, sagte einmal, Tagebücher, die zu Lebzeiten veröffentlicht werden, seien ein Wagnis, da sie eine unabgeschlossene Berührung mit der Wirklichkeit festschreiben. Schwilk wusste um das Wagnis. Und er wusste, dass genau darin der Reiz des Genres liegt. Nehmen wir nur die Frage der politischen Urteilskraft. Besonders in unserer Epoche, wo das Bild der Welt immer schriller vom Geist der Zeit übermalt wird, zeigt sich intellektuelle Souveränität vor allem in der Unabhängigkeit von Ideenmoden.

Apolitische Unerschrockenheit

Was am zweiten Band von Schwilks Tagebüchern, der die Jahre 2000 bis 2022 umfasst, imponiert, ist die offensive Haltung des widerständigen Konservativen gegen den linkslastigen Mainstream, der immer häufiger so tut, als wäre die Demokratie sein Eigentum. Das Gefühl der Unangreifbarkeit, mit dem hier einer durch die zerklüfteten Landschaften des Lebens geht, beeindruckt. Auffallend ist die Abscheu vor geistiger Belieblichkeit und das Stehvermögen bei Konflikten. Was nicht heisst, dass nur die eigenen Stärken namhaft gemacht werden. Tagebücher sind glaubwürdig, wenn sie auch Niederlagen ein-

*«Seltsam, wie das Vertraute
in Sekunden fremd werden kann.
Gilt für alle Lagen.»*

gestehen und Schwächen zugeben. Und das ist hier der Fall. Lobenswert ist Schwilks Deutlichkeit in der Beschreibung und Bewertung von Menschen und Ereignissen, mit denen er in Verbindung kam. Das zeigt sich auch bei politischen Amtsträgern. Über Angela Merkel schreibt er, dass hinter der Fassade demonstrativer Gelassenheit eine stete Bereitschaft zum



Würdigung des erlebten Moments:
Autor Schwilk.

Richtungswechsel lauerte, um gegebenenfalls auf den Zeitgeist aufzuspringen, wenn der Augenblick gekommen ist. Merkel habe keine Strategie, keinen Plan, lediglich Instinkt und entscheide sich in den meisten Fällen für das Opportune.

«Falls sie einmal doch Widerständigkeit zeigt, dann gegenüber den Erwartungen des eigenen Volkes. Oder der eigenen Partei, der sie ihren Aufstieg verdankt und die sie seit ihrer Herrschaft als Parteivorsitzende bis zur Unkenntlichkeit verändert hat.» Der Passus ist aus Schwilks Dankesrede zum Gerhard-Löwenthal-Ehrenpreis 2015 und bezeugt seine Unerschrockenheit. Auch Beispiele für apolitische Unerschrockenheit finden sich im Tagebuch. Höchstenfalls das Notat über nächtliches Baden im Grünower See: «Als ich

fünfzig Meter hinausgeschwommen war, kroch eine weisse Dunstmauer auf mich zu, eine Art Nebel des Grauens, der mich zu verschlucken drohte. Als mich die Wand erreichte, war plötzlich das Ufer weg – und damit auch die Orientierung. Kralte zurück, verfehlte aber den Strand und landete in den Binsen. Mich an ihnen entlangziehend, erreichte ich den Ausgangspunkt. Seltsam, wie das Vertraute in Sekunden fremd werden kann. Gilt für alle Lagen.»

Ein Sturz in die Tiefe sollte für einen früheren Fallschirmjäger eigentlich kein Problem sein, dennoch war ein Bungee-Sprung an den Victoria-Fällen in Simbabwe für Schwilk nicht nur ein grandioses Naturerlebnis, sondern auch ein Lehrstück besonderer Art. Von unterhalb der berühmten Basaltkante der 1904 erbauten Eisenbahnbrücke geht es hundert Meter, mit donnernden Wassermassen im Rücken, hinab in die Sambesi-Schlucht. Das aber mit einem am Fussgelenk befestigten Gummiseil, so dass eine vom freien Springen aus dem Flugzeug eingeübte Haltung verfehlt ist. Im Nu war das Wort schwindelerregend für den *jumper* von einer Metapher zu einer Körpererfahrung geworden.

Unter Zugzwang

Ist nicht auch Tagebuchschreiben eine Art Mutprobe? Vor allem Langmut zur Würdigung des erlebten Moments ist hier gefragt. Wer einmal den Entschluss dazu gefasst hat, setzt sich gewaltig unter Zugzwang. Und wer dem über Jahrzehnte gehorcht, weiss, dass es diese Nötigung war, die ihn dahin brachte, ein Werk

zu schaffen. In Schwilks Fall nicht nur zwei opulente Tagebuchbände, sondern auch vier vortreffliche Biografien. Auch von deren Protagonisten, von Jünger, Hesse, Rilke und Luther sprechen die Aufzeichnungen, und davon, dass solche Lebensbilder grosse Konfessionen sind. An einer Stelle fällt der Satz: «Ich schreibe Biografien, um zu zeigen, dass es einmal bedeutende, über sich hinausweisende Persönlichkeiten gegeben hat, die alles widerlegen, was heute öffentlich gefeiert wird.»

Vielleicht nicht alles, möchte man sagen, aber einiges schon.



*Wer keinen Ausweg sieht, mache
einen Umweg. Kurt Steinmann*

Don Juan im Bauernkittel

Oliver vom Hove

Zsigmond Móricz: Der glückliche Mensch.
Aus dem Ungarischen von Timea Tankó.
Guggolz. 480 S., Fr. 39.90

Wer an Ungarinnen denkt, denkt vielleicht noch immer oft an Piroschka. Der junge Tagelöhner und Bauersknecht György Joó dachte schon vor mehr als hundert Jahren an eine Piroschka, denn «Der glückliche Mensch» spielt nach der vorletzten Jahrhundertwende in der tiefen ungarischen Provinz. Györgys Flamme heisst Piroska Váradi und gibt sich spröde wie eine Strohblume. Dennoch buhlt er lange um sie, und das, obwohl er als gutaussehender Frauenschwarm auch bei etlichen anderen Schönheiten Anklang findet. Er ist ein guter Tänzer, und «wenn die Zither erklingt, wirbelt er die Mädchen herum».

György Joó kämpft als junger Landarbeiter und depravierter Kleinbauer aus dem Komitat Szatmár, dem hintersten Winkel des ruralen Ungarn, von Kindesbeinen an für den Lebensunterhalt, den eigenen und den seiner Mutter. Das harte Leben auf dem Land fordert von morgens bis abends seinen ganzen Krafteinsatz. Die Weizenernte muss eingebracht, der Stall ausgemistet, das Vieh versorgt werden – stets für fremde Gutsherren und für kargen Lohn.

Andere könnten den zu schwerer körperlicher Arbeit Gezwungenen für unglücklich halten, aber er selber ist es nicht. Zupacken und Zuversicht sind das Lebenselixier dieses unerschütterlichen Optimisten. Auch in den kleinsten Freuden des Alltags weiss er ein Stückchen Glück zu finden. Und das, obwohl ihn die Armut und Not seiner Zeit immer stärker vor sich hertreibt. Der Roman zeigt, wie eine jahrhundertealte Tradition und Lebensweise unaufhaltsam zerfällt. Die Unterdrückung des kleinbäuerlichen Lebens erreicht mit Tributpflicht und Wucherzinsen im neofeudalen Horty-System nach dem Ersten Weltkrieg einen Höhepunkt. Dazu kommen Arbeitsmangel und Aussichtslosigkeit in der Weltwirtschaftskrise. Alle Lebenshoffnung scheint sich ausschliesslich

in den Städten aufzurichten, das Landleben gilt als Ödnis und Fron.

Auch György weicht für kurze Zeit in die ferne Hauptstadt aus und klagt einem verwandten Zeitungsredaktor seine Not: «Über das Leben von heute lohnt es sich nicht zu sprechen. Heute kommt man nicht mehr über die Runden. Ich habe mir gedacht, ich gehe nach Budapest, um ein bisschen Geld zu verdienen, aber das ist auch nicht mehr möglich. Hier gibt es keine Arbeit mehr [...]» Gegen Entgelt erzählt er dem hellwach lauschenden Redaktor sein Leben – so ergibt sich die Rahmenhandlung des Romans.

Unterdrückung des Kleinbäuerlichen

Zsigmond Móricz – er ist der mithörende Zeitungsmann – lässt seinen Helden ungehemmt reden und entwickelt die Handlung wie absichtslos aus dessen Erinnerungen. Beim

alltagsnahen Realismus wurde Móricz in den 1930er Jahren in Ungarn eine vielgelesene literarische Grösse. Der 1932 erschienene Roman

*Zupacken und Zuversicht
sind das Lebenselixier dieses
unerschütterlichen Optimisten.*

«Der glückliche Mensch» wurde einer der nachhaltigsten Erfolge des zehn Jahre später verstorbenen Verfassers.

Tatsächlich ist Zsigmond Móricz mit seinem trotz Armut und Entbehrungen meist zukunftsfrohen Helden ein liebenswürdiger Charakter gelungen, ein charmanter Gigolo, ein Don Juan im Bauernkittel: gewitzigt, selbstsicher, alles andere als mundfaul. Der Autor porträtiert einen Menschen, der Unrecht er-



Ungeschönter Rückblick: Bauer in den 1930er Jahren.

Lesen meint man, György Joó schreibe sich ganz von selbst in die Geschichte hinein. Die Neuübersetzung von Timea Tankó unterstützt gekonnt diesen leichtfüssigen Erzählton.

Für seine so lebensnahe Beschreibung der ungarischen Landbevölkerung griff der 1879 als Sohn eines armen Bauern geborene Autor auf Erfahrungen seiner eigenen ärmlichen Kindheit und Jugend zurück. Als erster Vertreter eines

leidet, aber sich nicht darin ergibt. Dem Leser bietet sich ein ungeschönter Rückblick auf eine von Not und wirtschaftlicher Bedrängnis geprägte Zeit – und gleichzeitig das anmutige Bild einer mit Ausdauer und unbeirrbarem Lebensmut verfolgten Selbstbehauptung. Kein Körnchen Staub liegt auf diesem mit unverstelltem Blick erzählten, von pffiffigem Humor durchströmten Roman.

Ironische Distanz zum Krebs

Cora Stephan

Stefan Schwarz: Bis ins Mark. Wie ich Krebs bekam und mein Leben aufräumte. Rowohlt. 288 S., Fr. 33.90

«Was meinst du? War mein Leben umsonst?», fragt der Vater den Sohn. Gute Frage. Soeben war die DDR untergegangen, der Josef Schwarz als General des Ministeriums für Staatssicherheit jahrelang treu gedient hatte. Alles vergebens. Der Sohn aber war froh, dass die Zukunft nicht mehr dem Sozialismus gehörte, sondern wieder offen war. Bis bei ihm Knochenmarkkrebs diagnostiziert wurde, mit Mitte fünfzig. Unheilbar. Tür zu.

Die Zukunft war nicht mehr offen. Keine Verlängerung: höchstens noch fünf bis vielleicht zwanzig Jahre. Dann ist Schluss. Andere werden 87! «Der Tod ist mir egal. Wird schon klappen mit dem Sterben. Hat ja bis jetzt jeder geschafft.» Selbst wenn es «nur» Galgenhumor wäre: Stefan Schwarz, 58, «ein regional anerkannter Humorschriftsteller», national allerdings mit Kultstatus dank Romanen und Drehbüchern, versteht sich auf ironische Selbstdistanz, und das macht das Thema erträglich. «Ich und mein Krebs»-Bücher geraten leicht selbstmitleidig

Shit happens, es kann jeden treffen, so einfach und so furchtbar ist das.

oder eitel – etwa wenn einer die zahlreichen Beileidskundgebungen aufführt, die er nach seinem Coming-out als Krebskranker erhalten hat.

Auch ist das Buch von Schwarz kein Ratgeber oder Werk mit modischen Erklärungen wie jenes einstmals berühmte Buch von Fritz Zorn, «Mars», in dem der Autor ausführte, seine Erziehung sei «krebserregend» gewesen und er sei «zu Tode erzogen worden».

Die Gesellschaft ist schuld! Das kam damals gut an in der systemkritischen Szene. Susan Sontag mit ihrem Essay «Krankheit als Metapher» allerdings widersprach der These, Krebs verdanke sich der systembedingten Unfähigkeit, «Gefühle auszudrücken». Nein: *Shit happens*, es kann jeden treffen, so einfach und so furchtbar ist das.

«Ich möchte aber schuld sein. Wenn ich schuld bin, kann ich etwas ändern.»

Verständlich. Doch die Karte sticht nicht.

Dabei gäbe die Biografie von Stefan Schwarz einiges her. Da war der Vater, ständig besoffen. Da gab es einen jahrelangen quälenden Sorgerechtsstreit um den Sohn aus erster Ehe. Da ist die Frage, was die zweite Ehe noch zusammen-

hält. Und auch Stefan Schwarz hat der DDR gedient – zwei Jahre als Soldat in der Nationalen Volksarmee, zwei Jahre, in denen er keine Angst vor dem Tod gehabt habe, weil andere vor der DDR-Armee Angst haben mussten.

Und nun lässt er sich todesmutig auf die vorgeschlagene Therapie ein: Chemotherapie plus Stammzelltransplantation, das Gift der Wahl ist ein Zytostatikum namens Bendamustin, der letzte Nachkomme von Lost, Senfgas, Giftgas aus dem Ersten Weltkrieg.

Zum Gruseln? Ja und nein. Die präzise Beschreibung der Therapie samt Befinden des Patienten ist für jeden hilfreich, der sich in einer ähnlichen Situation befindet. Und für Freunde oder Angehörige eines Krebskranken gibt es ein paar Hinweise für den richtigen Umgang: Bitte nicht von anderen schlimmen Krebsfällen erzählen. Und bitte auch nicht dauernd betroffen gucken. So schnell stirbt man heute noch nicht einmal bei Knochenmarkkrebs. Die Leserin war gerührt und geschüttelt nach der Lektüre.

Gegenwart statt Vergangenheit

Doch die ironische Distanz, mit der sich Stefan Schwarz vor Depression und Selbstmitleid schützt, schützt auch die Leser. Selbst jene, die ein ähnliches Untier beherbergen müssen, dürften immer mal lachen: Nichts ist so schlimm, dass man nicht noch einen Witz darauf lassen könnte.

Wird man durch Krebs ein besserer Mensch? Gewiss nicht. Hat Krebs den Sinn, «dass man aufhört, sich und anderen etwas vorzumachen, dass man innehält, dass man aufwacht und sich die Augen reibt»? Vielleicht. Und so verächtlich ist womöglich «dieses *fucking* Krebsglück» nicht, das sich nach der Therapie einstellt: endlich schmerzfrei gehen durch den märzfrischen Auwald.

Die Gegenwart schätzen, ohne über die Vergangenheit zu grübeln oder sich vor der Zukunft zu fürchten. Das wär's.



„Und schon bekommen Sie die ganze Geschichte erzählt...“



Die Bibel

Lebt nicht mit der Lüge!

Halte fern von mir den Weg der Lüge, und begnade mich nach deiner Weisung (Psalm 119, 29). – Vor exakt fünfzig Jahren publizierte der russische Schriftsteller Alexander Solschenizyn einen Aufruf mit dem Titel: «Lebt nicht mit der Lüge». Darin hielt er mit Genugtuung fest, man lese und verbreite nun den Samisdat, wo man früher nicht zu flüstern wagte. Doch die meisten Leute hielten sich für machtlos gegen die Diktatur. Solschenizyn zeigte den Schlüssel zur Befreiung: nicht mitlügen; die Lüge in keiner Weise unterstützen, weder schriftlich noch mündlich oder durch Versammlungsteilnahme. Die dadurch entstehenden Nachteile seien der Preis der Freiheit. Die UdSSR ist seit über dreissig Jahren weg. Die Lüge auch? Mir scheint, sie lebe weiter. Im Westen? Die eigene Kultur für lügenfrei zu halten, wäre Kulturchauvinismus. Selbst der Psalmbeter ist sich seiner Ehrlichkeit nicht ganz sicher und bittet um sie. Und die Erfahrung zeigt: Je erfolgreicher einer lügt, je mehr Menschen ihm glauben, desto eher glaubt er seine eigenen Lügen.

Die Lüge bildet eine Symbiose mit der Macht, und die aller dicksten Lügen braucht es zur Sicherung absoluter Macht in der Tyrannei. Aber auch umgekehrt: Ein freiheitliches System, in dem man sich Lügen allmählich angewöhnt und sie duldet, verwandelt sich in eine Tyrannei. Diese Gefahr besteht jederzeit, deshalb haben freiheitliche Gesellschaften in der Geschichte Seltenheitswert. Der Lügenbegriff taucht inzwischen in der öffentlichen Debatte häufiger auf. Gibt es Corona-Lügen, Impflügen, Klimalügen, Migrationslügen, Rentenlügen, eine Lügenpresse? Vielleicht nicht. Aber die offene Rede ist nötig. Denn wie die Diktatur durch kleine Widerstände geschwächt wird, so wird sie durch kleine Feigheiten gezüchtet. Freiheit und Menschenwürde erfordern Zivilcourage – und auch das obige Stossgebet.

Peter Ruch

Linksherum im Dreivierteltakt

Er gilt als gemütlichster und doch festlichster der 400 Bälle, die jährlich in Wien stattfinden: der Kaffeesiederball in der Hofburg, bei dem die Kaffeehausbesitzer ihr Image polieren.

Manuel Brug

Kaffeesiederball: Wiener Hofburg.
2. Februar

Schon am Flughafen Schwechat springen einem die Werbebanner förmlich entgegen: Wiener Schnitzel! Wiener Jugendstil! Wiener Staatsoper! Wiener Opernball! Wo auf der Welt wird man schon beim Landen mit einem Tanzvergnügen gelockt? Auch wenn das nur einmal, am Donnerstag vor Rosenmontag, stattfindet. Als Staatsball vom Fernsehen übertragen, das grosse Finale des Hardcore-Walzerns. Das endet in Wien am Faschingsdienstag mit dem traditionellen Elmayer-Kränzchen der gleichnamigen Tanzschule.

40 grosse Bälle (von 400 insgesamt) werden es diese Saison gewesen sein; es scheint, die Wiener können nicht genug kriegen vom «Ramazuri» und «Dui Dui Duri», wie sie schon in der Johann-Strauss-Operette «Wiener Blut» besungen werden. Von Dezember bis Aschermittwoch berauscht man sich am Walzer, stampft Polka und Galopp, vergnügt sich in den formvollendeten Mitternachtsquadrillen, die doch stets im fröhlichen Chaos enden.

Aufgeputscht über Prunkstiegen

Immaterielles Unesco-Kulturerbe ist der Bällewahn freilich noch nicht geworden. Da steht der umstrittene Akademikerball mit seinem braunen Anstrich dagegen – dieses Jahr am 16. Februar, also nach dem offiziellen Saisonende. Bälle gibt es freilich bis in den Wiener Sommer hinein, etwa den Chinesischen Neujahrsball, den Wiener Seniorenball, den Flüchtlingsball oder den Wiener Hip Hop Ball.

Mit einem Unesco-Diplom geadelt wurde längst die Wiener Kaffeehauskultur. Und so findet sich zwischen dem Steirerball, dem Wiener Kroatenball, dem Zuckerbäckerball, dem Wiener Vegan Ball, dem Regenbogen-, Ärzte-, Tiroler- und Jägerball natürlich auch der Kaffeesiederball. Zum 65. Mal. Der Opernball ist der glamouröseste, zugleich auch der vulgärste Tanzgipfel; der Wiener Philharmonikerball im Goldenen Saal des Musikvereins als



Zeremoniell, aber durchaus locker: Kaffeesiederball in der Wiener Hofburg.

edles Künstlerfest ist der schönste. Der Kaffeesiederball in der Hofburg ist der gemütlichste, legerste und doch festlichste. Das sagen alte Ballhaserl, die es wissen müssen.

Siebzehn Orchester und Bands machen in etwa dreissig Sälen und Räumen Musik. Da wird flaniert, parliert, links gewalzt und in drei Discos etwa zur «Dancing Queen» geflippt. Da geht es koffeinhaltig aufgeputscht über Prunkstiegen und durch Heurigenlokale bis zum Würstlstand und zum obligatorischen Kaffeekontor. In jahrzehntelang erprobter Perfektion werden 3600 Menschen und tonnenweise Geschirr, Dekorationen und Verpflegung in historischen Prunkfluchten und intimen Salons zwischen der angrenzenden Hofkapelle der Wiener Sängerknaben und dem kostbaren Bibliothek-Prunksaal logistisch verschoben.

Der Eintritt kostet 180 Euro. Wer kein grosses Ballkleid hat und einmal im Leben Wert auf den Auftritt im Frack legt, findet ein breites Leihangebot. Das schlägt mit bis zu 400 Euro für zwei Tage zu Buche. Dafür steckt man dann im kompliziertesten Kleidungsstück für den Mann. Der Frack putzt ungemein heraus. Er macht aufrecht. Er drückt nicht, obwohl man Hose und Schuhe als Erstes anziehen sollte: Denn mit gestärkter Hemdbluse ist schlecht bücken. Der egalitäre Frack, der zehn Kilo mehr oder weniger gnädig ausgleicht, lässt alle Geschlechtsgenossen gleich aussehen.

Bei den Damen kommt noch Haar- und Gesichtstyling dazu. Und wenigstens eine Tanz-

Der ganze Saal strömt auf die Tanzfläche, wirft sich mit Verve in den Rausch.

stunde, und wenn auch nur zur Auffrischung, wäre nicht schlecht, um sich noch einmal in die Mysterien des in Wien linksherum und damit in doppelt so schneller Drehung getanzten Walzers zu versenken. Besonders stilvoll wird das bei Elmayer erklärt. Da legt man neben der korrekten Haltung auch Wert auf Benimm. Besitzer Thomas Schäfer-Elmayer führte als Doyen jahrelang das Jungdamen- und Herrenkomitee, also die Debütanten im weissen Kleid samt Diadem oder Frack, auf dem Opernball an. Noch heute ist der 78-Jährige in die Eröffnungszeremonie bei jedem zweiten Grossball involviert.

Und richtig passend liegen die altmodischen Tanzschulräumlichkeiten in den ehemaligen Stallungen des Palais Pallavicini. Wer meint, hier noch Pferdeapfelgeruch zu ahnen, der liegt nicht falsch: Gleich daneben fressen und defäkieren die weltberühmten Lipizzaner der Spanischen Hofreitschule in ihrem innerstädtischen Luxusloft. Klar, dass im ewig walzerseligen Wien auch über hundert Jahre nach dem Ende der Monarchie sogar deren Rös-

ser immer noch nach strengen Barockregeln tanzen.

In Wien steigen die Touristenzahlen wieder beständig. Nur Januar und Februar sind nach dem Weihnachtsmarktwahnsinn im Dezember und vor dem operettenariosen Frühling in Sievering und der Praterbaumblüte noch etwas fremdenlose Monate. Darum will man jetzt auch das Ballvergnügen stärker bewerben. Schliesslich gibt es das, abgesehen vom ganz anders sambazuckenden Karneval in Rio, nirgends auf der Welt.

Debütanten mit goatee und Zopf

Schon im späten 18. Jahrhundert wurden die Hoffestsäle auch für das einfachere Volk freigegeben; statt in steifen Formationen zu trippeln, schmiegt man sich im Walzer Körper an Körper. Der Wiener Kongress, die politische Neuordnung Europas nach dem unfreiwilligen Abgang Napoleons, war 1814/15 auch eine dauertanzende Politveranstaltung. Deshalb dreht sich der Wiener bis heute, im Zweiviertel-, Dreiviertel- oder Sechachteltakt. Und wenn alle das tun, mit Lust, ohne Zwang, zereemoniell, aber durchaus locker, dann macht man doch gern einmal mit: Das ist wie die Bayreuth-Eröffnung oder die Basler Fasnacht eines der wenigen Rituale unserer Zeit, die noch authentisch gepflegt werden.

Das Kaffeehaus mit seinen manchmal schnauzigen Kellnern, die einen trotzdem stundenlang bei einem kleinen Braunen, Melange oder Einspänner, bei einer Sodazitron oder einem Gspritzten samt Fiakergulasch über unzähligen Zeitungen oder beim Plaudern sitzen lassen, wird in Wien als Erweiterung des Wohnzimmers gehätschelt. 2000 Kaffeehäuser soll es in der Stadt geben. Und die Kaffeesieder, also der Verein der Wiener Kaffeehausbesitzer, polieren auf ihrem Ball das Image ihrer Etablissements. «Kaffee erlesen – Geschichten aus dem Kaffeehaus» lautet das Motto 2024. «Hierbei geht es um die Geschichten und Begegnungen, die sich im Wiener Kaffeehaus ereignen. Das Café diente Autoren als Inspiration für Sozialstudien, Gelegenheitsliteratur und Feuilletons», heisst es im nachtblauen, dicken Ballprogramm.



Ab halb acht erscheinen die Gäste, manche wie Cinderella im Fiaker. Der Prinzessinnenmoment muss natürlich fotografisch festgehalten werden. Die meisten haben schon in den anliegenden Restaurants mehrgängige Menüs verspeist, gelassen zieht man an dem für die spätere Tombola präsentierten Büffet mit skurrilen Süsskreationen vorbei. Pünktlich um 21 Uhr beginnt im einst als Thronsaal der Habsburger nicht mehr fertiggestellten Fest-

So geht es selig dahin. Alles ist Farbenpracht, Heiterkeit, Weltvergessen.

saal, dem grössten Raum der Hofburg, die fast einstündige Eröffnungszeremonie.

Nach der Kaffeesiederball-Fanfane ziehen zu Chopins A-Dur-Polonaise die Debütanten ein, inzwischen auch mit goatee und Zopf, eine Dame trägt Frack. Dann müssen sie erst mal lange warten. Es folgen, zu Ziehrers Polka mazur «Poesie und Prosa», das Hohe Ehrenkomitee, Ehrengäste und Kaffeesieder, die auf roten Stühlen an der Schmalseite Platz nehmen. Die Bundeshymne und die Europahymne erklingen. Nach der offiziellen Begrüssung tanzen sechzehn Damen des Staatsballetts in Gold und Blau zu Gershwins «Rhapsody in Blue», eine Sopranistin singt dessen «Summertime».

Walzerverliebte Herrenpaare

Eines der weissen Fräuleins ist inzwischen umgefallen, sie wird in eine Ecke gezogen, Sanitäter kümmern sich unauffällig um die Dehydrierte. Die anderen tanzen Fächerpolonaise und den «Künstlergruss» von Josef Strauss. Ein gemischtes Duo jodelt das eigens komponierte Lied «Mein Kaffee», Prominente dürfen von ihren Kaffeehauserinnerungen erzählen, dann, nach dem «Feuilleton-Walzer» von Johann Strauss, ertönen endlich die magischen Worte: «Alles Walzer.» Und der ganze Saal strömt auf die Tanzfläche, wirft sich mit Verve in den Rausch. Freudvoll. Authentisch. Und jetzt kommen auch die vorher ausgegebenen, in der Ballfarbe Blau gehaltenen Fächer mit den roten Kaffeebohnen zum Dauereinsatz.

So geht es selig dahin. Alles ist Farbenpracht, Heiterkeit, Weltvergessen. Die Wiener sind komplett in ihren Ballkosmos abgetaucht. Für wenige Stunden nur, aber mit Glanz und Gloria. Die Fassade ist wieder prachttvoll, Österreich gross. Sogar Herrenpaare tanzen walzerverliebt. Viel zu schnell kommen Mitternachteinlage, erste und zweite Quadrille.

Die Nacht endet am Würstlstand mit Käsekrainer. Über der alten Pestsäule am Graben leuchtet der halbe Mond. Der deutsche Zug, der einen am Tag darauf wieder in die nüchterne Heimat trägt, heisst natürlich «Donauwalzer». Kein Schmä!

Fernsehen

Furioses Desaster

Beatrice Schlag

Testo: Serie von Kida Khodr Ramadan.
ARD, 2. Februar / ARD-Mediathek

Blitzschnell, cool, aberwitzig: Wer zufällig am letzten Freitag von der ZDF-«Heute-Show» zur ARD zappte, fand genau das, was die «Heute-Show» einmal war: ein subversives Vergnügen. Natürlich sind Krimis in wirren Zeiten leichter zu schreiben als Politsatiren. Aber wann hat man zuletzt einen deutschen TV-Krimi gesehen, der nicht vorwiegend mit der Psychologie seiner Kommissarinnen und Kommissare beschäftigt war?

«Testo» langweilt keine Sekunde mit seelischen Befindlichkeiten. Fünf Knackis im offenen Vollzug überfallen eine Bank, nichts geht nach Plan. Der Seriennamen bedeutet, was man vermutet: viel Moschus. Dass es sich um eine siebenteilige Serie handelt, wie die ARD ankündigte, ist hingegen eher ein Scherz. Jede Episode dauert kurze fünfzehn Minuten, insgesamt also 105 Minuten, nicht länger als ein durchschnittlicher Kinofilm.

Der Lieblingssatz der Gangster ist «Ich fick dich». Der Stress in der Bank legt ihren IQ brutal bloss. Ganze Sätze bringt eigentlich nur der Anführer Keko zustande. Zuschauer sind fast immer auf der Seite von Bankräubern, so lange diese smart und nur mit ungeladenen Pistolen bewaffnet sind. Der Regisseur und Hauptdarsteller Kida Khodr Ramadan tut uns den Gefallen nicht. Er sagt, man habe bei der ARD etwas Gas geben wollen, «weg vom deutschen Ingwertee-Film». In «Testo» sterben Geiseln. Tarantinos «Pulp Fiction» und Lumets «Dog Day Afternoon» lassen grüssen.

Dringende Empfehlung: deutsche Untertitel einschalten. Nicht nur, weil oft türkisch gesprochen wird. Auch auf Deutsch geht vieles im Adrenalin unter.



„Erst haben wir sprechen gelernt, und bald übernehmen wir den ganzen Hof...“



Schreckensspur: Sofia Vergara als Griselda.

Film

Verkokste Königin der Macht

Wolfram Knorr

Griselda (USA 2024): von Doug Miro, Andrés Baiz, Carlo Bernard. Mit Sofia Vergara, Alberto Guerra, Martín Rodríguez. Miniserie (6 Folgen) auf Netflix

Es beginnt als grosse Oper. Eine Traviata putscht gegen das Patriarchat, untermalt mit verdischer Macht des Schicksals. Sie hat sich erfrecht, den Kerl zu erschiessen, mit dem zu schlafen ihr Ehemann sie gezwungen hat, schnappt sich ein Kilo Kokain und flüchtet mit ihren drei Söhnen aus der kolumbianischen Drogenhölle Medellín in die USA, nach Florida. Der Befreiungsschlag aus den Fängen viril aufgeplusterter Gockel-Dealer ist das Leit- und Leidmotiv der Miniserie. Doug Miro, Andrés Baiz und Carlo Bernard, schon für «Narcos» verantwortlich, widmeten sich mit der neuen Serie einer furchterregenden Frau, über die der einstige Drogenfürst Pablo Escobar gesagt haben soll: «Der einzige Mann, vor dem

ich wirklich Angst hatte, war eine Frau namens Griselda Blanco.»

Tatsächlich übte sie ein Terrorregime aus, beherrschte in den 1970er und 1980er Jahren das Drogengeschäft in Miami, als Monsterweib von den Machos gefürchtet. Verwunderlich war das nicht. 1943 als uneheliches Kind eines Feldarbeiters und einer Alkoholikerin in Cartagena geboren, erlebte sie schon als Kind nichts als Gewalt, Vergewaltigung, Terror – und wehrte sich mit Mord und Totschlag. Als Teenager setzte sie ihre Attraktivität ein, um sich ins patriarchale Netz zu spinnen, und knüpfte Kontakte in die USA.

Von Hass zerfressene Medea

Diese Schreckensspur einer Soziopathin, die über New York nach Florida führte, spart die Serie freilich aus; auch die Entpuppung von einem verrucht-erotischen Girl zur fetten, von Drogen und Alkohol aufgeschwemmten Boss-Bitch-Lady wird ignoriert, ihre Grösse sowieso (1,52 Meter). Dass sie erstaunlich lange das Männerimperium beherrschen konnte, lag auch an den Ermittlern, die eine Frau als Kopf eines überdreht maskulinen Kartells für unmöglich hielten.



Und so bleibt denn auch «Griselda» grosse Oper, mit einer dämonischen Sofia Vergara mit wie aus Metall gefrästen Lippen und Haarkonstruktionen und dem feurigen Blick einer von Hass zerfressenen Medea. Den gierigen Männerklauen das Gold zu entreissen, ist ihr Wille. Erst heisst es: «Ich lasse mir nicht von einer Frau Vorschriften machen.» Doch bald bleibt den Lackaffen nichts anderes übrig, bis aus einer Königin der Macht eine Salome-Furie wird, die die Männer in Kastrationsängste treibt: «Wenn noch ein Mann sagt, dass er mich beschützt, schneide ich ihm die Eier ab!»

Griselda Blancos Aufstieg zur Herrin des Koksmarktes – ein Emanzipationsdrama? Die «Tony Sopranistin» (*The New York Times*) macht

«Griselda» hält dramaturgisch die Balance zwischen konventionellem Melodram und Drogen-Reisser.

zwar feministisch Tabula rasa, stürzt aber letztlich über die alte Lebensweisheit, drei Dinge wissen zu müssen, um in dieser Welt zu überleben: «was zu viel, was zu wenig und was genau richtig für dich ist.» Richtig ist für sie nicht zu viel Frauenpower. Denn im Gegensatz zu den Männern kann sie mit der Macht dann doch nicht umgehen, wird cracksüchtig, hält alle für Verräter, stürzt. Eine Haltung, die durch die Einführung einer amerikanischen Ermittlerin gestützt wird, die sich auch gegen die Dominanz der Männer durchsetzen muss, aber nach ihrem Triumph, Griselda zu Fall gebracht zu haben, ihren Dienst quittiert – für die Familie.

Pfauenhafte Stenz-Latinos

Griselda Blanco, die nach zwanzig Jahren US-Haft in Medellín 2012 auf der Strasse erschossen wurde, wird hier zum synthetischen Spaltmaterial aus feministischem Willen, Ruhmsucht und Sehnsucht nach Familie. Dabei hält «Griselda» dramaturgisch die Balance zwischen konventionellem Melodram und Drogen-Reisser. Bei ihrer Wandlung zur «Viuda Negra», zur Schwarzen Witwe, die sich ihrer Widersacher aggressiv entledigt, wird der Kompromiss manifest: Wird ein Kind bei einer von ihr befohlenen Ballerei zum «Kollateralschaden», sackt sie zerknirscht zusammen. Die Dame hat ein Gewissen.

Beeindruckend ist das Zeitgeist-Ambiente. Die Stenz-Latinos mit ihren Halskettchen, den fast bis zum Nabel geöffneten Hemden mit Schwalbenflügelkragen und den engen Hosen stolzieren derart pfauenhaft herum, als sei ihr Testosteron über die Klamotten bis in die Haifischflossenhecks ihrer Chromschlitten gedrungen. Diese Gecken sind ein zutiefst makabres, aber auch komisches Vergnügen. Die Frauen, mit wenigen Ausnahmen, bleiben dagegen nur verkokste, schrille Party-Trabanten.

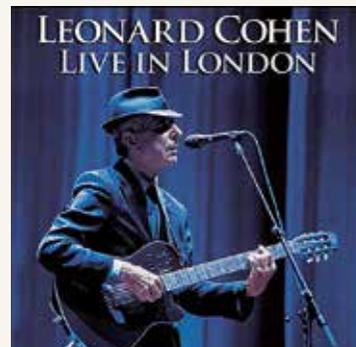
Songs für die Ewigkeit

Leonard Cohen: Hallelujah.
Live in London – youtube.com

Ich glaube, es gibt kaum jemanden in der westlichen Welt, dem dieser Song nicht schon mal begegnet ist. Sei es zum Feiern, zum Trauern, gesungen von Strassenmusikern oder in Castingshows. Er ist seinem Schöpfer wahrhaftig entwöhnt. Kaum jemand hat aber eine Ahnung, worum es in diesem Song geht.

Wüssten all die Hörer, dass es sich hier um die extrem traurige Geschichte eines vom Thron gestossenen, an den Küchenstuhl gefesselten und von seiner Liebsten geschorenen Menschen handelt – sie würden das Lied wohl kaum mehr zur Hochzeit oder als Abschiedshymne für ihre Verstorbenen wählen.

Zu den betörenden G-Dur- und e-Moll-Akkorden haucht der Verlassene, der an Gott und der Liebe zweifelt, sein Leiden heraus. Ein letztes Mal erinnert er sich an das Eindringen in seine Angebetete, wie sie sich zusammen be-



wegen, und daran, dass sie für immer gegangen ist. Nichts ist ihm mehr heilig, und völlig im Dunkeln singt und seufzt er ein wehmütiges «Hallelujah». Fünf Jahre hat Cohen an diesem Geniestreich gearbeitet. Ich empfehle die Live-in-London-Version auf Youtube. Da beben das Herz und die Seele.

Ich fuhr tatsächlich einmal in New York City 45 Minuten mit Leonard Cohen im selben Taxi. Es regnete in Strömen vom Himmel, und ich erlebte einen neugierigen Passagier, der staunte, dass wir Schweizer extra für eine Albumpräsentation in die USA reisten.

Und ich staunte noch mehr, als ich Jahre später diesen traurigsten aller Lovesongs erst richtig ergründete. Cohen steht wie Dylan unübertroffen für das Wort in der Musik.

Chris von Rohr

Genau das machte sie zur Reizfigur fürs Showbiz. 2017 entstand die TV-Serie «Cocaine Godmother» mit Catherine Zeta-Jones; in Arbeit ist für HBO eine weitere mit Jennifer Lopez. Davor gab's die Dokumentation «Cocaine Cowboys» (2006), der eine «Cocaine Cowboys 2» gefolgt war. Die Dame ist begehrt, eine Art «Punk-Traviata», unter Auslassung ihrer hässlichen Seite; aber die spart jede Oper aus. Die Hure Violetta Valéry («La Traviata») ist auf der Bühne immer ein szenisches Bonbon. In TV-Serien erst recht, wo Familientauglichkeit der Imperativ ist. 1970 wagte Roger Corman einen Film über Kate «Ma» Barker, eine ähnliche Figur wie Griselda, die mit ihren debilen Söhnen in den 1930er Jahren im Süden der USA zahlreiche Morde und Banküberfälle beging. Shelley Winters als «Bloody Mama» zeigte keine Scheu vor Hässlichkeit. Im Kino ist das möglich, im TV kaum.



Übersetzer sind Brückenbauer.
Jeder Übersetzer ist also ein
Pontifex. Nicht immer aber ein
Maximus. Kurt Steinmann

Klassik

Sterben vor zehn

Pascal Morché

Ludwig van Beethoven: Symphonien Nr. 1–9.
Herbert Blomstedt (Leitung), Staatskapelle
Dresden. Brilliant Classics (5-CD-Box)

Joseph Haydn schrieb 104 Symphonien, Mozart brachte es immerhin auf 41; die Werke flutschten ihnen nur so aus der Feder. Das beweist vielleicht auch: Die Leichtigkeit des Seins, abgesichert in höfischer Konvention, fördert die Quantität. Die Schwere – die existenzielle Schwierigkeit des Seins, das Kämpfen und Ringen als freier Künstler in bürgerlicher Einsamkeit – fördert hingegen die Qualität.

Erst mit Beethoven wird das Komponieren zur Überzeugungstat. Jetzt ist Schluss mit Musik zur Unterhaltung bei Hofe! Jetzt beginnt der persönliche Kampf um jede Note, das Leiden um jeden Ton. Jeder Takt soll, muss ein individueller, grosser, ja genialer Wurf sein – oder ab in den Papierkorb! Der symphonisch kompositorische Output ist da natürlich deutlich geringer. Der Symphoniker, der mit sich und den Noten ringt, ist froh, wenn er alle neune schafft. Weil das einigen Komponisten so ging, wurde die «Symphonie Nr. 9» zu einem Mythos, einem Fluch, zu einer Grenze zwischen Leben und Tod. Man wusste: Nach einer achten komponiert der Sennenmann gnadenlos mit.

Mögen Pedanten jetzt vier Brahms- und vier Schumann-Symphonien ins Feld führen; an fünf von Mendelssohn Bartholdy, sechs von Tschai-kowsky, sieben von Sibelius oder gar an die fünf-zehn Symphonien des Vielschreibers Schostako-witsch erinnern, es bleibt dabei: Die Liste jener Tonsetzer, die über die Neunte nicht hinaus-kamen, ist lang. Sie reicht von Ludwig van Beet-hoven, Louis Spohr, Franz Schubert, Alexander

Glasunow, Antonín Dvorák, Anton Bruckner bis zu Gustav Mahler. Immer alle neune und Schluss!

Zweifellos ist «die Neunte» von Beethoven mit ihrem Schlusschor von Schillers «Ode an die Freude» die populärste unter den Neunern. Zwar hatte der taube Komponist nach ihrer Vollendung noch drei Jahre zu leben, seine Neunte aber mauserte sich bald zum todesnahen Vermächtnis eines gebeutelten Freigeists und Titanen. Dass daraus eine etwas einfältige Melodie im Viervierteltakt als «Europa-Hymne» erhalten muss, stärkt nur den Bekanntheitsgrad des Werks. Es war Herbert von Karajan, der einen Schlusstrich, einen Endtakt für diese Melodie komponierte und sie so erst zu einem abgeschlossenen Musikstück machte. Ausserdem arrangierte der Maestro die «Freude, schöner Götterfunken»-Takte für Blasorchester, was sie für Militärkapellen tauglich werden liess. Wenn also die Europa-Hymne gespielt wird, fallen jedes Mal ein paar Gema-Gebühren für Karajans Erben ab.

Beethoven und das Mass der CD

Die Neunte Beethovens wurde sogar eine 74-minütige Masseinheit: Als Sony in den 1980er Jahren die Musik-CD entwickelte, verfügte Sony-Vizepräsident Norio Oga, dass sein Lieblingsmusikstück, eben Beethovens Symphonie Nr. 9, unbedingt auf die CD passen müsse. Ogas Wille geschah: Man entschied sich für die damals langsamste Einspielung (Furtwängler aus dem Jahr 1951), die genau 74 Minuten dauert. So hat Beethoven das Mass des silbernen Datenträgers festgelegt: zwölf Zentimeter Durchmesser, 74 Minuten Spieldauer.

Doch zurück zum «Fluch der Neunten», zurück zum Sterben vor zehn. Der extrem abergläubische Gustav Mahler fürchtete sich geradezu vor der eigenen Neunten. «Beethoven, Schubert, Bruckner, Dvorák, alle sind sie über die Neunte nicht hinausgekommen», betonte Mahler immer wieder.

Um nur keine Nummer neun schreiben zu müssen, schob er, in eigener Zählweise, nach seiner 8. Symphonie den symphonischen Liederzyklus «Das Lied von der Erde» ein. Danach schrieb er dann tatsächlich doch seine 9. Symphonie. Um diese verdammte Zahl aber auszu-tricksen, begann Mahler gleichzeitig die Arbeit an der zehnten und bemerkte zur Gattin Alma: «Jetzt ist für mich die Gefahr vorbei.» Da irrte er sich, Mahler starb nach der neunten; von seiner 10. Symphonie blieben nur Skizzen und ein Adagio. Sogar der recht sachliche Komponist Arnold Schönberg begann an den «Mythos der Neunten» zu glauben. In seinem Nachruf auf Gustav Mahler schrieb er 1911: «Was die Zehnte sagen sollte, das werden wir so wenig erfahren wie bei Beethoven und Bruckner. Es scheint, die Neunte ist eine Grenze. Wer darüber hinaus will, muss fort. Jene, die eine Neunte geschrieben haben, standen dem Jenseits zu nahe.» Nun, solche Sätze sind

irgendwo zwischen Kitsch und Marketing-Lyrik anzusiedeln, zumal Dvorák nach seiner 9. Symphonie, «Aus der neuen Welt», noch munter ein Jahrzehnt lang lebte und anderes komponierte. Mit der Neunten und bei der Arbeit an dieser hat man zu sterben. So wie Anton Bruckner: Vom vierten Satz, geplant als Hymnus zu Ehren Gottes, sind nur 181 Skizzenblätter erhalten, dann

Man wusste: Nach einer 8. Symphonie komponiert der Sennenmann gnadenlos mit.

ging's vom Irdischen ins Überirdische. Bei Beethoven und Mahler versuchte man inzwischen, unterstützt von künstlicher Intelligenz, aus hinterlassenen Skizzen und Notizen jeweils die 10. Symphonie herzustellen. Der Geschmack, der sich beim Hören solcher Machwerke im Ohr einstellt, ist schal und uninteressant – mit viel PR-Getrommel hochgejubelt, rauschen diese Zehnten kurz durch die Medien.

Strenggläubige der Zahlenmystik sehen in der Form der Neun einen Embryo – und sprechen dieser Ziffer Universalität zu. Sie sehen in ihr zugleich Anfang und Ende, Beginn und Vollendung (neun Monate Schwangerschaft). Man kann solche Spekulationen getrost für Hokus-pokus halten. Oder vielleicht ist es besser, einfach keine Symphonien zu komponieren, wenn man Angst vor der Zahl Neun hat? Es gibt auch noch Klavier- und Violinkonzerte; Kammermusik, Lieder, Opern, Oratorien. Man muss also nicht unbedingt immer ab der 8. Symphonie dem Tod ins Auge blicken.

Serie

Weltrettung auf Romanisch

Stefan Millius

L'ultim Rumantsch – Der letzte Rätoromane.
Sonntags um 18.15 Uhr auf SRF und Play Suisse

Vier Folgen lang befürchtet man das Schlimmste. Wandelt Radiotelevisiun Svizra Rumantscha (RTR) auf den Pfaden der grossen Schwester SRF? Will man uns unter dem Deckmantel einer Unterhaltungsserie zu besseren Menschen erziehen? Kann man kein einziges Mal TV schauen, ohne danach ein schlechtes Gewissen zu haben? Für diese Ängste sorgt die Hauptfigur im Fünfteiler «L'ultim Rumantsch – Der letzte Rätoromane», einer Eigenproduktion von RTR in Gemeinschaft mit SRF. Ladina Durisch ist die Enkeltochter eines Bündner Zeitungsverlegers oder, besser: des Bündner Zeitungsverlegers, denn er besitzt das Monopol auf Information im Kanton.





Aktivistisch: Annina Hunziger als Zeitungsverlegerin.

Nach seinem Tod wird sie neue Verlegerin von *Posta*, der einzigen rätoromanischen Zeitung. Erfahrung hat sie keine, besonders motiviert scheint sie nicht. Dafür hat sie jede Menge anderer Missionen. Die Welt geht bald unter, wenn wir nicht sofort unser Leben verändern, alle Unternehmer sind geldgierige Verbrecher: Die Jahre, die Ladina Durisch studierend in Zürich verbracht hat, zeigen Wirkung. Selbstverständlich gendert sie selbst in Redaktionssitzungen.

Mission erfüllt

Viermal dreissig Minuten lang wird der Zuschauer mit diesen Botschaften beschallt. Die Protagonisten erfüllen dabei jedes Klischee. Korrupte Verbandsvertreter, so unsympathisch wie nur möglich dargestellt, wollen es einer windigen Truppe von Investoren ermöglichen, ein pittoreskes romanisches Dorf in ein Disneyworld zu verwandeln. Die Jungverlegerin beschliesst, das Ansinnen publizistisch zu bekämpfen und so die Idylle zu retten. Die kleine Redaktion lässt sich nach und nach anstecken und schießt aus vollen Rohren auf alles, was nach Kapitalismus riecht.

Das ist furchtbar simpel gestrickt und einseitig bis an die Grenzen der Zuschauer-manipulation. Aber dann die grosse Überraschung: In der finalen Folge rettet sich die Eigenproduktion von RTR von der verfilmten Klimawandelwarnung plötzlich in eine erstaunlich kritische Betrachtung des Umweltaktivismus. Es wird gezeigt, wie Medien manipuliert werden und wie sich Widerstand orchestrieren lässt. Ladina Durisch produziert Fake News, um ihre Leser in Angst zu versetzen. Sie inszeniert Fotos, sie lässt ihre Freun-

de aus Zürich für eine Demonstration gegen das Tourismusprojekt anreisen, um lokalen Widerstand vorzutäuschen. Irgendwann sagt sie in der Redaktion: «Der Zweck heiligt die Mittel.» Spätestens jetzt ist klar, dass sie den von ihr Kritisierten in nichts nachsteht, was die Skrupellosigkeit angeht.

Produzenten und Autoren haben mit der letzten Folge die Kurve gerade noch gekriegt. Sie brechen aus dem ewigen Schwarzweiss aus. Vielleicht wären Hotels und Freizeitparks im verschlafenen Müntertal nicht die schlechteste Lösung und ein Instrument gegen die Abwanderung? Kann es sein, dass die Leute dort gar nicht von einer von der Weltrettung be-

Sind die Guten manchmal die Bösen und umgekehrt?

sessenen Studentin, die ihre Heimat früh verlassen hat, gerettet werden wollen? Sind die Guten manchmal die Bösen und umgekehrt?

Der Richtungswechsel kommt allerdings reichlich spät. Gut möglich, dass ein Teil des Publikums schon früher ausgestiegen ist, weil die ersten vier Folgen schablonenartige Wahrheiten präsentieren. Dabei hat die Serie auch filmisch ihren Charme – schöne Schauplätze, weitgehend solide schauspielerische Leistungen, und das Nebeneinander von Schweizerdeutsch und Rätoromanisch funktioniert ebenfalls gut. Das war auch die Absicht von RTR: die kleine Sprachgemeinschaft ins Zentrum zu rücken. Die Mission ist erfüllt – mit den erwähnten Abstrichen.

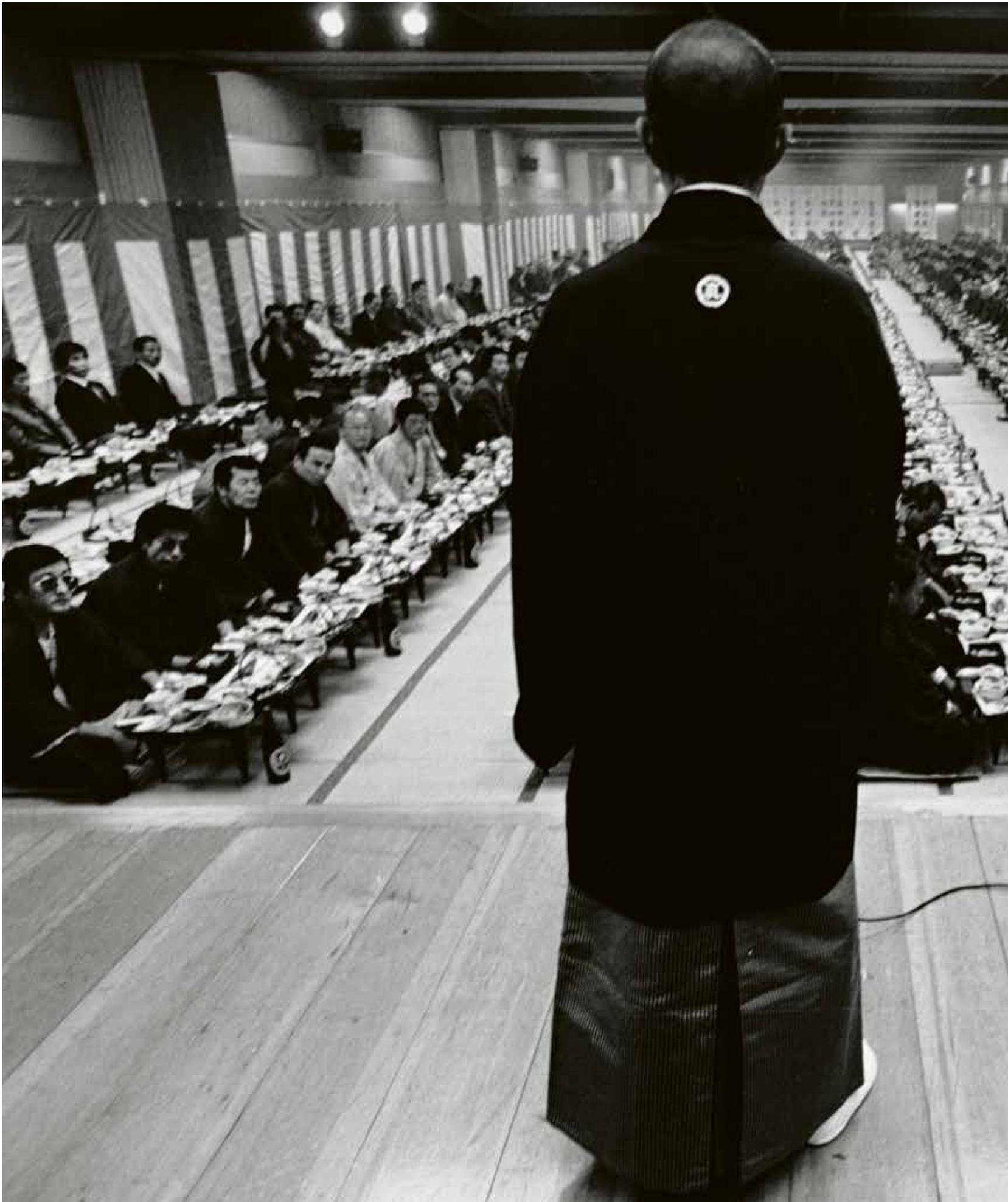
Jazz Musik aus Innerland *Peter Rüedi*

Albin Brun & Kristina Brunner: Innerland
(erhältlich bei: albin.brun@bluewin.ch)

Nein, Jazz ist das nicht, was wir auf dem Album mit dem schönen Titel «Innerland» hören. Der sei ein Kurz- und Zusammenschluss von Inner-schweiz und (Berner) Oberland, Herkunft von Albin Brun und Kristina Brunner. Die beiden sind ein Duo ohnegleichen, sie machen eine ziemlich unerhörte Musik. Albin Brun spielt das Schwyzerörgeli, ein «Eichhorn-Örgeli in B mit 8 Bässen» (lehrt uns das Cover), und er bläst auf besonders subtile Weise, mit Klarinetten-ton, das Sopransaxofon. Kristina Brunner streicht und zupft das Cello und spielt ihrerseits das Schwyzerörgeli, ein «Ott-Örgeli in C mit 18 Bässen». Und nein: Ländlermusik ist das so wenig wie Jazz. Allerdings eine Musik, die ohne Volksmusik und ohne Jazz auch kaum zu denken ist.

Sie ist eigentlich auch keine Fusion, sondern etwas Drittes, man könnte sagen: eine neue Art von Volksmusik, oder, paradox gesagt (gibt es doch kein Eigentumsrecht an der Volksmusik), eine eigene, eine «individuelle» Volksmusik. Musik «aus dem inneren Land» eben. Sie bewegt uns, als hätte es sie immer gegeben, als wären wir mit ihr aufgewachsen. Sie ist selbstverständlich, aber raffiniert; zugänglich und anspruchsvoll; mal ausgelassen tänzerisch, mal melancholisch nachdenklich; vielfarbig überraschend in den Varianten und folgerichtig im Ganzen: ein ganzes Rundumpanorama. Die beiden Örgeli umkreisen oder verflechten sich polyfon oder finden sich in einem gemeinsamen mächtigen Orgelsound. Mal kontrastiert und verschränkt sich das eine Örgeli mit dem Sopransaxofon, mal das andere mit dem Cello, mal sind Cello und Sopransax im Dialog. Immer aber geht es um Integration, um den Zusammenklang der Stimmen. «Wir erfinden das Rad nicht neu», sagte Brun zu Pirmin Bossart, «noch wollen wir mit technischen Kunststücken brillieren. Unsere Musik soll öffnen und Freude machen.»

Albin Brun ist seit langem ein Musiker, der sich jenseits folkloristischer Klischees und kommerzieller Verrenkungen als Grenzgänger zwischen den Sparten mit dem Kern alpiner Volksmusiken und deren vitalem Potenzial für zeitgenössische Musik auseinandersetzt, etwa mit seinem Alpin Ensemble oder der Formation NAH Quartett/Trio. Mit Kristina Brunner traf er sich an der Musikhochschule Luzern. Seit sechs Jahren «musizieren» die beiden im Duo. Das alte Wort trifft's genau.



«Einer, der über den Wolken lebt»: Die Gangster lauschen den moralischen Ausführungen ihres Paten.



UNTERWEGS Heisser Sake, ewige Wahrheit

Alberto Venzago

Die Mitteilung war kurz. Auf der Rückseite einer goldenen Visitenkarte stand eine Neun. Ich verlasse mit Puls 100 mein *ryokan*, mein Zuhause in Tokio. Das Zimmer misst 3,5 Tatamis. Ich rolle meinen Futon zusammen und haste raus.

In einer Stunde werde ich den ersten Kontakt mit der Yakuza haben, der japanischen Mafia. Sechs Monate hat es gedauert, bis sie mich zu einem ersten Gespräch vorladen. Ich wusste damals nicht, dass wir in den kommenden vier Jahren Freunde sein würden. Dass ich mit meiner Leica 20 000 Fotos auf Negativ schießen würde.

Tausend Killer sitzen brav wie in der Sonntagsschule auf den Tatami-Matten in einem geheimen Resort nördlich von Tokio. Meine Kamera rückt näher ran, jetzt wagt sie sich auf die Bühne, um sich dann hinter dem Sprecher zu positionieren, dem *oyabun*, «einem, der über den Wolken lebt», dem Paten!

Alle können mich jetzt sehen. Den langhaarigen *gaijin*, den Ausländer. Auf seinem Kimono steht *shinsei kai*, «ewige Wahrheit». Die Jungs erhalten moralische Belehrungen, drei Tage lang.

Der sanfte Verschluss meiner Leica klickt ein paar Mal.

Und dann ist es so weit, die Türen öffnen sich, und die Geishas strömen herein. Für jeden eine. Klick, klick.

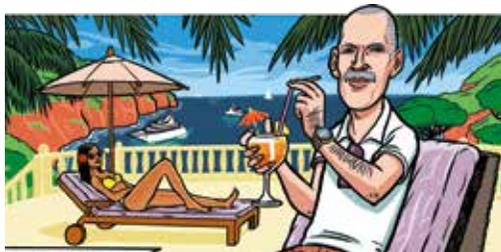
Später im *ofuro*, dem heißen Gemeinschaftsbad: nur tätowierte Körper, Szenen aus Pornos und Kriegen aus der Edo-Periode. Der heisse Sake färbt die Gesichter rot. Alle Blicke sind auf mich gerichtet. Klick, klick. Näher dran sein kannst du nicht.

Drei Wochen später bin ich Gast in einem ihrer Nobelnachtclubs im Tokioter Rotlichtviertel Kabukicho. Fünf blutjunge Japanerinnen in Kimonos knien vor mir nieder. Nach zehn Minuten nochmals fünf. Alles Schönheiten. Als ich immer noch nicht reagiere, grunzt der Sekretär neben mir: «Stell dich doch nicht so an!»

Im Hotelzimmer weiss ich nicht recht, wie ich mich verhalten soll. Ist das ein Test? Yuki und ich trinken Grüntee und lächeln uns an. Um fünf Uhr morgens fahren wir wieder runter in die Lobby. Die Lifttüre öffnet sich, und dreissig Yakuzas blicken gespannt auf Yuki. Ein versteckter Fingerzeig macht allen sofort alles klar: *no fucking fun!*

In der nächsten Nacht klopft es gegen vier Uhr an meine Tür. *It's a boy!*

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine arme Mutter

Mark van Huisseling

In gut drei Wochen entscheiden Sie, Leserinnen und Leser, ob es eine 13.AHV-Rente braucht, um die Altersarmut zu bekämpfen. Ich als einer, der aufgehört hat, von seinem Stimm- und Wahlrecht Gebrauch zu machen (Sie lasen es in dieser Spalte), gebe keine Empfehlung ab für die Volksabstimmung vom 3. März. Erzähle aber, ungetrübt wie immer, eine persönliche Geschichte aus dem aufgeladenen Feld der Altersarmut.

Die liberale Sicht, die meistens auch meine ist, erkennt wenig gute Gründe für eine durchgehende Rentenerhöhung. «13.AHV-Rente für die Goldküste. Vom Unsinn einer linken

Eine persönliche Geschichte aus dem aufgeladenen Feld der Altersarmut.

Idee», schreibt Markus Somm, Chefredaktor des *Nebelspaltes*. Und in der *Neuen Zürcher Zeitung* wurden Zahlen veröffentlicht, die zeigen, dass ärmere Menschen schon heute einen Einkommenssprung nach oben machen, wenn sie das Rentenalter erreichen. Als weiterer Beleg gegen die Initiative der Gewerkschaften dient die Tatsache, dass die über 65-Jährigen die reichste Bevölkerungsgruppe darstellen (Einkommen und Vermögen zusammengezählt). Und schliesslich gibt's für dennoch Arme die Ergänzungsleistungen. (Von den Kosten einer 13.AHV-Rente kann ich hier aus Platzgründen nicht reden, leider.)

Bei den Ergänzungsleistungen (EL) handelt es sich um Sozialleistungen, auf die jede und jeder einen Rechtsanspruch hat; sie sorgen zu-

sammen mit der AHV für materielle Sicherheit im Ruhestand. Von den Neurentnern beziehen 8 Prozent EL; im höheren Alter steigt der Anteil (über alles betrachtet, auf 12,5 Prozent oder 220 000 Menschen, hauptsächlich wegen der Zunahme von Pflegefällen). Das lässt den Schluss zu, es ist zwar schlimm für jeden, der seine alten Tage in Unsicherheit verbringen muss, doch in der Schweiz sind das wenige – und, vor allem, lösen die EL dann das Problem.

So weit die Theorie, nun zur Praxis. Ida Primus, geboren 1933 in Kärnten, wanderte Anfang der 1950er Jahre in die Schweiz ein, um im Emmental zu arbeiten. Sie heiratete einen holländischen Einwanderer mit Namen Silvester van Huisseling. Das Paar zog nach Bern, und die Frau fand eine Stelle im Konsum in Bümpliz an der Kasse ab der Zeit, als ihr Sohn in den Kindergarten ging. Meine Mutter führte ein bescheidenes Leben, der Traum vom Wohneigentum wurde nicht wahr, trotzdem schien ein geldsorgenfreier Lebensabend gewährleistet. Doch die überschaubare Errungenschaft der Eheleute wurde mehrheitlich ausgegeben für meinen Vater, nachdem er an Demenz erkrankt war und seine letzten Jahre in einem Pflegeheim zubrachte.

Meine fast vermögensfreie Mutter bezog eine kleine Wohnung, die ich kaufen und ihr überlassen konnte. Jetzt ist sie 91 Jahre alt und, nach Sturzunfällen, nicht mehr in der Lage, ihren Haushalt zu führen. Also bewarb sie sich im nahen Alterswohnheim um eine 1-Zimmer-Wohnung mit dem günstigsten Betreuungsangebot. Nach Sichtung ihrer Steuererklärung lehnte der Heimleiter den Antrag sogleich ab – die Ausgaben würden das Einkommen übersteigen (es besteht aus der AHV-Altersrente sowie einer BVG-Rente). Ich entgegnete, genau dafür gebe es die Ergänzungsleistungen. Doch er hielt entgegen, EL bekomme vielleicht, wer als Pflegefall eingeschätzt werde und monatlich 8000 oder so Franken ungedeckte Kosten verursache. «Aber kaum jemand, dem 1500 Fränkli fehlen, weil sie noch fit genug ist für das leichteste Service-Paket.» Ein Umzug ins Wohnheim sei in einem solchen Fall ein «Lifestyle-Entscheid», in den Augen der Behörde.

Der Heimleiter hatte natürlich recht: «Kein Anspruch», lautete das Urteil der zuständigen AHV-Ausgleichskasse Bern. Und die Begründung ist elegant (oder zynisch):

Die Lebenskosten der Antragstellerin steigen gar nicht an nach dem Eintritt ins Wohnheim. Weil die Auslagen für die Betreuung (etwa Notfallbereitschaft, Aktivitäten oder Alltagsgestaltung) nicht dazugezählt werden; die Bewerberin ist ja (noch) kein Pflegefall, hat bloss eine freiwillige Anpassung ihrer Umstände vorgenommen, ohne Not, mit 91.

Jetzt bin ich mir nicht mehr sicher, ob die kleine Zahl Bezügerinnen und Bezüger von Ergänzungsleistungen ein Hinweis darauf ist, wie grosszügig die AHV in der Schweiz bemessen ist. Oder darauf, wie hoch die Hürden sind, die die Alten überwinden müssen, um EL zu bekommen.



UNTEN DURCH

Im Schatten der Männer

Linus Reichlin

Eine Schweizer Tageszeitung veröffentlichte kürzlich einen Text über die Designerin Rosmarie Baltensweiler, der Titel lautete: «Im Schatten ihres Mannes designte sie meisterhafte Lampen». Das leuchtet ein. Denn im Schatten ihres Mannes war es dunkel, folglich benötigte Frau Baltensweiler Lampen. Und anstatt sie zu kaufen, machte sie sie selber, so wie die Frauen früher die Socken selber strickten. Sie strickten sie im Schatten ihrer Männer. Dazu benötigten sie kein Licht, denn man strickt mit den Händen, nicht mit den Augen. Geübte Strickerinnen können sogar mit geschlossenen Augen stricken. Deshalb war das Stricken für Frauen, die im Schatten ihrer Männer lebten, früher die ideale Freizeitbeschäftigung.

Aber Frau Baltensweiler war eine moderne Frau, sie wollte im Schatten ihres Mannes etwas sehen. Sie fertigte im Schein eines Teelichts die technische Zeichnung für die Designerlampe

an. Um die Masse für die Lampe auf den Millimeter genau in die Zeichnung eintragen zu können, benutzte sie im Schatten ihres Mannes ein fluoreszierendes Lineal. Als die Zeichnung fertig war, stand Frau Baltensweiler vor der grössten Herausforderung: Wie sollte sie im Schatten ihres Mannes die Materialien finden, die nötig waren, um den Prototyp der Designerlampe herzustellen? Aber irgendwie hat sie es geschafft: bravo! Chapeau! Frau Baltensweiler hat allen Frauen gezeigt: Ihr könnt im Schatten eurer Männer Lampen konstruieren, wenn ihr es nur immer wieder versucht!

Meine Grossmutter hat im Schatten ihres Mannes sogar ein Mehrfamilienhaus gebaut. Als mein Grossvater starb und sein Schatten verschwand, konnte man das Haus dann auch sehen, und nun war es möglich, die Wohnungen zu vermieten. Allerdings standen jetzt meine Mutter und ihre Schwestern im Schatten meiner Grossmutter. Aber das war weniger schlimm. Denn der Schatten von Frauen ist von Natur aus transparenter als der von Männern. Eine Tochter, die im Schatten ihrer Mutter steht, kann wenigstens noch ihre eigene Hand vor den Augen sehen. Das Licht reicht immerhin für ein Studium der Kunstgeschichte.

Oder nehmen wir Richard Burton. Er stand im Schatten seiner Frau Elizabeth Taylor, aber er konnte dennoch ein paar Filme drehen. Der Mann der früheren Bundeskanzlerin Angela Merkel stand im Schatten seiner Frau, aber er brachte es dort bis zum Spezialisten für die Energetik und Dynamik heterogener Katalyseprozesse. Ausserdem strich er seine Butterbrote selbst und besass einen Handstaubsauger. Er wäre nie auf die Idee gekommen, im Schat-

Allerdings standen jetzt meine Mutter und ihre Schwestern im Schatten meiner Grossmutter.

ten von Angela Merkel eine Designerlampe zu bauen, einfach, weil Frauenschatten dezenter sind, heller, irgendwie freundlicher, kommunikativer und weltoffen.

Herr Curie stand im Schatten von Marie Curie, der Entdeckerin der Radioaktivität. Aber der Schatten verdunkelte ihn nicht, ganz im Gegenteil, Herr Curie strahlte sogar! Nein, im Ernst: Wir Männer müssen endlich verantwortungsvoller mit unserem Schatten um-

gehen. Einmal pro Jahr müssen wir unseren Schatten kritisch inspizieren und uns fragen: Steht da vielleicht jemand drin? Manchmal merkt man das ja erst, wenn die Frau einen verlässt oder die Tochter zu trinken beginnt. Und wenn wir bei der Überprüfung sehen, okay, in unserem Schatten steht tatsächlich jemand, müssen wir uns fragen: Wie können wir verhindern, dass das publik wird? Zum Problem wird es ja erst, wenn die Leute – meistens Frauen – aus dem Schatten heraustreten und rufen: «Hallo, hier bin ich!» Am besten verlangt man als Mann von der Frau, die in unserem Schatten steht, dass sie eine Nichtheraustretens-erklärung unterschreibt, mit hoher Konventionalstrafe!



SEX Leicht übertragbar Dania Schifftan

Liebe Dania, ich habe mir irgendwo Chlamydien eingefangen. Was ist das effektivste Mittel, um diese wegzubringen und mich in Zukunft davor zu schützen? R. S., Reinach

Chlamydien gehören zu den häufigsten sexuell übertragbaren Infektionen. Sie sind leicht übertragbar, und viele Menschen wissen oft gar nicht, dass sie sie haben. Man schätzt, dass in der Schweiz etwa 3 bis 10 Prozent der sexuell aktiven Menschen infiziert sind. Doch bei vielen treten keine Krankheitszeichen auf, sodass die Bakterien unentdeckt bleiben.

Die Bakterien vermehren sich in Schleimhäuten, weshalb sie bei allen Sexpraktiken übertragen werden, bei denen diese direkt aufeinandertreffen. Die meisten Menschen stecken sich beim ungeschützten Geschlechts- und Analverkehr an. Doch auch eine Übertragung

über Sexspielzeug, Handtücher oder die Finger ist möglich.

Chlamydien werden am sichersten mit Antibiotika behandelt. Wollen Sie sie wieder loswerden, sollten Sie deshalb einen Termin in einer gynäkologischen Praxis vereinbaren und

Sie sollten den Personen, mit denen Sie in den letzten sechs Monaten Sex hatten, Bescheid sagen.

sich ein passendes Medikament verschreiben lassen. Ausserdem sollten Sie den Personen, mit denen Sie in den letzten sechs Monaten Sex hatten, Bescheid sagen. So können diese sich ebenfalls testen und behandeln lassen, um die Bakterien nicht unkontrolliert weiterzugeben.

Der sicherste Weg, sich nicht erneut zu infizieren, ist Safer Sex. Mit Kondomen kann das Risiko einer Übertragung sehr stark gesenkt werden. Für den Oralverkehr gibt es sogenannte Lecktücher, die den direkten Kontakt von Mund und Vulva verhindern. Grundsätzlich ergibt es bei wechselnden Sexualpartnern Sinn, darüber zu sprechen. Da die Infektion auch ohne Krankheitsanzeichen verlaufen kann, werden Chlamydien sonst schnell weitergegeben. Ein regelmässiger Test ist dann sinnvoll, um sich selbst und andere zu schützen. Mehr zu diesen und anderen Themen können Sie auf www.lilli.ch finden. Eine Website, die ein tolles Beratungsteam hat. Ich bin ein Mitglied davon.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an daniam@weltwoche.ch



„Das soll wohl ein Witz sein?!...“

Leuchtend wie eine Donut-Glasur



Hailey Bieber im «glazed donut»-Look.

Der vielgescholtene «Jugendwahn» im sorglosen Lebensgefühl von Generation X und Y ist vorbei. In den Alterskohorten der heute zirka 25-Jährigen und Jüngeren, der Generationen Z und Alpha, machen Trendexperten ein zwar vergleichbares Phänomen aus, das allerdings durch seine Bezeichnung umgedeutet wird: «aging anxiety» – die Angst vor dem Altern. Nicht etwa Pickelcreme und Deodorants boomen, sondern Skincare-Pro-

dukte wie Hyaluronsäure. Angeheizt durch soziale Medien, etabliert sich ein Look als ideal, der die Haut feucht glänzend erscheinen und der sich, wie suggeriert wird, nur mit sehr teuren Produkten erreichen lässt. Dermatologen zeigen sich durch den Trend besorgt, und Experten kritisieren die Umbenennung von «Schönheitsprodukten» in «Pflegeprodukte». Der Trend zu leuchtenden Gesichtern liegt in Zeiten von Tiktok, wo es darum geht, sein di-

gitaies Publikum zum Daumenshoppfen zu animieren, auf der Hand. Für die Beauty-Industrie macht sich das bezahlt: Keine Altersgruppe gibt mehr Geld für Skincare aus als die jüngste.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

PEANUTS
by SCHULZ



Himmliche Residenz

Es gibt fast nichts, was es nicht gibt: zum Beispiel eine schwimmende Kirche, in der man wohnen kann.

Für Immobilienmakler ist dieses Objekt ein Traum: Das Bild einer schwimmenden Kirche verbreitet sich von ganz allein und wie ein Lauffeuer. Es dürfte also nicht lange dauern, bis die floridianische «Former Chapel on the Bay» zu einem guten Preis verkauft werden kann. Ausgeschrieben ist sie für 699 000 Dollar.

Von einem Trend zu sprechen, wäre übertrieben, aber Bauten wie diese Kapelle waren einmal ziemlich hoch im Kurs. 1834 gründeten episkopale Seeleute das Seamen's Church Institute of New York and New Jersey. Dazu gehörte auch die Errichtung der ersten schwimmenden Kirche Amerikas, die bei Manhattan vertäut wurde. Eine weitere kam auf dem Delaware River dazu. Im Laufe des 19. Jahrhunderts bauten christliche Gemeinschaften etwa ein halbes Dutzend schwimmende Gotteshäuser. Im 20. Jahrhundert verloren sie an Attraktivität: Sie gerieten entweder in Vergessenheit oder wurden ins Festland integriert.

Die Verkaufagentur der «Former Chapel on the Bay» schreibt, dass es sich dabei um eine von weltweit bloss zwei Schiffkirchen handle.

Die andere befindet sich in Australien. Dort hatte der Spiritus Rector der chapel, Schiffsarchitekt Daniel J. Avoures, auch die Idee zu diesem extravaganten Gebäude: Auch in Amerika sollte man auf dem Wasser heiraten können. Denn zu diesem Zweck baute das Architekturbüro die chapel und ihren gut neun Meter hohen Turm.

Über dreissig Tonnen schwer

Später wurde sie für 1,3 Millionen Dollar renoviert und zu einem ziemlich luxuriösen bewohnbaren Hausboot umgebaut. Es verfügt über ein offenes Wohnzimmer, eine moderne, mit Marmorplatten verkleidete Küche, eine überdachte Terrasse und zwei Schlafzimmer. Zur Ausstattung gehören zudem eine Klimaanlage und ein Acht-Kilowatt-Generator, der Geräte wie den Fernseher oder den Kühlschrank mit Strom versorgt. Die Fensterscheiben seien Hurrikan-sicher, und die Kapelle stehe fest wie ein Fels in der Brandung, heisst es. Natürlich fährt die Kirche auch: Zwei Cummins-Dieselmotoren sorgen dafür, dass sich das über 33 Tonnen schwere Flosskonstrukt zuverlässig fortbewegen lässt.



THIEL

Nationalsozial

Opa: Wogegen demonstriert ihr hier?

Teenie: Gegen Nazis.

Opa: Wieso?

Teenie: Die Nazis sind Kriegsverbrecher.

Opa: Es ist achtzig Jahre her, seit die Alliierten dem Nationalsozialismus in Deutschland ein Ende setzten. Es ist löblich, dass auch ihr nach fast einem Jahrhundert gemerkt habt, dass die Nazis Verbrecher waren. Aber warum habt ihr so lange gebraucht, um das zu merken?

Teenie: So alt sind wir noch gar nicht.

Opa: Stimmt, ihr seht eher so aus, als wärt ihr noch keine zwanzig; und die Ältesten hier sind vielleicht so um die sechzig oder siebzig, schätze ich. Das erklärt natürlich, weshalb die Jüngeren unter euch erst jetzt merken, dass der Nationalsozialismus mies war. Aber die Älteren unter euch scheinen ja doch immerhin seit den 1960er Jahren Zeit gehabt zu haben, um über den Nationalsozialismus nachzudenken und herauszufinden, dass er nichts taugt. Damit seid ihr ganz offensichtlich die letzten Deutschen, die sich nun auch endlich klar gegen den Nationalsozialismus auszusprechen wagen.

Teenie: Wir werden dafür sorgen, dass die Nazis nie mehr an die Macht kommen.

Opa: Wie gesagt, das haben die Alliierten bereits vor langer Zeit erledigt.

Teenie: Solange noch Nazis frei rumlaufen, demonstrieren wir gegen Nazis.

Opa: Ehrlich gesagt, ich glaube, die meisten sind mittlerweile gestorben.

Teenie: Hey, hier ist ein Nazi-Leugner!

Demonstrant: Hau dem Opa eins in die Fresse!

Demonstrantin: Mach ihn fertig!

Demonstrant: Wehrt euch gegen diese Nazi-Leugner!

Teenie: Kauft nicht bei Nazi-Leugnern!

Andreas Thiel



Davon gibt es nur noch zwei: «Former Chapel on the Bay» in Florida.



Motiviert: Kanusportler Mike Kurt, Ex-YB-CEO Alain Kappeler (Ak-Zent).



Entspannt: Eishockey-Experte Klaus Zaugg, Tourismusprofi Harry John.



In Form: Tennis-Champion und Schweiz-Fan Boris Becker.



Referent und Autor Magnus Lindkvist, Lucie Moritz und Verleger Louis Krebsler.



Stargast: Symposium-Co-Chef Thomas Dürr, Polit-Idol Joschka Fischer und Urs Kessler, CEO Jungfrauabahn.

BEI DEN LEUTEN

Für mehr Authentizität

Zum 18. Mal fand in Interlaken das prominent besetzte internationale Alpensymposium statt.

André Häfliger

Für Iris Huggler (CEO Jungfrau World Events) und Thomas Dürr (Chef Act Entertainment) war es die Premiere als Gastgeberduo. «Gesicht zeigen» lautete das Motto dieses Jahr. Dürr weiss: «Wer Gesicht zeigt, zeigt auch Charakter!» Der Event mit 300 Gästen soll ein Plädoyer für Authentizität, Transparenz, Verlässlichkeit von Aussagen und mit echtem Dialog zu neuen Lösungen sein. Huggler: «Vom Greenfield-Festival zum Symposium, wir sind die Rocker unter den Foren. Persönlich, familiär – das macht uns aus.» Symposiumsmoderator Florian Inhauser entgegnete mit Witz: «Ich bin weniger der Rocker, eher der Typ von Musik auf der Warenhaustreppe.»

Die Superstars der 18. Ausgabe waren Joschka Fischer (immer noch cool in Jeans), Grünen-Vizekanzler 1998 bis 2005, und Tennis-Ikone Boris Becker (1991 Weltnummer 1). Fischers markante Worte: «Putin will die Weltmachtstellung seiner Nation zurück. Dafür braucht er die Ukraine. Ein Waffenstillstand ist möglich, aber dazu braucht es eine Kontrolllinie. Europa muss sich fragen: Sind wir dazu bereit? Ich muss

sagen: Nein!» Becker freute sich, in der Schweiz zu sein: «Was für ein herrliches Land, was für ein tolles Hotel!» Dafür hat der Chef des «Victoria-Jungfrau Grand Hotels» mit seiner Crew viel getan. Peter Kämpfer beim Rundgang mit Referent Bernhard Heusler: «Wir haben in der alten Dame alle Zimmer renoviert und klimatisiert sowie einen Kids-Klub, ein Aussenschwimmbad und das Gourmetrestaurant «Radius» gebaut.» Kostenpunkt: 35 Millionen Franken.

Zurück zum Symposium. Weitere namhafte Referenten waren Charlie Chaplins Sohn Eugene Chaplin, der einst als Tontechniker der Rolling Stones, von David Bowie und Queen arbeitete. Und: SRF-Moderator Urs Leuthard, Jungfrauabahn-CEO Urs Kessler. Talk-Gäste waren unter anderen Mobilezone-Gründer Hans-Ulrich Lehmann, Bestsellerautorin Yaël Meier, der frühere EHC-Kloten-Präsident Mike Schälchli und Musiker Marc Trauffer. Weltwoche-Chef Roger Köppl leitete eine prominente Talk-Runde unter anderem mit dem Kommunikationsexperten Sacha Wigdorovits, Ehemann von Ingrid Deltenre, ehemalige SRF-Direktorin.



Gerade angekommen:
Referent Bernhard Heusler.



Mit Elan:
Erika Arnold und Shila Suter (TIT-PIT GmbH).



Kaffeepause: Co-Gastgeberin Iris Huggler,
Symposium-Moderator Florian Inhauser.



Unternehmer Andreas Angehrn,
PR-Berater Sacha Wigdorovits.



Verköstigt: Christoph Lang (Flughafenregion
Zürich), Alain Biner (Smiling Gecko).



Handschlag:
Musiker Trauffer, begrüsst von Hoteldirektor Peter Kämpfer.



Gern gesehen: Society Lady Irina Beller,
Kommunikationsprofi Ferris Bühler.

Paradies für gutbetuchte Gastrosophen

Werneckhof, Werneckstrasse 1,
D-80 802 München, Tel. +49 89 244 189 190

Sigi Schelling, aufgewachsen auf einem Bauernhof im Bregenzerwald, hat sich einen der besten Köche zum Vorbild und Ausbilder genommen: Vierzehn Jahre lang stand sie an der Seite von Hans Haas im Münchner «Tantris» am Herd, bis Haas leider Ende 2020 in den verdienten Ruhestand trat. Seine begabte Souschefin Sigi Schelling hat sich, nachdem sich die «Tantris»-Eigentümer statt für sie für den kanadischen, früheren «Troisgros»-Chef Benjamin Chmura als Nachfolger entschieden hatten, 2021 in Schwabing im «Werneckhof» am Rand des Englischen Gartens selbständig gemacht. Ihr Lokal wurde 2022 von «Michelin» mit einem Stern versehen, und es ist nicht gerade einfach, einen freien Tisch zu ergattern: Wer eine Reise nach München plant, soll-



te frühzeitig reservieren, denn das Haus ist nur von Mittwoch bis Samstag geöffnet. Über Mittag wird ein Vier-, am Abend ein Fünfgangmenü angeboten. Schellings Philosophie: «Kochen ist mein Leben»; Gradlinigkeit, Leidenschaft, Streben nach Perfektion und Wertschätzung für authentische und hochwertige Produkte. Das Essen ist von der zeitgemässen französischen Küche geprägt, mit lokalen Einsprengseln, vor allem aber mit einer von vielen vorzüglichen deutschen Gewächsen geprägten Weinkarte. Alles kommt sehr

elegant und leicht daher. Auf Luxus wird weder bei den Produkten noch beim Service verzichtet, aber dem Küchenstil von Haas, der auf jeden unnötigen Schnickschnack verzichtete, bleibt sie so gut wie möglich treu. Irgendwo war von ihr zu lesen, dass der Lavendel in den Wäscheschrank und nicht ins Essen gehöre. Und diese Konsequenz setzt sich durch!

Als Amuse-Bouche wurde uns Tun-Tatar mit Meerrettich-Kartoffel-Schaum sowie ein Stück Entenleber mit Haselnuss serviert. Dann folgten Schlag auf Schlag bretonischer Hummer auf Trevisano mit schwarzem Trüffel, Saibling mit Erbsenpüree auf Fregola-Sarda-Kaviar und Räucheraalcreme, eine konfierte Seezunge mit Taschenkrebs und Artischocken, ein Poltinger Lammrücken, Bohnen und Polenta. Die perfekt zubereitete Masse an Luxusprodukten hat ihren Preis: 240 Euro pro Person, mit Käse von Maître Antony 28 Euro mehr.

WEIN / PETER RÜEDI

Weisses Unikum

Zündel Azienda Agricola: Albaluce 2021.
Ticino DOC. 12,5%. Vinothek Brancaia,
Zürich. Fr. 37.–. vinothek-brancaia.ch

Christian Zündel ist ein Mann, für den Pflanzen sind, was sie sind, als das sie aber die wenigsten von uns verstehen: Lebewesen (hat sich je eine Veganerin über den Schrei des Salats entsetzt?). Zündel, ursprünglich promovierter Bodenkundler, ist eine charismatische Figur des Tessiner Weinbaus, den er mit ein paar anderen Deutschschweizern in den achtziger Jahren revolutioniert hat. Jetzt ist er ein Winzer im teilweisen Ruhestand. Seinen kleinen, hochrenommierten Betrieb im Malcantone hat er seiner Tochter Myra und seinem Sohn Manuel übergeben. Vor allem Myra sorgt für Kontinuität, sie kümmert sich um den Keller und keltert die Weine, bisher ganz im subtilen Stil ihres Vaters. Der schwebt sozusagen noch als Geist über den Fässern. Die Arbeit in den Reben allerdings ist nach wie vor sein geliebtes Feld. Der vitale und witzige *agricola doctus* mit einem Hang zum Under-



statement hat sein Ohr in den Reben und an deren Wurzeln.

So hat ihn vor ein paar Jahren eine «Katastrophe» ganz persönlich getroffen: die Ausbreitung der Flavescence dorée, der Goldgelben Vergilbung, einer gefährlichen bakteriellen, durch Insekten übertragenen Rebenkrankheit. Sie ist besonders verhängnisvoll für die empfindliche Chardonnay; neben den roten Sorten im mythischen «Orizzonte» (Merlot/Cabernet) und «Terraferma» (Merlot) und Weissen wie «Velabona» oder «Coò» Zündels andere Leidenschaft. Die Krankheit mit dem pleonastischen Namen ist schwer zu bekämpfen (Agroscope empfiehlt als Massnahme: Ausreissen der befallenen Stöcke). Zündel, seit zwanzig Jahren Anhänger einer

biodynamischen Landwirtschaft, ist seit je besonders interessiert am Weinbau in der insubrischen Nachbarschaft, im sogenannten Nordpiemont und überhaupt in den weniger bekannten Zonen des Piemont. So verfiel er bei der Suche nach Alternativen auf eine wenig bekannte Rebe aus dieser Nachbarschaft.

Erbaluce, auch genannt Albaluce wie eben auf der Etikette der Zündels, macht in der Kelterung durch Myra einen Wein ganz nach dem Gusto ihres Vaters: filigran und finessenreich in der Aromatik, mit subtilsten Noten von Zitrusfrüchten, Grapefruit und Pfirsich; und mit einer vitalen, aber gebändigten Säure. Besonders aber ist bei allem Charme ein mineralischer Biss unverkennbar. Ein fadengrader, originaler Weisser. Am Ende lecken wir uns, gleich, ob real oder in der Vorstellung, einen Hauch Salz von den Lippen.

Ein piemontesischer Exot aus Tessiner Erde ist dieser Albaluce schweizweit ein Unikum. Vom 2021er gibt es bei Zündel gerade mal tausend Flaschen. Einstweilen. In kommenden Jahren, verspricht er, sollen es mehr werden.

Ganz einfach

Elektromobilität ist längst nicht mehr nur Gutverdienern vorenthalten, wie sich am Beispiel des Kia Niro EV zeigt.



Wenn ich irgendwo in einem Gespräch erzähle, dass ich mit einem Elektroauto den Ort der Konversation erreicht habe, wird die Diskussion sehr schnell grundsätzlich. Mit anekdotischer Evidenz, die Journalisten vorbringen, sollte man zwar äusserst vorsichtig umgehen, dennoch wage ich die Behauptung, dass Elektromobilität noch einige Zeit benötigen wird, damit daraus eine Massenbewegung wird. Die Skepsis ist immer noch gross, jedenfalls schliesse ich das aus vielen Unterhaltungen zum Thema.

Dabei ist beispielsweise der Anschaffungspreis eines BEV (Battery Electric Vehicle) gar nicht mehr die grösste Hürde. Den Kia Niro EV zum Beispiel, den ich kürzlich als sehr angenehme Erfahrung erleben konnte, gibt es schon für 39 950 Franken, mit etwas mehr Ausstattung als Modell «Style» beträgt der Preis 49 500 Franken. Die Leasingraten liegen unter 400 Franken, und sieben Jahre Werksgarantie, unabhängig von einem Besitzerwechsel, sind bei Kia in der Schweiz inbegriffen. Vor allem aber bekommt man ein sehr gut gemachtes Elektrofahrzeug mit eigenständigem Design und umfangreicher Komfort- und Technikausstattung.

Der Kia Niro EV ist der unkomplizierte Kumpel unter den familien- und alltagstauglichen Fahrzeugen. Um im Bild zu bleiben, ist das Crossover-SUV aus Südkorea wie ein guter Freund, der niemals nein sagt, wenn man ihn um einen einfachen Gefallen bittet. Zum Beispiel einem beim Transport des neuen Flachbildfernsehers zu helfen oder jemanden vom Flughafen abzuholen.

Im Niro haben vier Leute und etwas Gepäck bequem Platz, als Fahrer herrscht man über eine kleine Armee an Systemen, die einem Leben und Fahren einfacher machen. Selbst das Bedienkonzept, das nicht auf unübersichtliche, weitverzweigte Menüs, sondern auf elegante Tasten setzt, scheint mir sehr gelungen. Die wichtigsten Funktionen sind in einer Bedienleiste in der Mittelkonsole zu erreichen, wobei die Tasten doppelt belegt sind. So kann schnell zwischen Klima-, Entertainment- und Navigationsfunktionen umgeschaltet werden.

Bei tiefen Temperaturen beträgt die Reichweite im Niro rund 300 bis 350 Kilometer. Das scheint zunächst nicht allzu viel zu sein, ermöglicht jedoch für mutmasslich 90 Prozent aller Einsatzzwecke einen völlig ausreichenden Bewegungsradius. Bei günstigeren Wetterbedingungen kommt das Auto bis zu 460 Kilometer weit. Am Beispiel des Kia Niro EV kann gut gezeigt werden, dass Elektromobilität ganz leicht gehen würde und gar nicht so teuer ist. Woran es liegt, dass sie sich trotz der unbestreitbaren Vorteile wie ruhiger Fahrkomfort und verhältnismässig einfaches Nachladen von Energie noch nicht breit durchgesetzt hat, bleibt noch herauszufinden.

Kia Niro EV

Motor/Antrieb: Elektromotor, Frontantrieb, 1-Gang-Getriebe; Leistung: 204 PS / 150 kW; max. Drehmoment: 255 Nm; Hochvoltspeicher (Lithium-Ionen-Polymer): 64,8 kWh; max. Ladeleistung: 100 kW (DC); Reichweite: 460 km (WLTP); Verbrauch (WLTP): 16,2 kWh/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 7,8 sec; Höchstgeschwindigkeit: 167 km/h; Preis: Fr. 39 950.–; Testwagen: Fr. 49 950.–



OBJEKT DER WOCHE

Vom Bau zur Frau

Quencher H2.0 Tumbler von Stanley
Online für 49,95 Euro erhältlich

Sie ist 26,5 Zentimeter hoch, fasst 1,18 Liter, wiegt 635 Gramm, ist in unauffälligen Pastellfarben erhältlich und derzeit unter jungen Leuten ein Renner. Die Rede ist von einer praktischen Thermosflasche namens Quencher. Der Kult um den isolierten Becher ist so gross, dass der Betriebsumsatz seines amerikanischen Herstellers Stanley in den letzten vier Jahren von 73 Millionen Dollar auf 750 Millionen hochschnellte.

Stanley existiert seit 1913 und hat sich auf bruchstabile Thermosflaschen für Bauarbeiter spezialisiert. Die Produktion des Quencher endete 2019. Doch auf eine Initiative des Konsumblogs «The Buy Guide» hin, der das Produkt im Angebot hatte, stellte Stanley nochmals 5000 Flaschen her. Diesmal allerdings nicht für den Bau, sondern für die Frau: in leichten Pastelltönen und unter der ausdrücklichen Erwähnung, dieser Quencher sei extra für Frauen gemacht. Die Aktion und weitere geschickte Marketing-Bestrebungen führten schliesslich zu einem Trend unter Teenagern: Wer dazugehören wollte, musste einen Quencher haben. Die zeitgeistige Achtsamkeit spielt dabei natürlich auch noch eine Rolle: Mit dem wiederverwendbaren Getränkebehälter lässt sich wunderbar das eigene Umweltbewusstsein zur Schau stellen. Informationen auf eu.stanley1913.com

Benjamin Bögli

Nadia Damaso, Kochbuchautorin

Die Stimme der Natur hat die Bündnerin am meisten geprägt, sie würde die Partei der Liebe wählen und hat einen Vorschlag, wer in den Bundesrat gehört.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Nadia Damaso: Menschen, die zum Beispiel Strassen oder öffentliche Einrichtungen sauber halten oder in Hotels und Restaurants arbeiten.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Damaso: Dass wir spirituelle und multidimensionale Wesen sind, die eine menschliche Erfahrung machen – und nicht umgekehrt –, und dass das Leben hier auf der Erde nur eine Reise ist.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Damaso: Mehr als mein *Gottmeitli*, das eineinhalb Jahre alt ist, und weniger als George Clooney! Mehr dazu sage ich nicht ...

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Damaso: Humor, emotionale Offenheit und Intelligenz, Spontaneität, Ehrlichkeit, Empathie, eine positive Einstellung und Dankbarkeit, ein gesundes Selbstvertrauen, ein Bewusstsein und Respekt gegenüber sich selbst und auch gegenüber anderen.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Damaso: Angst ist nicht wirklich präsent in meinem Leben. Ich hatte schon immer ein riesiges Urvertrauen ins Leben und in alles, was passiert oder eben nicht passiert.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Damaso: Das Duo Divertimento, etwas Humor würde doch nicht schaden, oder?

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Damaso: Ich glaube an eine höhere Kraft, die in uns allen lebt und präsent ist. Ob man dies nun Gott, das Universum oder was auch immer nennt: Je mehr man sich Zeit für sich selbst nimmt und eine tiefere Verbindung zum Herzen herstellt, desto mehr spürt man diese Kraft auch in sich. Sie kann einen über die Intuition leiten, führen, bestärken.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Damaso: Die Partei der Liebe. Gibt es die? Wenn nicht, sollte man sie einführen, davon kann es nie zu viel geben!

Weltwoche: Wann hatten Sie das letzte Mal Sex?

Damaso: Direkt. (*Lacht*) Die genaue Uhrzeit und den Ort möchten Sie auch noch wissen?



«Riesiges Urvertrauen»: Bestsellerautorin Damaso, 28.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Damaso: «Kusanagi» von Odesza.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Damaso: Klar habe ich auch Momente, in denen ich an mir *rumpöbele*, aber ich lerne, mich so zu akzeptieren, wie ich bin. Wir sind alle einzigartig und gut so, wie wir sind. Wenn solche Gedanken aufkommen, dann erinnere ich mich einfach daran, wer ich im Herzen bin. Wohin der Fokus geht, fließt auch die Energie. Darum lieber auf das fokussieren, was ich gut finde.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Damaso: Gegen Paul Walker hätte ich nichts einzuwenden – er ist aber leider nicht mehr am Leben. Aber ich kann ihn ja in meinen Träumen besuchen. (*Lacht*)

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Damaso: Nein.

Weltwoche: Welchen Rat würden Sie der fünfzehnjährigen Nadia geben?

Damaso: Bleibe du selbst, egal, was andere sagen und denken, und verliere nie dein Urvertrauen. Es leitet dich genau an die Dinge und Menschen, die für dich bestimmt sind.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Damaso: Verzeihen kann ich gut, vergessen tue ich aber nicht. Ich kenne meinen Wert und möchte dem auch treu bleiben. Wenn so etwas passieren sollte, würde ich es als Zeichen ansehen, dass ich etwas Besseres verdient habe.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Damaso: Ich ernähre mich seit sieben Jahren rein pflanzlich. Ab und zu mal ein Stück Schweizer Käse in den Bergen kann jedoch lecker sein.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Damaso: Man kann nur noch aus dem Herzen und mit Empathie handeln, ohne den Drang nach Macht und Besitz.

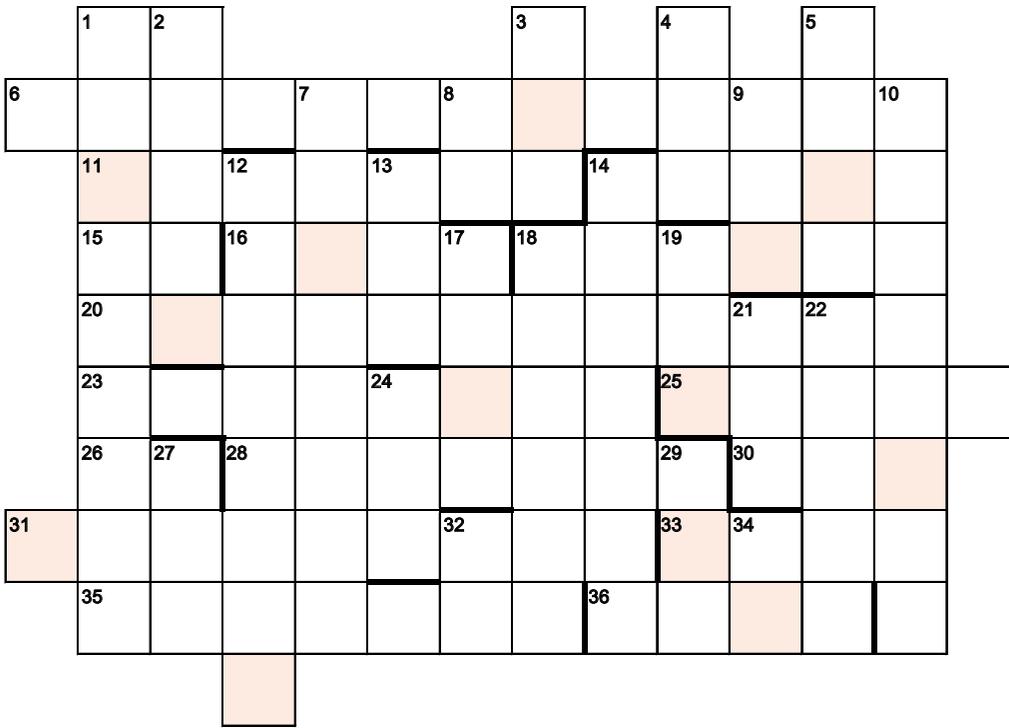
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Damaso: Meine innere Stimme und die Stimme der Natur.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Damaso: Wenn ich in der Natur bin, voll und ganz im Moment, wenn ich Lebensfreude und die Einfachheit des Lebens geniessen kann, wenn ich mit Menschen bin, die mich für mich sehen und schätzen.

Nadia Damaso: Eat Better Not Less. Natürlich & Einfach – Nadias 20-Minuten-Rezepte. AT. 256 S., Fr. 39.90 nadiadamaso.com



Lösungswort — ausgesuchte Pantoffeln?

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

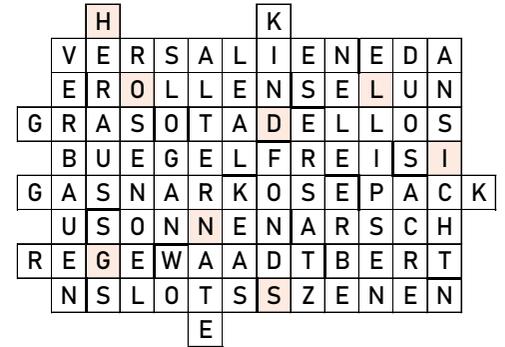
Waagrecht — 1 dasselbe wie 10¹⁸ g 6 Teil des Rückgrats von Schlaginstrumenten?

11 kann durch das ... von Pornos sinken 14 grösstenteils lautloses Möbelstück 15 abwärts ohne den grössten Fulda-Zufluss 16 Weichtier in der westlichen Nordsee oder dem westlichen Nordatlantik 18 Gutscheine mit künstlicher Intelligenz 20 sehr ausführliche Beschreibung von Regentagen? 23 ein zu langsames Arbeitstempo kann man ihm in der Regel nicht vorwerfen 25 ist die Schweiz astrologisch gesehen 26 von einem Baum erschaffene Welt 28 wirres sampeln für Religiöse 30 ehemaliger türkischer Offizier, der als Kröte weiterlebt 31 für Schäler? – eher für Flugzeuge 33 sehr unangenehmer Teil von Slipeinlagen 35 ungünstige Fuss-Eigenschaft, ausser vielleicht für Golems 36 in Ostdeutschland mehr als nur ein Bindewort

Senkrecht — 1 Fischöl-Fitness? 2 integrierter Schaltkreis für den Sound? 3 ist Engländern eigen 4 wenn kein interner Zinssatz, geistig nicht gesund 5 heilsamer Drehachsenabschnitt 7 die Windows-Version vom September 2000 nicht ersetzen? 8 mit der zähes fremdes der 9 dient je nachdem dem Personen- oder dem Datenverkehr 10 winkelförmiges Gegenargument? 12 im Garten nützlich, in den Haaren unerwünscht 13 unvollständiges Gebäude 14 Turmwächter im Land der Stierkämpfer, einem solchen sehr ähnlich 17 wem dies fehlt, der kriegt nichts gebacken 18 Ziel bekannter Stadtmusikanten 19 kuppenförmiger Nettobetriebsverlust 21 in Demoaufnahmen erkennbarer Vogel 22 göttlicher Vater von neun Töchtern 24 knapp 4,2 Joule knapp formuliert 27 dort geht es tierisch zu und her 29 ist heute namentlich die (politische) Heimat mancher Deutschen 32 wenn mit 34 senkrecht gefüllt, inhaltslos 34 sparsame erneuerbare Energien

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 853



Waagrecht — 3 VERSALIEN (Vers-Alien) 10 EDA (ade rückwärts) 13 ROLLEN 14 SELUN (7. Churfürsten-Gipfel) 15 GRAS 16 TADELLOS (Anagramm) 18 BUEGELFREI 20 Sizilien (ital. f. ja) 21 GASNARKOSE 24 PACK 26 SONNEN 27 (B)ARSCH 28 REGELwerk 29 WAADT («Liberté et Patrie») 30 (Ü)BERTrägen 31 SLOTS 32 SZENEN

Senkrecht — 1 HERAUS (Hera, us) 2 KIND (engl f. freundlich) 3 VERBAUEN (Verbauen) 4 ROSENOEL 5 S(LOG)AN 6 ALTERNATE (alter Nate) 7 Carlos LEAL (span. f. treu) 8 ES (Halbton) 9 NELE Pollatschek/Neuhaus 10 ELLIPSEN 11 DUOS 12 ANSICHT (an sich T) 17 ERSATZ (Er-Satz) 19 FONDS 22 KEAS 23 ERBE 25 ACRE (Flächenmass) 26 SGS (Genfer Warenprüfkonzern) 29 WO

Lösungswort — **HOLDINGS**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

EIN NEUES ZIEL FÜR UNVERGESSLICHE MOMENTE

mehr als nur ein Luxushotel

A LEGEND REBORN

